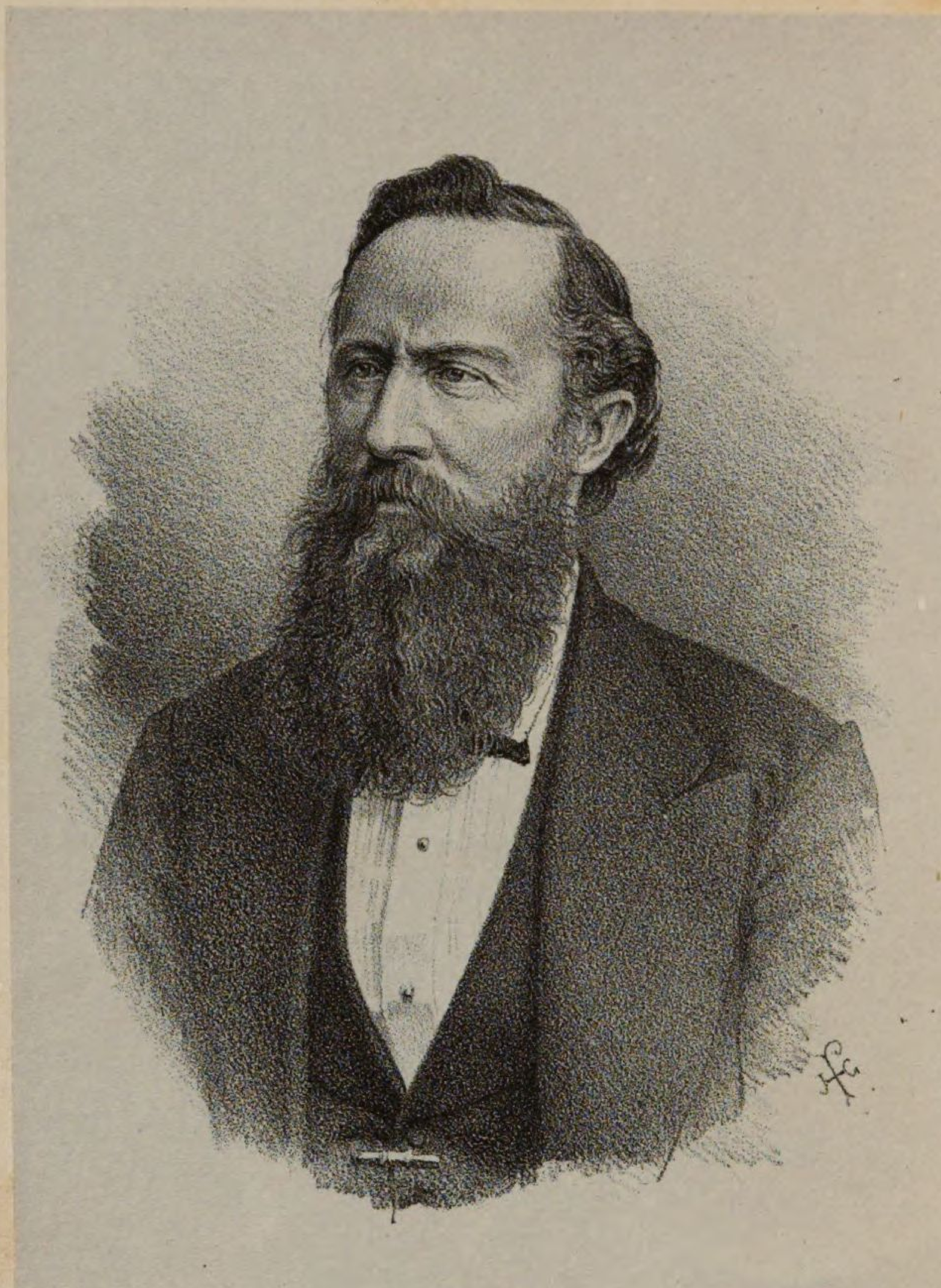


Dr Hans Kudlich.

Rückblicke und Erinnerungen

von

Hans Kudlich.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.



Hans Kudlich

Rückblicke und Erinnerungen

von

Hans Kudlich.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.

Vorrede.

Das Jahr 1848 ist wohl das wichtigste in der Geschichte der österreichischen Völker. Erst seit 1848 sind neben Regenten, Adel und der hohen Geistlichkeit auch die Bürger und Bauern berufen und berechtigt, einen wenn auch nur sehr bescheidenen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt auszuüben und das jährliche Budget zu bewilligen. Die Geschichte jenes denkwürdigen Jahres, oder wenigstens die des ersten österreichischen Reichstages schreiben zu dürfen, würde ich für ein besonderes Glück ansehen. Doch dazu fehlen: Zeit, Materiale und wohl auch die Befähigung.

Möge sich bald ein gewandter, ehrlicher, für seine Aufgabe begeisterter Kopf der bisher vernachlässigten Geschichte der ersten Verfassung gebenden Volksvertretung bemächtigen. Hier ist noch Gelegenheit, goldene Sporen zu verdienen!

Als ich im Frühjahre dieses Jahres mein Heimatland besuchte, fand ich noch einen großen Theil meiner Briefe und Aufzeichnungen aus der Revolutionszeit vor. Zugleich sah ich zu meiner Ueberraschung, daß von den Männern der Volkspartei viel weniger über das Jahr 1848 geschrieben worden ist als von Seite der Reaction, daß sogar jene schnöden Verleumdungen, welche als „actenmäßige Darstellungen" der Behörden und Gerichte verbreitet worden waren, niemals officiell dementirt worden sind.

Dies bewog mich einen alten Plan auszuführen, die Muße des Winters zu benützen, um meine Erinnerungen niederzuschreiben.

Diese Aufzeichnungen beanspruchen nicht die Wichtigkeit eines geschichtlichen — noch weniger die eines literarischen Musterwerkes. Rasch begonnen und beendet, sollen sie nur dem künftigen Historiker einen hoffentlich nicht uninteressanten Beitrag liefern. Sie werden das Räthsel lösen helfen, wie aus einer bigott und unter strengster polizeilicher Ueberwachung erzogenen Jugend eine „*Studentenlegion*“ sich entwickeln, wie sich in dem despotisch regierten vormärzlichen Oesterreich all' der Zündstoff ansammeln konnte, der 1848 hoch emporlodernd, die sorgfältig und mühsam conservirten Reste des Mittelalters — hoffentlich vollständig — verzehrte!

Diese Rückblicke werden auch darthun, daß bei uns die liberale deutsche Volkspartei niemals hätte unterliegen können, wenn Oesterreich wie Frankreich oder Preußen nur von *einem* Volksstamme bewohnt gewesen wäre: daß nur durch die Bundesgenossenschaft der nichtdeutschen Elemente die Reaction siegen, Wien erobern und — den Reichstag vernichten konnte!

Mögen jene Deutschen im Norden, die etwa geneigt sein sollten von dem österreichischen Stamme gering zu denken, diese Thatsache niemals vergessen!

Der Stamm der Deutschösterreicher hat vom Geschick eine complicirte und schwierige Aufgabe zu lösen überkommen: Nicht blos deutsche Sprache und Nationalität hat der Deutschösterreicher gegen zahlreiche nationale Gegner zu vertheidigen, auch die politische und kirchliche Reaction soll er zurückdrängen, die sich

im Gefolge der Nationalen so gern hereinschleichen möchte.

Keine siegreiche Armee, kein durch fabelhafte Erfolge ausgezeichneter Staatsmann steht ihnen zur Seite: Mann für Mann müssen sie eintreten, um Zoll für Zoll ihre Stellung zu behaupten. Denn bereits stehen sie in der Defensive. Das „Cultur nach dem Osten tragen" gehört schon zu den aufgegebenen „glittering generalities" des Jahres 1848!

In diesem Kampfe, den sie für die ganze deutsche Nation kämpfen, sollten sie wenigstens der ermuthigenden Sympathien, der moralischen Unterstützung aller ihrer Landsleute im Reiche sicher sein. Denn nicht Börsianer und Gründer, nicht Bischöfe und Fürsten, nicht der „Pöbel in Seidenhüten", wie Herr Schäffle irrthümlich meint, sehen sich in ihren geistigen und materiellen Lebensbedingungen bedroht, sondern gerade die Millionen der Bauern und Kleinbürger in Böhmen, Mähren, Schlesien — in der Steiermark und den deutschen Culturinseln von Klagenfurt bis Triest sind es, die mit Bangen der Erneuerung des Kampfes entgegen sehen, der 1848 zu Gunsten der Reaction und des Slaventhums — 1871 zu Gunsten des Deutschthums und des Liberalismus entschieden worden ist.

Diejenigen Leser, welche in diesem Rückblicke ein Urtheil über das Oesterreich der Gegenwart suchen — werden sich getäuscht sehen.

Obwohl die „österreichische Freiheit" sprichwörtlich geworden ist, namentlich die von den Launen und persönlichen Ansichten einzelner Minister und Staatsanwälte durchaus unabhängige Preßfreiheit ihres Gleichen in Europa und Amerika vergebens

sucht — so habe ich doch ängstlich alles vermieden, was als eine Kritik der Gegenwart angesehen werden könnte.

Ich glaube wohl, daß man von gewisser Seite das Auftreten neuer Zeugen in den Schwurgerichtsverhandlungen der Weltgeschichte verhindern möchte. Indessen da das Urtheil über das Jahr 1848 noch nicht endgiltig gefällt ist, die Geschichte auch das Verfahren in contumaciam nicht kennt — so hoffe ich noch gehört zu werden. Je vorsichtiger ich in Bezug auf die Gegenwart sein zu müssen glaubte, desto weniger Reserve legte ich mir auf in Bezug auf jenes System, das im März 1848 in's Grab gelegt worden ist.

Hoffentlich sind heute in Oesterreich keine Institutionen und keine Parteien vorhanden, welche mit denen, die damals gestürzt wurden, identificirt werden möchten! Aber wäre heute noch Jemand muthig genug die Schuld mittragen zu helfen, die auf Denjenigen lastet, welche Wien belagerten, eroberten und den unheilvollsten Bürgerkrieg heraufbeschworen?

Meinen Freunden möge dieses Buch als Angedenken an den Verfasser gelten, dem sie im Frühjahre 1872 einen so herzlichen Empfang bereitet haben.

Möge aber insbesondere die jüngere Generation des Bauernstamms darin lesen, wie die Freiheit ihrer Vorväter verloren ging — und wie sie im Jahre 1848 von neuem erstritten werden mußte.

Troppau, 13. März 1873.

Hans Kudlich.

Inhalt.

I. Heimat.

II. Die Revolution.

I.

Heimat.

1. Ein wahrhafter Oesterreicher.

Das war halt noch die gute, alte Zeit, die Zeit des siebenjährigen Krieges. Damals war so ein Krieg nicht in zwei bis drei Wochen entschieden, sondern es dauerte in die Jahre, bis König und Kaiserin des langen Haderns müde, sich endlich die Hände zum Frieden reichten. Es lohnte sich schon der Mühe, daß der Bauer bei Ausbruch eines, seine Heimat bedrohenden Krieges Haus und Hof verließ, um mit Weib und Kind, mit Kühen, Pferden und Schweinen, mit Knecht und Hund sich in den, freilich noch dichten Wald zurückzuziehen, um die Kriegsfurie vorübertoben zu lassen. Denn daß die Dörfer in Flammen aufgingen, nachdem sie bis auf's letzte Ferkel ausgeplündert waren, das war in jenen Zeiten die Regel *). In jener guten alten Zeit wurden die Preußen auch noch manchmal von den Oesterreichern unter Lou-

*) Oft genug hat mir mein Großvater von den kriegerischen Erlebnissen seines eigenen Vaters und des ganzen Dorfes erzählt! Sogar aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges existirte noch die, von Urkunden bekräftigte Ueberlieferung, daß die Reste der Dorfbewohner es vorzogen, sogar die Winterzeit in den Höhlen und Hütten des Waldes zuzubringen, anstatt auf den Ruinen ihrer Wohnungen den Unbilden der Soldateska ausgesetzt zu sein.

don geklopft, manches Siegesband schmückte die schwarz-gelben Fahnen, allein daß Oesterreich, an Siegen und an Ehren reich, nach jedem Krieg irgend eine schöne Provinz verlor, das war ebenfalls schon Sitte. So ging der größere Theil Schlesiens verloren.

Warum die Schlachten gewonnen und verloren wurden, das können wir in jedem geschichtlichen Werke nachlesen. Die Märsche und Gegenmärsche, die guten und die dummen Einfälle der Herren des Generalstabes kommen stets an das Tageslicht der Kritik. Nicht so die Schlangenwege der Diplomatie. Deshalb erfahren wir von keinem Geschichtsforscher, warum nach dem Hubertsburger Frieden die schlesischen Herzogthümer Troppau und Jägerndorf nicht den Weg der übrigen Herzogthümer gingen, sondern bei Oesterreich zurückbehalten wurden, warum Schlesien, das durch 1000 Jahre ein Ganzes gebildet hatte, auseinander gerissen wurde.

Ich konnte also niemals erfahren, welchem glücklichen Einfalle der Diplomatie ich zu verdanken hatte, daß ich als kaiserlich österreichischer Schlesier und nicht als königlicher Preuße das Licht der Welt erblickte. Der österreichische Theil gehörte ja geschichtlich und geographisch seit unvordenklichen Zeiten zu Schlesien. Alle seine kleinen Bäche und Flüsse eilen hinunter nach Norden, um das große schlesische Flachland zu wässern, um preußische Mühlen zu treiben, preußisch beflaggte Schiffe zu tragen. Der Verkehr strebt hinaus nach Norden, dorthin ist es leicht Straßen und Eisenbahnen zu bauen, während wir nur mühsam über die wal-

digen, unfruchtbaren Berge des Gesenkes nach Mähren gelangen können.

Wie waren wir Lobensteiner Bauernjungen stolz auf unser Oesterreicherthum! Mit einer Verachtung, die nur durch eine ganz unbedeutende Portion Mitleid gemildert war, sahen wir auf die Preußen herab. Grund genug dazu glaubten wir zu besitzen: Nahm sich nicht dieses k. k. Schlesien mit seinen Hügeln und Bergen, seinen weithingestreckten Wäldern, den grünen Matten seiner Thäler, mit seinen altersgrauen Burgruinen ausgezeichnet stattlich aus, besonders wenn man aus den prosaischen preußischen Ebenen zuerst unser herrliches Ländchen zu Gesicht bekam! Wie armselig jene matte Ebene ohne Berge, Wälder und Ritterburgen! Zufällig wohnten unserem deutschen Lobenstein gegenüber im Dorfe Branitz und in seiner Nachbarschaft Menschen slavischer, oder vielmehr wasserpolakischer Zunge, und auf alles Slaventhum sahen wir ebenfalls vornehm herab.

Slavisch und preußisch waren uns identische Begriffe. — Die preußischen Nachbarn waren arm. In den Zwanziger-Jahren war bei ihnen die Grundlastenablösung durchgeführt worden, die Ablösungssumme war eine bedeutende, und die ganze Gemeinde, alle für einen und einer für alle, waren haftbar dafür. Der preußische Bauer mußte viele Jahre lang sich einschränken, um unter der ihm auferlegten Last nicht zu erliegen. Preußens aufgeklärter Despotismus zwang die Bauern sich an der wechselseitigen Feuerversicherung der Provinz zu betheiligen. Wenn uns auch die stramme militärische Haltung und die Landwehrmütze des Preußen imponirte, so durften wir hingegen schadenfroh es

ihm gönnen, daß in jedem Dorfe der Gendarm den Leuten in die Töpfe guckte, eine Institution, die wir damals in Oesterreich noch nicht kannten. Vor 40—50 Jahren waren die Steinkohlen noch nicht als gewöhnliches Heizungsmittel in Gebrauch, und die preußischen Bauernweiber kamen schaarenweise zu uns herüber, um in unseren reichen Wäldern die Abfälle aufzulesen. — Also Slaventhum, Gendarmen, flaches poesieloses Wesen, das war mit der Idee des Preußenthums verknüpft. Und daß wir einen Kaiser besaßen, jene aber nur einen König, das schien uns ein entschiedener Vorzug zu sein.

Aber frech waren diese Preußen schon in meinen Knabenjahren! In den meisten unserer Bauernstuben hing neben der Muttergottes von Tschenstochau, dem Johann von Nepomuk, Napoleon und Fra Diavolo ein Bild von den drei Alliirten, mit den drei Heldengestalten Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm, natürlich „unser Franz" in der Mitte, den Ehrenplatz einnehmend und die anderen um eine Kopfeslänge überragend. Wie mußte aber unser patriotischer Stolz verletzt werden, wenn wir drüben im preußischen Wirthshause dasselbe Bild fanden, aber mit einem riesigen Friedrich Wilhelm in der Mitte, neben welchem unser Franz als kleiner dünner Knirps vollständig verschwand! Welche Arroganz, welche Falschheit, wie durfte man es wagen, die Geschichte so zu verunstalten! *) Jedenfalls

*) Mit Unrecht beansprucht Graf Hohenwart die Priorität der Erfindung des „wahrhaften Oesterreicherthums".

war ich wie alle meine barfüßigen Dorf-Collegen das Ideal eines wahrhaften Oesterreichers! Unsere Sonntagnachmittage, besonders wenn das Wetter schön war, wußten wir zu nichts Besserem anzuwenden, als zu einem militärischen Vorstoß an das Ufer des nahen Grenzbaches Oppa, um alles, was drüben auf dem Gebiete Sr. Majestät von Preußen sich regte, mit Steinen zu begrüßen. Des Königreichs tapfere Jugend blieb die Antwort nicht schuldig, und so gab's auf beiden Seiten geschwollene und blutige Köpfe, natürlich ohne unseren k. k. Patriotismus im mindesten zu dämpfen. Merkwürdig, daß wir deutschen Buben, obwohl uns im strengen nationalen Gegensatz zu den Slaven fühlend, nicht die mindeste Ahnung von einem Deutschland besaßen.

Unsere ganze Ideenrichtung wurde ordonnanzmäßig auf den Kaiser hingelenkt.

Wie finde ich heute anno 1872 all' diese Verhältnisse verändert! die Branitzer und ihre Nachbarn sind durch Militärdienst und Schule germanisirt, sie sprechen ein besseres Deutsch als meine eigenen Landsleute. Ihre Wohlhabenheit hat zugenommen. Das Dorf sieht fast wie ein Städtchen aus, wenigstens sind seine Straßen und Vicinalwege in einem besseren Zustande als die der Lobensteiner und der Nachbarn da drüben — sie haben jetzt auch einen Kaiser! Wie werden die kleinen Buben von Branitz sich darüber gefreut haben!

Auch die alte Feindschaft ist geschwunden, seitdem man sich mit dem Grenznachbar in deutscher Sprache verständigen kann, namentlich als im Jahre 1866

preußische Landwehrregimenter herüber kamen, und statt wie es angekündigt war, zu sengen, zu brennen, zu stehlen und zu morden, die jungen, tauglichen Männer in ihre Reihe zu zwingen — sich überall sehr anständig betrugen, ihre Verpflegung regelmäßig bezahlten, dem Bauer sogar bei seiner Arbeit halfen, so daß die österreichischen Bauern erklärten, solche Einquartirung möchten sie wohl das ganze Jahr hindurch haben! Seitdem wird wohl manchmal die Bemerkung gemacht, daß jene Feinde sich viel anständiger benahmen, als die meisten der polnischen und ungarischen Soldaten, die man durch die Reihe von Jahren im Quartier halten und kennen lernen mußte. Da fühlte der deutsche Bauer es heraus, daß ihm der gefürchtete Preuß denn doch in Bezug auf Nationalität und Bildung näher stand, als der — Kroat!

Aber ein Vorzug ist dem kaiserlichen Schlesien geblieben. Die Schönheit und sanfte Lieblichkeit des Landes ist heute noch Gegenstand der Bewunderung und des Neides des von Norden kommenden Wanderers. Von den Ebenen der Oder steigt es allmälig, Hügel reiht sich an Hügel, reiche, schattige Wälder verbinden die einzelnen Kuppen, und hoch über allen schließt die wechselnde Landschaft ab mit dem massiven breiten Rücken des Altvaters.

Am untersten Fuße dieser Erhebungen, die man mit dem Gesammtnamen des Gesenkes bezeichnet, von der norddeutschen Ebene nur durch die Oppa getrennt, lehnt sich Lobenstein an einen sanft aufsteigenden Hügel an. Saftige Fluren, fruchtbare Aecker dehnen

sich im Vordergrund aus. Die jetzt schiefergedeckten stattlichen Häuser vor 50 Jahren größtentheils von Holz und mit Stroh gedeckt, sind durch einen Wald von Obstbäumen dem Augen entzogen, deren Blüthen im Frühjahre ein reizendes Bild gewähren. Der Hintergrund schließt großartig ab. Ihn bilden bewaldete Hügel. Auf einem schroffen Vorsprung blickt aus den massigen Trümmern der alten Burg Lobenstein das Mittelalter grämlich, mißvergnügt, und wie ich vermuthe, etwas neidisch auf das ringsum sich entwickelnde bäuerliche und bürgerliche Treiben herab. Desto freundlicher und sonniger erglänzt daneben der Burgberg, gekrönt mit einer hellweiß angestrichenen weit in die Lande sichtbaren Wallfahrtskirche, in welcher ein gar lieblich gemaltes Muttergottesbild weithinaus die Ferne beschützt und in aller Bescheidenheit Gutes thut. Die Muttergottes vom Burgberg gehört nicht zu jenen vielgefeierten stolzen und reichen Damen, wie Diejenige in Mariazell, Mariatafel oder Lourdes, die ganze Truhen mit kostbarem Schmuck und prachtvollen Ballanzügen besitzen. Noch niemals hat eine Fürstin oder gar Kaiserin zu ihrem Schrein sich betend gewendet. Vielleicht wenn die neue französische Massenwallfahrtsmode auch die österreichischen Gräfinnen, Generalinnen, Banquiersfrauen und Baumwoll-Prinzessinnen ergreift, dürfte auch der Burgberg einen geschäftlichen Aufschwung erfahren. Bis jetzt ist die Muttergottes vom Burgberg eine reine Bauernheilige. Ihr einziger Reichthum, von dem die Kirche übrigens in gutem Stand und nicht minder die Leiber mehrerer Geistlichen in guter, statt-

licher Rundung und Nahrung erhalten werden, ist das Vertrauen, das sie in der ganzen Gegend genießt. Ich besuchte 1872 wiederholt den herrlichen Berg und durfte der schönen Frau vom Burgberg wenigstens dazu gratuliren, daß sie endlich über die braune häßliche alte polnische Muttergottes von Tschenstochau einen vollständigen Sieg errungen, sie aus den schlesischen Bauernstuben gänzlich verdrängt hat, ein Sieg, der um so mehr Anerkennung verdient, da er wohl nur dem ästhetischen und nationalen Sinn des Volkes, und keinerlei unlauterem Humbug zuzuschreiben ist. Die Schönheit der Aussicht vom Burgberg, das bescheidene Auftreten der heiligen Jungfrau, der Mangel jeder Marktschreierei, macht sie auch bei jenen beliebt, die den wunderwirkenden, wie calculirenden Geschäftsdamen anderer Orte abgeneigt sind. Kann ich doch selbst unsrer nachbarlichen Mutter Gottes bestätigen, daß sie meines Wissens sich noch niemals mit Wunderwerken, mit Heilung von Krankheiten, oder mit Radical-Kuren verfuschter Gelenk-Entzündungen sich abgegeben, ja nicht einmal den Thierärzten Concurrenz gemacht hat.

Diese Enthalsamkeit ist besonders heutigen Tages anzuerkennen, wo aus der Position der Jungfrau so nahe dem Throne Gottes, oft auf eine wirklich marktschreierische Weise Capital gemacht wird*). Alles was

*) Freilich datirt die jungfräuliche Bescheidenheit erst vom Jahre 1785. Vor diesem Jahre hatten die Wunderthaten der Muttergottes vom Burgberg ebenfalls großen Lärm gemacht, so daß Kaiser Josef II., der für dergleichen religiöse Dinge wenig Verständniß besaß, ihr das Handwerk legen ließ. Die Kirche

unsre liebe Frau vom Burgberg jetzt beansprucht, ist, daß sie für einfache Gebete oder bezahlte Messen ein gutes Wort am Throne des Allerhöchsten einlegte — wogegen kein denkender Mensch etwas einzuwenden haben wird.

Der Burgberg ist der beliebteste Picknick-Platz für die benachbarten Orte. Und ein wunderschönes Plätzchen ist es auch mit herrlicher Aussicht in die drei hier zusammenlaufenden Thäler, in die schlesischen Berge und Wälder und auf der nordöstlichen Seite fern hinab in die von goldenem Weizen glänzenden Gefilde der schlesischen Ebene, bis der ferne Annaberg im Nordosten und im Osten die Karpathenhöhen der Lissa und des Radost den trunkenen Blick begrenzen.

Für uns Kinder war es stets ein besonderes Fest, wenn wir gewöhnlich in großer Gesellschaft auf den heiligen Berg gehen durften. Der Weg führte uns durch einen herrlichen Buchenwald an den düstern Mauern der Burg Lobenstein vorbei. Oben sahen wir

---

blieb geschlossen, bis der fromme Kaiser Franz sie wieder öffnen ließ. In der Concordatzeit fing es wieder an besonders lebendig zu werden. Indessen waren es zwei Ereignisse, die der Muttergottes vom Burgberg sehr schadeten. Einmal wurde die Kirche vom Blitz getroffen und total zerstört. Als sie wieder aufgebaut war und die frommen Lobensteiner eine erste große Wallfahrt unter Leitung ihres Pfarrers auf den Burgberg veranstalteten, brach in Lobenstein Feuer aus, griff, da die meisten der kräftigen Einwohner entfernt waren, rasch um sich und die Heimkehrenden fanden ihre Häuser in Schutt und Asche. Kein Wunder, daß diese Vorkommnisse dem Credit des heiligen Berges sehr schadeten!

die ganze schlesische Welt. An den Galatagen der heiligen Jungfrau, gaben sich entfernte Verwandte und Bekannte dort ein Stelldichein. Da konnte man all' die verschiedenen deutschen und slavischen Mundarten und Trachten des Landes studiren. Natürlich mußte auch eine Messe gehört werden. Für die Predigt fehlte freilich die Geduld. Die Geistlichen wußten noch nicht durch politische Vorträge über die Staatsgesetze, durch Schimpfereien über Liberale, Juden und Freimaurer ihre Predigten anziehend und unterhaltend zu machen. Die älteren Männer gingen in's nahegelegene Wirthshaus, wir Jüngeren bewunderten die mit Heiligenbildern, Stiefeln, Spielsachen und Naschwaaren angefüllten Buden der verschiedenen Händler. Weiter abseits in die Schatten der Wälder verloren sich die kühnen Jünglinge und die verschämten Jungfrauen. Auch als Ehestifterin soll sich die Muttergottes vom Burgberg ausgezeichnet haben.

Auf der alten Burg Lobenstein saßen schon im zwölften Jahrhundert die Herren gleichen Namens. Wohl schon in vorchristlichen Zeiten müssen ringsherum zahlreiche Menschen-Wohnsitze gestanden haben. Das beweisen die Aschenkrüge, Gefäße, steinernen Werkzeuge, die zwischen dem Berg und der Oppa ausgegraben werden. Die Herren von Lobenstein sollen den Verkehr weit und breit unsicher gemacht haben. Nach ihnen wechselten die Besitzer sehr rasch. Johann Georg von Brandenburg schützte von diesem festen Platze die Einführung des Protestantismus; deshalb wurde er in die Acht erklärt, und mußte fern im Ungarlande in der

Verbannung sterben *). Die fromme kaiserliche Majestät gab das Land hierauf dem Fürsten von Liechtenstein, freilich nicht umsonst, sondern für eine bedeutende Summe Geldes und für das Versprechen, die ketzerische Lehre Luthers auszurotten. Das that auch der Liechtensteiner, con amore! Mit Hilfe von einem Regimente Dragoner gelang es ihm vollständig. Die Dragoner hießen die Seligmacher und heut hört man noch die Drohung: ich will dich katholisch machen! Die reichen Liechtensteiner ließen diese echte Burg verfallen, während sie mit großem Kostenaufwande in der Brühl bei Wien funkelnagelneue Ruinen aufführen ließen. Die Burg wurde also wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben: Räuberbanden fanden darin ihren Schlupfwinkel. Allein diese letzten Ritter kamen einige Jahrhunderte zu spät. Während die ersten die Gründer reicher, stolzer Geschlechter wurden, endeten ihre letzten Nachfolger vor hundert Jahren auf dem Galgen!

Die Umgegend von Lobenstein war also ganz geeignet, in dem Gemüthe des jungen Schlesiens die Gefühle des Feudalismus und des religiösen Glaubens zu erwecken. Und so war es auch. Machte mich der Gegensatz zu den Buben des Königs von Preußen, dort jenseits der Oppa zum wahrhaften Oesterreicher, so weckte die Muttergottes des Burgbergs den innigsten religiösen Glauben und machte mich zum begeisterten Anhänger des poetischen Marienkultus, die

*) Das war also der erste Lobensteiner, der aus religiös-politischen Gründen seine Heimat verlassen mußte!

breiten starken Umfangsmauern der alten Burg, ihr tiefes Verließ, ihr hochragendes Luginsland, der Turnierplatz, alles erweckte in mir einen gruseligen Respect vor den Mannen, die vor alten Zeiten hier gehaust, und mit denen unser schwaches tugendloses Geschlecht keinen Vergleich aushalten konnte.

Ich war ganz dazu angelegt, ein guter, frommer, feudaler Unterthan zu werden.

Doch wurde in dies mein schönes Phantasiegebäude von Glauben und Treue bald da bald dort Bresche geschossen, nicht durch die Aufklärung in der Dorfschule, — diese war ganz unschuldig — sondern durch gelegentliche Bemerkungen meines Vaters, eines verständigen Mannes, von derb gesundem Körper und Geist.

Ich vergesse niemals, wie er mit einem Schlage meinen Glauben an die alten Ritter zerstörte. Er hatte an einem nebligen Herbsttage auf dem fürstlichen Acker im Dienste der Robot zu pflügen. Gegen die Mittagszeit schickte mich die Mutter hinaus, um dem Vater sein Mittagessen zu bringen. Ich blieb bei ihm und trieb ihm die Pferde. Es war ein Mäusejahr. Die Pflugschaar zerstörte hunderte von Nestern, die armen Mäuse überrumpelt und erschreckt, flüchteten nach allen Seiten, die nackten Jungen zurücklassend. Auf meines Vaters Feldern würde ich pflichtgemäß alle erschlagen haben. Auf den Feldern des Fürsten that ich keinem etwas zu leide, ich sah sie als Feinde des Fürsten, gleichsam als Verbündete an. — Gegen Abend sagte mir der Vater: Hannes, jetzt will ich Dir was schönes zeigen. Hier herrscht Nebel und Finsterniß — ich wett oben auf dem

Berge finden wir noch herrlichen Sonnenschein. Und so war's. Der Nebel reichte nur bis zu den Mauern der Burg. Der Lobenstein glänzte, wie alle nahen und fernen Bergspitzen, im hellsten Lichte der untergehenden Sonne!

Als ich mich von meinem Staunen erholt hatte und meinen Vater fragte, warum denn die Menschen nicht alle lieber hoch oben auf den schönen Bergspitzen und Burgen wohnten, wie vor alten Zeiten, da erklärte er mir den ganzen Jammer, den das Mittelalter den Leibeigenen brachte.

„Schau, um dem Ritter diese Burg zu bauen, haben wohl Tausende von Menschen viele Jahre lang arbeiten, frohnden, Steinebrechen, Lasten auf die Höhe emporschleppen müssen. Diese Burg haben nicht die Ritter gebaut, sondern unsere Vorväter, die leibeigenen Bauern. Wolle Gott behüten, daß es dem Fürsten einfiele, jetzt wieder die Burg aufzubauen, und mit seinen Kriegern, Jägern, Hunden und Weibsleuten hier sein liederliches, faules Leben zu führen."

Damit zerstörte er das Phantasiebild, das ich mir von Rittern, Knappen und Edelfräulein gemacht hatte, und weder Spieß, Walter Scott, noch Fouqué waren später im Stande, bei mir die Reputation des Mittelalters wieder herzustellen. Jede alte Burg, jede Ruine brachte mir nicht nur die edlen Herren und Frauen, sondern auch die schweißtriefenden Bauern in's Gedächtniß, die durch List und rohe Gewalt dazu gebracht worden waren, die Steine zu jenen Burgen herbei zu schleppen.

Schon diese eine Mittheilung charakterisirt den Vater als einen praktischen, klardenkenden Kopf. Obwohl er keine andere Bildung genossen, als die der gewöhnlichen Dorfschule, wußte er doch Feder und Zunge im Dienste seines nie rastenden, klar arbeitenden Kopfes gut zu gebrauchen. Er war für die politische Obrigkeit, für den Liechtenstein'schen Amtmann, der den imponirenden Titel Kammerburggraf führte, stets eine harte Nuß, wenn er an der Spitze einer Bauerndeputation erschien, um gegen ein Unrecht zu protestiren, oder um gegen die Uebergriffe der Beamten gerechten Schutz zu suchen. Der schlaue Burggraf wußte oft nicht mehr, woher er die Gründe nehmen solle, um des einfachen Bauern naturwüchsige Logik zu widerlegen. Freilich wenn der obrigkeitliche Witz erschöpft war, wurde einfach befohlen, und im Weigerungsfalle mit Arrest gedroht. Wurde dann noch „gemukst", so schickte man den unverschämten Unterthan, der die Ehrfurcht gegen die Obrigkeit vergaß, auf 6 bis 24 Stunden in's Gefängniß!

Obwohl der Vater weder Pädagogik noch Erziehungskunde studirt hatte, so konnte er dennoch mit dem Resultate seiner Erziehungskunst, wie er sich an seinen acht Kindern manifestirte, zufrieden sein!

Als ich in Wien mein viertes Jahr juridischer Studien vollendet hatte und die Nachricht von meinem ersten Rigorosum etwas lange warten ließ, so daß er ungeduldig wurde, schrieb er mir, um mich zum Fleiße anzuspornen, Briefe, die des beabsichtigten Eindruckes nie verfehlten und auch meinen Collegen gewaltig imponirten. — Dabei war er ein fleißiger Arbeiter und konnte

auch keines seiner Kinder müßig sehen. Unter harter Außenseite barg er jedoch ein weiches poesievolles Herz und ein feines Verständniß für die Schönheiten der Natur. Ein schöner Sonnenuntergang konnte ihn in die glücklichste Stimmung versetzen. Für die Bienen und ihre Zucht war er leidenschaftlich eingenommen und ich möchte behaupten, daß dies der einzige Punkt war, wo er sterblich war. Für seine Bienen konnte er bedeutende finanzielle Opfer bringen. Oft warfen wir ihm scherzweise vor, daß sie es viel besser hätten, als die eigenen Kinder. Der herrlichen Sommernächte, die ich an seiner Seite unter den Bäumen des von ihm geschaffenen Obstgartens auf einfachem Strohlager zubrachte, werde ich nie vergessen! Als ich aus Wien auf Ferien kam, brachte ich mehr und mehr Kenntnisse mit und er liebte es, wenn ich ihm aus Physik, Chemie, Naturgeschichte und Astronomie Mittheilungen machte. Dann war er unterhaltlich!

Ein merkwürdiges Gemisch der verschiedenartigsten Gegenstände enthielt seine Bibliothek. Bei der Erwerbung seiner Bücher war die Wohlfeilheit das entscheidende Moment. Inhalt war Nebensache. Der Kern bestand aus Reisebeschreibungen, z. B. Turners Gesandtschaftsreise nach China und Thibet, Mingo Parks Reisen, Cooks Reise um die Welt u. s. w. Biographien waren reichlich vorhanden, z. B. der Königin Anna von England, des Zischka von Trocznow; neben alten handschriftlichen Chroniken von Jägerndorf standen Schillers Werke, dessen Wilhelm Tell seine ganze Bewunderung besaß, Denkwürdigkeiten von Euse, Klopstock,

Rammlers Gedichte, landwirthschaftliche Lehrbücher, die Troppauer Zeitung, das Pfennig-Magazin und Brockhaus' Illustrirtes Conversations-Lexicon, dazwischen Musäus Volksmärchen, Tausend und Eine Nacht, Ritterromane u. s. w., Sturms, des Hauptpastors von Hamburg, Betrachtungen über die Werke Gottes u. s. w. Durch Bruder Hermanns Sendungen aus Wien wurden diese Bücher von Zeit zu Zeit vermehrt. Diese Bücher las der Vater nicht einmal, sondern mehreremale; atürlich war nur in den langen Winterabenden Zeit dazu. Dann saß eine glänzende, heitere Gesellschaft, bestehend aus den älteren Schwestern und ihren Freundinnen mit den schnurrenden Spinnrädchen im Kreise um einen kleinen Kamin herum, der mit Kienholz geheizt, das nöthige Licht ausstrahlte. Gaslicht, Cerosin, Oel und Talglichter, waren damals noch unbekannter Luxus. Gewöhnlich wurde ich als Feuerwerker angestellt, nahm meine Position zwischen dem kleinen Kamin und dem Ofen und besorgte die Feuerung, bis ich glücklich einschlief. Die erste Stunde dieses Spinnkränzchens verging unter Lachen und allerhand Kurzweil. Die lustigen Dirnen erzählten die Neuigkeiten des Dorfes, sehr harmlose Geschichten, die der Scandalsucht von Residenzdamen wahrscheinlich wenig Stoff geboten haben würden. Dann wurde die Mutter gebeten, von dem Schatz ihrer Märchen und Geschichten etwas herauszugeben, von denen sie einen unerschöpflichen Reichthum besaß. Vieles davon fand ich später unter Grimms Volksmärchen wörtlich wieder als alte Bekannte. Auch Räubergeschichten kamen an die Tagesordnung. Die Räuber der

Burg Lobenstein lebten noch in der Erinnerung. Auch der letzte protestantische Pfarrer Lobensteins, Valentin Hanke, der die Kunst der Sterndeuterei besaß, gab Stoff zu wunderbaren Erzählungen. Ein Volkslied im Chor gesungen, bildete dann den Uebergang in die neueste Zeit. Es erschienen allmächtig die „Schiefenschüttler", die jungen Burschen und Courmacher, deren ostensible Aufgabe es war, den jungen Damen die Abfälle des Spinnrockens von den blauen Schürzen abzuschütteln. Zuletzt, wenn dem Vater die Jugendeseleien zu arg wurden, begann er eine Vorlesung. Um bessere Beleuchtung zu haben, steckte er den langen Span aus Kieferholz in den klafterhohen hölzernen Leuchter und hielt seine Lectüre aus einem seiner Bücher. Dazwischen gab er seine Erläuterungen und wußte sein junges Auditorium oft bis ein Uhr wach zu erhalten. Unter dem Geleit der jungen Burschen begaben sich dann die Mädchen mit ihren Spinnradeln nach Hause. — Wenn ich auch regelmäßig im Winkel der Ofenbank während dieser Vorlesungen einschlief, so erbte ich doch des Vaters Lesewuth. Ich verschlang alle jene Bücher, wenn ich auch oft nur den zehnten Theil davon verstand. Brockhaus allein gab mir einen solchen Vorrath von abgerissenen Kenntnissen, daß ich in den Gymnasialjahren meinen Collegen und Professoren gar gewaltig damit zu imponiren im Stande war.

Die Mutter war in vielen Stücken verschieden vom Vater. Herrschte bei ihm der Verstand, so war bei ihr das Gefühlsleben desto intensiver. Liebe zu den Kindern, die treueste Pflichterfüllung, ein unerschütterlicher

Glaube an die Güte und Weisheit Gottes, selbst dann, wo das Walten der Allmacht ihr unbegreiflich erschien, füllten ihre Seele aus. In Krankheit und anderem Unglück war sie stets heiter, stets hoffnungsvoll, weil sie immer bereit war, vor ihrem Erlöser zu erscheinen. Wenn ich in späteren Jahren ihr manchmal, aus Muthwillen, meine religiösen Zweifel mittheilte, und sie dann fragte, ob ihr wegen des Heiles meiner Seele nicht bange sei, so pflegte sie mir mit größter Zuversicht die Beruhigung zu geben, daß ihr eignes Leben so musterhaft sei, und daß sie einen solchen Ueberfluß an guten Werken besitze, daß sie fest überzeugt sei, ihre Fürbitte bei Gott werde mir schon durchhelfen! — Dem religiösen Indifferentismus gegenüber, den der Vater zur Schau trug, war sie desto eifriger bestrebt, uns Kindern religiöse Ueberzeugungen beizubringen. Mit der größten Sorgfalt überwachte sie unsere religiösen Uebungen. Beim Aufstehen, Schlafengehen, vor und nach dem Essen mußte gebetet werden. Bei feierlichen Gelegenheiten, Feiertagen, am Schluß der Woche wurde ein Uebriges gethan und eine allgemeine Betstunde angeordnet, an der auch alle Arbeiter und Dienstboten Theil nehmen mußten. Während der Ferien war ich verurtheilt, täglich die Messe zu hören; denn, sagte sie, Du hast Zeit dazu, die anderen müssen arbeiten!

Ihr höchstes Streben ging dahin, aus mir einen Geistlichen werden zu lassen. Da mein ältester Bruder zum Juristen und Advocaten, der zweite zum Bauer bestimmt war, so wäre es eigentlich ganz in der Ordnung gewesen, wenn ich Theologie studirt hätte. Mit

den hellsten Farben malte sie mir die Herrlichkeit und Heiligkeit des geistlichen Standes, schilderte mir lebhaft den Stolz, die Genugthuung der ganzen Familie, ja, des ganzen Dorfes, wenn ich als Geweihter und Auserlesener des Herrn meine erste Messe — meine Primiz — feiern würde. Da ich mich nicht begeistert zeigte von den Aussichten, die sie mir eröffnete, so schickte sie auch den Lobensteiner Pfarrer über mich. Dieser war allerdings ein gefährlicher Werbeofficier, ein humaner, liebenswürdiger Josephiner, der in der Ruhe und Abgeschiedenheit seines Pfarrhauses, inmitten der Blumen und delicaten Früchte seines Pfarrgartens sehr glücklich erschien. Mit dem ewigen Beten nahm er es nicht so streng. Das Rutschen auf den Knien konnte er nicht leiden, den Armen des Dorfes war er ein Vater und streitende Nachbarn, grollende Eheleute wußte er auszusöhnen. Den jungen Burschen des Ortes wußte er die Liebe zur Obstbaumzucht, zur Bienenzucht einzuflößen, den Mädchen machte er Blumen zum Geschenk, in der Schule und in der Christenlehre widmete er eine kurze Viertelstunde dem trocknen Katechismus, der Rest der Stunde wurde mit Erzählungen und Beschreibungen aus Naturgeschichte, Erdkunde, Weltgeschichts- und Reisebeschreibungen ausgefüllt. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses alten Herrn vieljähriges Walten einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den Charakter der in der Entwicklung begriffenen Generation ausübte. Mich wußte er an sich zu ziehen, und wahrscheinlich wäre der Plan meiner Mutter ausgeführt worden, wenn ich während meiner Gymnasialzeit nur mit ähnlichen humanen Geistlichen in Berührung gekommen wäre!

Uebrigens zeigte ich schon auf dem Dorfe keine Disposition zu philosophisch-theologischen Grübeleien. Meine Mutter gab sich eines Abends große Mühe, uns Kindern den uns ganz unfaßbaren Begriff der Ewigkeit klar zu machen. In ihrer Auseinandersetzung blieb in mir nur ein Satz haften, der einzige, den ich verstanden zu haben glaubte: „Die Ewigkeit nimmt gar kein Ende!" Ich verstand Ente und frug die Mutter zuletzt ganz erstaunt: „Nimmt denn die Ewigkeit auch keine Gans?" — Für diesen Abend gab die Mutter die Hoffnung auf, mir ihren Satz klar zu machen, das Gelächter der Geschwister erlaubte ihr nicht ihren Vortrag zu Ende zu führen.

Und doch stammte meine Mutter aus einer Familie, in welcher noch nicht alle Spuren des Protestantismus verwischt waren. Mein väterlicher Großvater war noch im Besitze einer lutherischen Familienbibel, in welcher er gern — freilich nur insgeheim — zu lesen pflegte. Die Gläubigkeit meiner Mutter war wohl die Folge ihres reichen, überströmenden Gefühls. Sie fügte sich später auch in den Gedanken, mich nicht als Geistlichen, sondern als Advocat zu sehen, mit heiterer Ergebenheit, sich damit tröstend, daß es halt Gottes Wille nicht sei, daß ich Pfarrer werde!

Wenn mir bei der Wahl meines Berufes eine gewisse Freiheit gestattet, ja noch immer die Möglichkeit offen gelassen wurde, Bauer zu werden, so war es hingegen des Vaters unabänderlicher Wille, daß mein ältester Bruder Hermann Advocat werden solle. Die Advocaten erschienen dem Vater als eine Art Halbgöt-

ter. Nach seiner Meinung waren sie mächtiger als Gott, Kaiser und — Kammerburggraf! Und er hatte seine Gründe für diesen Glauben! Neben unzähligen anderen Lasten hatten die Lobensteiner Bauern die Pflicht, aus dem benachbarten Revier des Hegewaldes zu Winterszeit das Brenn- und Bauholz nach Jägerndorf zu führen. Als dieser Wald ziemlich erschöpft war und geschont werden mußte, stellte die Herrschaft an die Bauern das Ansinnen, daß sie nunmehr aus dem über drei Meilen entfernten Milkendorfer Revier das Holz holen sollten. Die Bauern protestirten, weigerten sich dessen, und mehrere von ihnen, die man für die Rädelsführer hielt, wurden auch sogleich eingesteckt! Da wandte sich des Vaters frommer Nachbar in zweiter Instanz an unsern Herrgott; er ließ nacheinander ein Dutzend Messen lesen, damit der Herr der ersten Instanz die Augen öffne und sie den Weg der Gerechtigkeit leite. Vergebens! Dem Nachbar blieb nichts als der Spott meines Vaters. Wollten sie nicht zu ihrem Arrest noch Stockprügel erdulden, so mußten die Bauern einspannen und fahren. Die Wege waren weit, schlecht und verschneit. Menschen und Vieh kamen erst am andern Nachmittag halb erfroren wieder heim. Die Bauern hielten Kriegsrath. Sie beschlossen, sich nunmehr beim kaiserlichen Kreisamt zu beschweren. — Das k. k. Kreisamt fanden sie bereits im Besitz einer denunciatorischen Anzeige des Jägerndorfer Burggrafen. Sie wurden vom Stellvertreter des Kaisers hart angefahren: Widerspenstigkeit und Streitsucht wurde ihnen vorgeworfen und ihnen bedeutet, sich nicht so systematisch gegen alles zu

sperren, was die Obrigkeit von ihnen verlange. Nachträglich bleibe ihnen ja noch immer der Weg der Beschwerde beim Kreisamt offen. Ueber den Streitpunkt behalte sich das Kreisamt die Entscheidung vor. Nach einem halben Jahr reisten wieder drei Deputirte drei Meilen hinab zum Kreisamt, um seine Entscheidung zu betreiben. Das Kreisamt eröffnete ihnen, der Punkt wegen der Holzfuhren sei allerdings zweifelhaft, das Kreisamt könne nicht zu ihren Gunsten entscheiden und rathe zu einem Vergleich. Höchstens blieb ihnen der Rechtsweg offen. Der sei kostspielig und es sei auch nicht in der Ordnung, daß Gemeinden mit ihrer Obrigkeit in Streit liegen. — Auf des Vaters Antrieb wurde doch ein geschickter Advocat in Anspruch genommen, der den Proceß zu Gunsten der Gemeinde gewann. Die fürstliche Kammer wurde sogar in die Kosten verurtheilt. Von dieser Zeit an pflegte der Vater zu sagen: Advocaten sind mächtiger als Burggraf, Kaiser und — Herrgott!

Wie alle anderen Schlesier, waren auch die Lobensteiner und ihre Nachbarn weit entfernt von der Kühnheit, mit welcher die Tell, Stauffacher, die Melchthal und Winkelriede der Tyrannei österreichischer Vögte ein Ende machten, ebenso von der zähen Tapferkeit, mit welcher die Dithmarschen gegen den Niedersächsischen Adel so lange fochten, bis sie ihn vollständig ausgerottet, alle seine Burgen gebrochen hatten. Gegen Tyrannei des Burggrafen glaubten sie, sei kein Kraut gewachsen. Daß sie sich bei jener Gelegenheit verführen ließen, gegen die mächtige Herrschaft zu pro-

cessiren und daß sie den Proceß gewannen, war ein Ereigniß, das im ganzen Lande Aufsehen machte und — Nachahmung fand. Das Ansehen der Lobensteiner war dadurch gestiegen. Sie wurden von jener Zeit an als die Bannerführer der Gemeinden des Oppalamts angesehen.

---

2. Sclaverei, Leibeigenschaft, Unterthänigkeit.

Die Knechtschaft vieler Jahrhunderte hatte das Volk entmannt.

Die Griechen machen viel Wesens davon, daß ein Geier ihrem gefesselten Landsmann Prometheus die Leber zerfraß. An unserm schlesischen Prometheus fraßen zu gleicher Zeit nicht weniger als drei Geier! Der Geier der religiösen Verdummung fraß an seinem Gehirn, der gierige Geier des Staates fraß an seiner Leber und das patriarchalische Raubthier der Patrimonialherrschaft riß ihm den Leib auf. Die Combination politischer, geistiger und ökonomischer Sclaverei ließ von dem, was den Menschen Gott ähnlich macht, nichts übrig — es blieb ein Geschöpf ohne Selbstbewußtsein, ohne Stolz, ohne Begeisterung, ohne Muth, ohne Ehre! — Aber gut, seelengut, geduldig — ein musterhaftes Lastthier! Er gab Gott, d. h. dem Pfarrer, was Gottes, dem Kaiser, d. h. dem Steuereinnehmer und Recrutirungsofficier was des Kaisers und außerdem der Patrimonialherrschaft, was der Herr-

schaft von Rechtswegen gebührte und noch etwas mehr dazu, wenn sie es verlangte. Er war zufrieden, wenn ihm sein bischen Leben, seine Knödel und Kartoffeln blieben – er war überglücklich, himmelhoch jauchzend, wenn ihm Sonntags ein Gläschen Schnaps und zur Kirmes ein Stück Kuchen übrig blieb! Die Milch seiner frommen Denkungsart in gährend Drachengift zu verwandeln, das war rein unmöglich! Selbst durch Vorfälle wie der nachfolgende, konnten sie nicht zu unüberlegten, gesetzwidrigen Handlungen verleitet werden!

Es war im Jahre 1835, als ich die Sommerferien im heimatlichen Dorfe zubrachte. Der Augusttag war schwül. Gewitterschwangere Wolken zeigten sich am Horizonte. Die Bauern waren in der höchsten Eile, um ihre schwerbeladenen Wagen in die Scheuer zu bringen, waren sie doch in der vorhergehenden Woche vollauf beschäftigt gewesen, dem Fürsten Liechtenstein seine reiche Ernte unter's Dach zu bringen! Eine Compagnie k. k. Infanterie — mit lästiger Einquartierung, waren sie das ganze Jahr hindurch geplagt — exercirte und sperrte die Straße ab. Ein Wagen mit Getreide stand schon eine Viertelstunde wartend, bis es dem Hauptmann gefallen würde, den Weg zu öffnen. Und noch ein anderer Wagen kam schwer beladen daher, verlangte Durchlaß und auch ihm rief der Hauptmann ein Halt! entgegen. Und höher und höher stiegen die Wolken empor, einzelne Donnerschläge wurden hörbar. Endlich riß auch dem Bauer Peschke die österreichische Sclavengeduld, fluchend trieb er seine Pferde an und brachte die Reihen in Verwirrung. „Reiß ihn herab,“ commandirte jetzt der Offi-

cier und im Nu lag der Bauer auf dem Boden und fünfundzwanzig gut österreichische Hiebe wurden ihm vom Corporal aufgezählt.

Das geschah vor meinen Augen.

Die Gemeinde beschwerte sich bei der patriarchalischen Obrigkeit. Diese nahm sich natürlich „mit aller Energie" ihres maltraitirten Unterthanen an, der Officier wurde — welch' schreckliche Strafe! — zu einem andern Regiment versetzt und nach anderthalb Jahren wurde Peschke's Ehre durch ein Schmerzensgeld von zehn Gulden gesühnt!

Man war an diese Mißhandlungen gewöhnt. Hätte ich dieser Scene nicht als Augenzeuge beigewohnt, so hätte ich nichts davon erfahren. Man hielt es nicht der Mühe werth, davon viel Lärm zu machen!

Daß es einmal anders war, das war ja längst vergessen. Der Instinct der Freiheit war verloren gegangen. Daß es in der Zukunft besser werden konnte, daran wagte die kühnste Phantasie nicht zu denken!

Es war auch schon gar lange her, als in den Gefilden Schlesiens der Mensch derselben Freiheit sich erfreute, wie die Bären und Eber seiner Wälder. Mit den Ansiedlungen der Menschen kam der Krieg, kamen Kriegsgefangene, kam die Herrschsucht, kam die Hinterlist und die Sclaverei. Jenes waren noch humane Zeiten, als der Krieg nach dem natürlichen Recht der wilden Thiere geführt wurde; der Mensch führte die zwecklose Grausamkeit ein, er brachte die körperliche und geistige Folter — mit den Fürsten kamen die Massenmorde des Krieges. Ein Fürst von Troppau ließ sei-

nen gefangenen Nebenbuhler mit einem Brett den Rumpf vom Kopf absägen, ein Manöver, das wohl den grausamsten Tiger in den Schatten stellt!

Das Hügelland Oberschlesiens kann sich in Bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens nicht mit der Hanna, ichtn mit den Ebenen Ungarns messen. Doch ersetzen die strebsamen Bewohner durch Fleiß, was die Natur versagt und Schlesien wäre durch den Charakter seiner Bewohner und durch seine Lage ganz geeignet, ein friedliches glückliches Land zu sein; und doch ist die Geschichte dieses Erdenwinkels so unglücklich, so überreich an Kriegen, an Blut und Elend, an Hungersnoth und Seuchen, wie kein anderer Theil der von Menschen bewohnten Erde. Seine Lage zwischen Polen, Mähren, Böhmen und Deutschland machte es zum Streitobject für alle benachbarten Völker. Immer wieder waren es die alten Feinde, die Feudalen und Clericalen, die das Land nicht zur Ruhe kommen ließen. Hatten die ewigen staatsrechtlichen Kämpfe, hatten die nie erledigten Erbschaftsstreitigkeiten für eine kurze Zeit ausgetobt, so brach die religiöse Hetze los und die Heere der Hussiten, der Katholiken und Protestanten gaben sich abwechselnd ein Stelldichein in diesem armen Lande. Weder Mongolen noch Hunnen und Magyaren ließen die Frucht reifen, welche die Bewohner mühsam gesäet hatten.

Das Studium der vergangenen Zeiten erzeugt immer ein angenehmes, freudiges Gefühl der Genugthuung, daß jene blutigen Zeiten vorüber sind und nicht mehr zurückkehren können. Unsere Gegenwart steht son-

nenrein da, im Vergleiche mit dem Zustande des Mittelalters. Das Elend, in welches die Schlesier durch ihre herrschenden Geschlechter versetzt wurden, war so entwürdigend, so bodenlos, daß selbst der Absolutismus eines Kaiser Franz als eine wahre Errettung dagegen erscheint.

Wie eine Schule von Politikern es wagen kann, auf dem Boden der gesunden Gegenwart wieder Einrichtungen zu pflanzen, welche an jene, die Menschheit schändenden Zeiten des Feudalismus erinnern, das ist unbegreiflich. Wie man unter dem Haufen von Schutt und Moder, unter welchem das Mittelalter zum Glück begraben ist, eine alte Königskrone wieder heraussuchen kann, das scheint mir ein Act des Wahnsinnes. Wenn die Deutschen in und um Böhmen herum nichts einzuwenden haben, dann möge man in Prag seine kindische nationale Eitelkeit damit befriedigen, daß man sich noch extra einen König krönen läßt, und daß innerhalb der Grenzen des heiligen Böhmens sich keine anderen Laute als czechische über die Lippen wagen dürfen — allein, wenn man auch Schlesien mit den Zipfeln jener Wenzelskrone bedecken will, dann werden wohl die Schlesier einstimmig gegen diese Frechheit protestiren.

Der Geschichte ergeht es, wie der Bibel: Man kann aus ihr die entgegengesetztesten Dinge beweisen. Recht und Gesetz wurden im Mittelalter von jedem Mächtigen mißachtet. Sobald der edle Fürst, Ritter oder selbst Kaiser im Stande war, sein Wort brechen, so brach er es auch gewissenhaft, mochte es seinen ebenbürtigen Collegen, mochte es Bürgern, mochte

es schwachen Frauen und unmündigen Kindern gegeben worden sein. Es war damals kein Volk, keine Presse, keine öffentliche Meinung vorhanden, um die Willkür zu zügeln. Wenn ein Fürst ein hübsches kleines Heer besaß, so ließ er es nicht müßig gehen, sondern es wurde „ein Geschäft" damit angefangen. Veranlassung fehlte niemals. Es wechselte der Besitz einzelner Länder so häufig, wie heut zu Tage die vom böhmischen Chabrus gekauften Herrschaften. Deshalb ist's nicht schwer, je nachdem man sich den Zeitpnnkt heraussucht, die Oberhoheit der böhmischen, der polnischen Krone, oder Mährens oder selbst Deutschlands über Schlesien zu erweisen. Die Schlesier aber danken für diese böhmische oder polnische Glückseligkeit. Sie sind ja gerade deshalb in's Land gekommen, um diesen polnisch-böhmischen Zuständen ein Ende zu machen, um Lehrmeister und Musterbilder einer Rasse zu werden, die aus eigener Kraft niemals im Stande gewesen wäre, andere als asiatische Zustände zu schaffen.

Wie gewaltig erzitterte die Römerwelt, wie ohnmächtig sank sie in Trümmer, als die Germanen auf die Bühne der Weltgeschichte heraustraten. Wann und wie die zahlreichen slavischen Stämme erschienen — das verräth uns kein weltenerschütterndes Ereigniß. Sie traten nicht als siegreiche Eroberer auf. Still und leise, aber zahllos nahmen sie die Länder in Besitz, welche die Quaden, Markomannen und Bojer verlassen hatten, um den stammverwandten Gothen folgend, schönere Länder, reizendere Klimate aufzusuchen. Als endlich unter Karl dem Großen die große Welt des

Germanenthums wieder nach Osten zurückzufluthen begann, da fanden die Deutschen in den früher von ihnen bewohnten Ländern die neuen Ankömmlinge, die Slaven, und es begannen die bald freundlichen, bald feindlichen deutsch-slavischen Wechselbeziehungen. Die slavischen Fürsten holten ihre Frauen auf deutschen Höfen, mit diesen kam die Cultur des Abendlandes nach Böhmen und Schlesien. Gerade der mächtigste der böhmischen Könige, Ottokar, that alles Mögliche, um den Strom deutscher Einwanderung in die slavische Wildniß hereinzuleiten. Er machte ihnen alle erdenklichen Concessionen, erlaubte ihnen deutsche Freiheit, deutsches Recht in ihre Städte und Dörfer mitzubringen. Die Deutschen haben die Wälder Böhmens und Schlesiens ausgerodet, das Land in einen Garten verwandelt, die wilden Sitten der Slaven gesänftigt; dafür schreien jetzt czechische Politiker, Historiker und Gassenjungen: „Deutsche zum Land hinaus!" — Nun, für gesunde, praktische Zeitgenossen, deren Blick mehr in der Zukunft als in der Gegenwart forscht, ist es vollständig gleichgiltig, wie Boleslaus Chrobri oder Wenzel seine Ansprüche auf Schlesien motivirte, gleichgiltig ob Ottokar II. das Recht hatte, das Troppauer Gebiet von Mähren zu trennen, als selbständiges Herzogthum für seinen unehelichen Sohn zu erschaffen; gleichgiltig ob die Stände von Troppau und Jägerndorf berechtiget waren, am Breslauer Fürstentag zu erscheinen und dort ihren Beitrag zu den Türkenkriegen abzuliefern; der ganze blutig-ekle Spuk der feudalen Zeit ist wie ein böser Traum vorüber und wer aus Zeiten, in denen das Volk rechtlich

gar nicht vorhanden war, Nutzanwendungen auf die Gegenwart machen will — die kann das Volk nur als seine Gegner ansehen! Hat doch jene Zeit uns so manches Krebsübel hinterlassen!

Die Geschichte der „Armen Leute" wie im Mittelalter die Bauern genannt wurden, ist die Geschichte des menschlichen Elends. In Schlesien ist diese Geschichte modificirt, durch die Verschiedenheit des deutschen und slavischen Wesens.

Im ehemals polnischen Schlesien herrschte polnisches Recht welches, wie das slavische Recht im Allgemeinen keinen freien Bauernstand kannte. Nach polnischem und slavischem Rechte war der Landesfürst ursprünglich Eigenthümer von Grund und Boden. Nur durch seine Gnade erlangte der Adel Güter, über welche sich der Landesfürst Hoheitsrechte vorbehielt. Das Volk, der arme Mann, war Werkzeug und Waare, Zubehör der Scholle. Der Landesherr konnte durch Schenkung Verkauf seiner Rechte auf das Volk dem Gutsherrn übertragen, darunter das Recht der Gerichtsbarkeit. Die Summe aller Unrechte, welche auf den Rücken des Volkes geworfen, zwischen Fürsten und Adel getheilt wurden, war unter dem Ausdruck polnisches und böhmisches Recht inbegriffen. Es bestand in der Ausbeutung der Gesammtthätigkeit der Bauern, in der Vernichtung aller Selbstbestimmung des Menschen, in der Maßlosigkeit der Leistungen, in der völligen Rechtlosigkeit des ganzen Verhältnisses, dem kein Vertrag zu Grunde lag. Kam

der Bauer zur Welt, so war er entweder Sclave, Höriger oder Leibeigener, jedenfalls ein Knecht. Sein Herr konnte ihn nach Gutdünken verkaufen, vertauschen, verschenken. Er konnte über seinen Acker nicht verfügen. Sein Herr durfte ihn auf einen andern Ort versetzen. Der Unterthan durfte sich seinen Beruf nicht wählen, er wurde entweder schon als Drechsler, Bäcker, Schmied geboren, oder sein Herr machte ihn und seine Nachkommen dazu.

In einer Urkunde vom Jahre 1031 werden einem Kloster geschenkt: Ackerbauer, Müller, Schmiede, Waldhüter, Weinschröter, Schuster, Verfertiger von Marderpelzen, Zuckerbäcker, Leute zur Honiglieferung, Leute, die stets ein Pferd in Bereitschaft halten mußten.

1045 schenkte ein böhmischer Herzog dem Kloster Braunau mehrere Dörfer mit Leuten, unter andern einen Mann mit seiner ganzen Nachkommenschaft. Dieser Mann war wegen des Verbrechens der Wilddieberei zum Galgen verurtheilt, aber begnadigt worden und nun der Kirche in die Sclaverei übergeben.

Zu den Lasten, die aus den Hoheitsrechten der Fürsten abgeleitet wurden, kam später noch der geistliche Zehent, nach Aussage der Geistlichen eine göttliche Einrichtung. Es kostete aber Jahrhunderte langer blutiger Kämpfe zwischen den Landesfürsten und den mächtigen Bischöfen, bis endlich die göttliche Natur dieser Abgabe anerkannt wurde. Von Anfang des 13. bis Anfang des 14. Jahrhunderts dauerte der Kampf zwischen den Herzogen von Schlesien und den Bischöfen von Breslau. Die letzteren blieben Sieger. Im Jahre

1248 gestattete König Wenzel von Böhmen, daß Bischof Bruno von Olmütz den Zehent in der ganzen Olmützer Diöcese erheben durfte, und verspricht im Nothfall die königliche Hilfe gegen die renitenten Mährer.

Durch diese im polnisch-böhmischen Recht beruhenden, der Sclaverei ähnlichen Zustande wurde das slavische Volk demoralisirt, so daß der Nutzen polnischer Arbeit auf Null reducirt wurde und die polnisch-slavischen Fürsten und Herren mit Neid und Scheelsucht auf den Ertrag der Güter in den deutschen Landen hinüberblickten. Um nun den Nutzen und Ertrag ihrer Güter zu erhöhen und weil die Polen zum fleißigen Bebauen des Landes sich weniger eigneten, wurde vom Landesfürsten die Vergünstigung ertheilt, Städte und Dörfer mit deutschem Recht anzulegen. Für den deutschen Bürger und Bauer bedurfte es bedeutender Zugeständnisse, sollten sie bewogen werden, ihr Vaterland mit den Wäldern, Sümpfen und der Uncultur der östlich gelegenen slavischen Länder zu vertauschen. Um in die Verhältnisse der polnischen leibeigenen Bauern einzutreten, würde man keinen deutschen Hund hereingelockt haben. Schon um das Jahr 1028 wurden die ersten Deutschen in das Troppauer Gebiet von den mährischen Fürsten hereingerufen. Im 13. Jahrhunderte kamen auf die Einladung des in Schlesien reich begüterten Stiftes Wellehrad und des deutschen Ritterordens größere Massen deutscher Ansiedler in's Land. Diese ersten Ansiedlungen wurden aber durch die Einfälle der Mongolen zerstört. Später leitete Bruno

von Olmütz den Strom deutscher Einwanderung in diese Gegenden. Unter seiner Leitung wurden in Oberschlesien über fünfzig Dörfer angelegt. Merkwürdig daß bei Anlage dieser Dörfer ein Verfahren befolgt wurde, wie es sich ähnlich auch wieder in der neuesten Zeit in Amerika wiederfindet. Gewöhnlich schloß der Landesfürst, Bischof oder Gutsherr einen Vertrag mit einem Unternehmer (locator), der sich verpflichtete, binnen einer gewissen Zeit eine bestimmte Anzahl von Ansiedlern auf eine ihm übergebene Zahl von Huben zu liefern. Für diese Besorgung erhielt er die sogenannte Scholtisei, Schulzerei auch Erbrichterei, den größten im Centrum des Dorfes gelegenen Besitz unentgeltlich. Er übernahm nur die Verpflichtung, als Erbrichter der niedern Gerichtsbarkeit und Polizei vorzustehen, dem Gutsherrn den Zins, dem Pfarrer den Zehent einzusammeln und abzuliefern.

Da nach polnisch-slavischem Recht der Landesherr Eigenthümer allen Landes und aller Rechte war, so mußte seine Bewilligung zur Ansiedlung nach deutschem Rechte von dem Gutsherrn nachgesucht werden. — Die Bauern eines jeden Dorfes standen nun nach deutschem Recht dem Gutsherrn als berechtigte Corporation gegenüber. Ihr Haupt, der Schulze, war jedoch gleichberechtigtes Mitglied der Gemeinde, nicht Beamter des Gutsherrn. Diese deutsche Einrichtung wurde auch auf slavische Dörfer angewendet, um die Cultur, die Ertragsfähigkeit zu heben, somit ward die deutsche Freiheit auch den Slaven ein Segen. Der größte Theil des Landes wurde allmälig nach deutschem Rechte ausgesetzt. Die

ungemessene Dienstbarkeit hörte auf, und machte der vertragsmäßigen Abgabe eines Zinses Platz.

Doch sobald die deutschen Ansiedler seßhaft waren, traten die unausrottbare vertragsbrüchige Natur der Gutsherren und Landesfürsten wieder hervor. Der steigende Besitz der Bauern reizte ihre Habsucht. Der Zustand vertragsmäßiger Freiheit dauerte nur solange, als es Landesfürst und Gutsherr nicht vortheilhaft fanden, die geschlossenen Verträge zu bemäkeln, einseitig zu ändern und endlich ganz bei Seite zu setzen. Durch die bei den höheren Ständen stets vorhandene liederliche Verschwendungssucht, die fortwährenden Kriege, kostspielige Feste, Jagden und Reisen, mangelhafte ökonomische Verwaltung ihrer Güter, waren die Bauern fortwährend neuen Angriffen ausgesetzt. Wenn die Noth dazu trieb, oder der Wille vorhanden war, die Unterthanen zu beschweren, da half weder Brief noch Siegel. Aus tausenden von urkundlich überlieferten Beispielen will ich nur einige hervorheben. Im Jahre 1233 hatte Herzog Heinrich I. von Breslau dem Kloster Trebnitz zweihundert Huben Waldes bei Münsterberg geschenkt und erlaubt sie nach deutschem Rechte auszusetzen, mit ausdrücklicher Befreiung von allem polnischen Rechte, indem er sich alles Rechtes und aller Herrschaft über dieselben begab. Hier wurden die Dörfer Weigelsdorf, Kunzendorf und Breiteneiche angelegt. Allein schon 1297 beurkundete die Aebtissin, sie sei überzeugt, diese Dörfer litten durch Unfruchtbarkeit des Bodens so, daß viele Bewohner die drückende Armuth nicht ertragen konnten und auswanderten, während die Uebrigen auf

der Aebtissin Gnade hofften. Sie gebe also 24 Huben frei für die Armen und wolle ihren Bruder, Herzog Bolko, bitten, die Einwohner jener Dörfer nur dem Kloster zinsbar sein zu lassen, und ihnen Erleichterungen von Schoß, Spann und anderen Diensten zu geben. Wie verträgt sich das mit der Befreiung von 1233? dort verzichtete der Landesfürst auf alle Dienste, und hier sollen den Bauern Erleichterungen von den Diensten gewährt werden, durch welche sie offenbar verarmt waren! — Im Jahre 1330 befreite Herzog Bolko die Bauern desselben Kunzendorf nochmals vom polnischen Rechte und seinen einzelnen Lasten; dafür aber sollten die Bauern von jeder Hube einen Scheffel Korn, einen Scheffel Haber und alle insgesammt zwölf Mark an den Pfarrer von Frankenstein jährlich entrichten. — Ist dieses nicht ein Vorspiel des Schlusses in der neuesten Zeit, als die Bauern widerrechtlich auferlegte Lasten mit Geld ablösen und entschädigen mußten?

Im Jahre 1340 beklagte sich die Aebtissin von Trebnitz, daß ihr Dorf Gantkow, welches schon 1240 deutsches Recht erhielt, völlig verarme durch fürstliche Jäger, Vogelsteller, Falkeniere und andere Beamte, welche sich dort übermäßig häufig einlagerten.

Für das Dorf Zottwitz hatte 1258 das Vinzentstift in Breslau die Freiheit erhalten, es nach deutschem Rechte auszusetzen, und es sollte nie durch Einführung des polnischen Rechtes geplagt werden. Aber schon 1346 verpfändete Herzog Boleslaus alle herzoglichen Rechte über dieses Dorf für 500 Mark, und verpflichtete die Bauern nur jährlich drei Muth Korn dem Herzog zu geben.

Herzog Georg löste seine Rechte wieder ein (1556), suchte aber nun die Bauern zu ungemessenen Diensten zu verpflichten. Auf die Weigerung des Abtes kam ein Vergleich dahin zu Stande, daß die Bauern außer den allgemeinen Landfuhren auch Brau- und Brennholz, von jeder Hube zwei Fuder, zwei Fuder Heu von den Wiesen ferner Fischfuhren verrichten, daß die Bauern dem Herzog auch mehrere Tage auf den Feldern schneiden mußten. Die Amtleute wurden angewiesen dem Bauer weiter keine Beschwerde aufzuerlegen. Noch 1721 wollte die Regierung zu Brieg diesen Bauern mehr Holzfuhren auferlegen, weil die Bauern der Kammergüter oft 12 Klafter Holz fahren mußten!

Ein solches Beispiel gilt für Hunderte. Welche Last wird hier dem offenbaren Wortlaute der Aussetzungsurkunde zuwider den Bauern auferlegt! Hier wird ein Vertrag über die Leistungen der Bauern abgeschlossen — aber zwischen wem? Zwischen Abt und Herzog! Die Bauern fragen, ob ihnen der Vertrag genehm sei, fällt Niemandem ein!

Schon im Beginne des 15. Jahrhunderts zeigte sich die Robot in schönster Blüthe, und schon in jener Zeit zeigen sich urkundliche Eingriffe in die Rechte der Erbrichter, denen durch ihre Stiftungsbriefe das Recht zugesprochen war, gewisse Gewerbe, wie Schank, Bäckerei, Fleischerei u. s. w. zu betreiben. Ein Herr von Krawar verbietet 1430, um der Stadt Fulnek aufzuhelfen, den Richtern von Zauchtel, Klemensdorf, Seitendorf und mehreren anderen in der Nähe von Fulnek liegenden Dörfern, Schmiede, Bäcker, Fleischer, Schnei-

der und Schuster zu halten, und mehr Bier zu bräuen, als sie in ihrem Kretscham ausschänken. Ohne weiteres werden sie dieser Rechte beraubt. Einer Entschädigung oder Ablösung wird dabei nicht gedacht! Wenn man sieht, wie hier auf einmal eine Menge von Richtern durch einen Federstrich um wohlerworbene, urkundlich verbürgte Rechte gebracht wird, wie wird da erst mit den einzelnen Bauern verfahren worden sein!

Ein Herzog Wilhelm von Troppau schenkt 1442 die Gärtner bei der Katharinenkirche den Dominikanern daselbst zum erblichen Besitz. Auch in diesem Falle hat die Geistlichkeit die Annahme nicht verweigert, aber auch nicht für nöthig gehalten, die geschenkten christlichen Brüder aus den Fesseln der Leibeigenschaft zu erlösen!

Die Herren des Gutes Dirschel trachteten schon vor dem Einfall der Schweden, vor 1630, die Unterthanen ihrer Privilegien zu berauben. Darüber klagten die Bauern beim landesfürstlichen Amt in Troppau, worauf die Gutsbesitzer, zwei Brüder, den Streit in die Länge zu ziehen suchten. Als nun die Schweden in's Land fielen, entfloh das edle Brüderpaar und überließ die Unterthanen ihrem Schicksale. Nachdem die Feinde das Land geräumt, stellten die Gutsherren den Unterthanen die Wahl, entweder wegen rebellischen Einverständnisses mit den Schweden bestraft zu werden, oder ihren Rechten freiwillig zu entsagen, in einen von der Obrigkeit ausgestellten Vertrag zu willigen, wozu sie mit Gefängniß, Prügeln und Eisen gezwungen werden sollten. Hierüber wurde 1651 die amtliche Untersuchung durch den Herzog eingeleitet. —

Im Jahre 1657 hatten die Troppauer Stände auch den Bauern der Kammergüter des Herzogs ungebührliche Contributionen aufgeladen. Darüber schreibt der Herzog den Ständen: Wir finden keine Ursach warum unsre Unterthanen euch Ständen helfen sollen die Kriegsverpflegung tragen. Denn daß ihr euch selbst davon befreit und alle Last auf eure Unterthanen schiebet, lassen wir an seinen Ort gestellt sein. Wenn aber ihr eure Unterthanen damit ruiniret, so wollen wir doch die Unsrigen nicht darumb ruiniren!

Im 17. und 18. Jahrhundert fingen endlich die Landsherren an, die Willkürherrschaft der feudalen Barone mehr und mehr einzuschränken. Die alleinherrschende Monarchie sah in den Landständen ihre ratürlichen Gegner. Sie suchte in der Masse des Volkes Bundesgenossen. Es giebt wenige Einrichtungen, die nicht zu ihrer Zeit eine Berechtigung gehabt hätten. So hat das Christenthum über die Grenzen der Nationen hinaus die ganze Menschheit in dem Gedanken der Humanität geeint, die Abgeschiedenheit der Klöster rettete die Gelehrsamkeit des Alterthums. Auch der absoluten Monarchie müssen wir danken, daß sie es verstand mit der Herrschaft der alten Barone fertig zu werden. Leider verstehen alle diese Institute nicht den Zeitpunkt zu entdecken, an welchem sie wohlthun würden, als überlebt und gegenstandlos ihren Platz zu leeren. — Die Monarchie suchte durch Unterthanenpatente dem übermäßigen Druck der Herrschaften zu steuern, der schrankenlosen, ungemessenen Willkür ein Maß, eine Regel vorzuschreiben. Aus diesen Patenten darf man

die sichersten Schlüsse ziehen auf die maßlosen Uebergriffe der Herren.

Das Patent vom Jahre 1654 verbietet, den Unterthanen mit Robot so übermäßig zu beschweren, daß er gezwungen ist, die Sonn- und Feiertage für die Besorgung seiner eigenen Wirthschaft zu benützen. Das Patent von 1680 findet es aber für nöthig, dieselbe Bestimmung zu wiederholen, hebt aber alle Privilegien der Unterthanen aus früherer Zeit auf, macht also mit allen auf Vertrag beruhenden, oder durch Gründung von Dörfern bestehenden Freiheiten tabula rasa! fortan soll nur die neuere Bestimmung und der Gebrauch Geltung haben. Aus diesem Patent ersehen wir, daß die Unterthanen über Gebühr besteuert waren und daß die Obrigkeiten ihre Steuer vom Unterthanen zahlen ließen; daß die Unterthanen nach Belieben ihren Herren die ganze Woche hindurch roboten und deshalb für ihre Wirthschaften den Sonntag zu Hilfe nehmen mußten. Dies würde nun freilich verboten und die Robot auf drei Tage in der Woche beschränkt, jedoch der Obrigkeit ein Hinterthürchen durch die Bestimmung gelassen, daß in unvorhergesehenen und dringenden Fällen die Obrigkeit auch ungemessene Arbeit verlangen durfte. Die Unterthanen mußten der Obrigkeit verdorbene Wirthschaftserzeugnisse abkaufen, die sie nur mit Schaden wieder losschlagen konnten. — Die Obrigkeiten suchten Bauerngüter, nach dem Tode des Besitzers, selbst wenn Kinder vorhanden waren, auf ungerechte Weise an sich zu bringen. — Die Bauern mußten auf eigene Kosten so viele Fuhren verrichten, daß sie in einem

Tage nicht zurückkommen konnten, und diese Fuhren wurden ihnen bei der Robotleistung nicht eingerechnet. In §. 6 wird verboten, die Zinsen nach Willkür der Obrigkeit zu steigern und ganz naiver Weise zweifelt der Kaiser nicht, eine jede Obrigkeit werde ersetzen, was bisher widerrechtlich geschehen sein mag! — Züchtigung, Gefängniß und Bestrafung sollen nicht die Gesundheit oder das Leben schädigen. — Die Unterthanen sollen nicht verpflichtet sein, für die Amtleute Bürgschaft zu stellen, oder zu ihrer Besoldung einen Theil beizutragen. — Die Unterthanen, die schon auf einem Gut robotpflichtig sind, sollen nicht gehalten werden, auf neu erkauften Gütern zu weiterer Robot angestrengt zu werden, natürlich wieder „gähling Zufälle" ausgenommen!

Dieses ausführliche Patent scheint nicht viel geholfen zu haben, denn mit Rescript vom 14. August 1716 muß neuerdings, also zum drittenmale, das Arbeiten an Sonn- und Feiertagen verboten werden! Und neuerdings wird verordnet, der Unterthan habe nur drei Tage in der Woche zu roboten.

Im Robotpatent vom 27. Jänner 1738 wird die Robot an Sonn- und Feiertagen noch einmal todtgeschlagen! — Sonn- und Feiertage sollen bei den weiten Fuhren an der Robot abgerechnet werden. Nur in außerordentlichen Fällen dürfen Unterthanen durch mehr als drei Tage in der Woche zur Robot verhalten werden. Mit Rescript vom 31. Juli 1750 sah sich die Staatsgewalt gezwungen, die Obrigkeiten in den Ersatz des doppelten zu verfällen, wenn sie unterthänige Gründe an sich gezogen, und den Unterthanen hiervon

die Contributionslast aufgelastet hatte. — Nach Verordnung vom 1. December 1768 sollen bei Strafe von 50 Gulden den Unterthanen von ihren Obrigkeiten die Victualien nicht abgedrückt werden. — Mit Patent vom 11. Jänner 1771 wird der Mißbrauch abbestellt, nach welchem die bei ihren Eltern Knechtdienste verrichtenden verheirateten Söhne als Inleute betrachtet und zu einem Tage wöchentlich Robot verhalten würden. – Das Hofdecret vom 28. Mai 1774 setzte die Grundzüge fest, nach welchen die Urbarien verfaßt werden sollten. — Das Patent vom 13. August 1775 war bestimmt, künftig jeder Willkür zu steuern, und doch verbietet das Hofdecret vom 13. Juni 1778 neuerdings allen Dominien die sogenannten ungemessenen Roboten, wo sie noch üblich sind, und es soll kein Dominium bei schwerer Ahndung von seinen Unterthanen mehr Roboten als drei Tage in der Woche fordern; — doch wurde am 15. December 1778 eine neue Verordnung nothwendig, welche sich auf neue Uebergriffe der Obrigkeit bezieht.

Erst mit dem Patente vom 1. November 1778, wurde die Leibeigenschaft gänzlich aufgehoben und an ihrer Stelle eine gemäßigte Unterthänigkeit eingeführt. Kaiser Joseph, der praktische Philosoph, der in's Leben einzuführen suchte, was Friedrich in seinen Briefen an Voltaire so schön theoretisch entwickelte, hat sich dadurch in den Herzen seiner österreichischen Bauern ein unauslöschliches Denkmal gesetzt. Nach seinem, zu früh für die Menschheit erfolgten Tode geschah gar nichts mehr für die Verbesserung des Zustandes der Bauern. Kaiser Franz liebte die Freiheit

nicht, mochte sie auch in einem noch so bescheidenen Gewande auftreten. Selbst dann, wenn die Herrschaft geneigt war die Robot ablösen zu lassen, lag es in der Politik der Regierung, der Verminderung der Zahl der Gutsunterthänigen Schwierigkeiten entgegenzustellen. Die einzige Veränderung, der Franz niemals abgeneigt sich zeigte, war die Vermehrung der directen und indirecten Steuern Nebst den altgewohnten Lasten für die Grundherren mußten nun auch noch die neuen Lasten für den Staat von den geduldigen breiten Rücken der Bauern getragen werden Und als 1811 die österreichischen Staatspapiere auf den fünften Theil ihres Nennwerthes reducirt wurden, der Staatsbürger aus Rücksicht für das Wohl des Staates, einen bedeutenden Theil seines Vermögens opfern mußte, da fiel es Niemandem ein, zu entschädigen. Wohl aber als 1848 der Geist der Revolution Robot und Zehent hinweg decretirte, da stand ein Renegat aus den Reihen des Volkes, ein Alexander Bach auf, und erklärte die Entschädigungsfrage zur Cabinetsfrage!

O! die Fürsten und Aristokraten sind immer besser bedient worden, als das arme Volk. Sie bezahlten aber auch dem, der käuflich war, einen besseren Preis.

Was war nun bis 1848 von jenem vielhundertjährigen Fluch der Leibeigenschaft übrig geblieben?

Wahrhaftig noch so viel, daß es dem freien Bauer der Zukunft wie eine Fabel erscheinen wird!

Zur Liechtenstein'schen Herrschaft Jägerndorf gehörten 30 bis 40 unterthänige Dörfer. Der Kammerburggraf übte im Schlosse zu Jägerndorf die Ober=

aufsicht und die niedere Gerichtsbarkeit aus. Er war ein gewaltiger Herr. Von einer Controle war keine Rede. Der Fürst Liechtenstein hatte wichtigere Dinge zu thun, als sich um die Unterthanen zu bekümmern. Er lebte in Wien. Was that er dort? Beschützte er vielleicht die Wissenschaften, unterstützte er mit seinen Millionen arme Gelehrte, Naturforscher oder Philosophen? Gründete er Bibliotheken für den Gebrauch des Publicums? Setzte er Prämien aus, für die besten Gedichte, oder für das beste Werk der Obstcultur? Beförderte er die Baukunst? Vergrößerte er vielleicht die von seinem Großvater gegründete, prachtvolle Gemäldesammlung in der Rossau? Kaufte er schöne antike Statuen, verschönerte er sein Vaterland, wie König Ludwig sein München? Gab er mit voller Hand den Armen und Elenden? Stiftete er Stipendien für die genialen und fleißigen Söhne seiner Beamten und Unterthanen? Errichtete er Spitäler und Versorgungsanstalten? — Nein, nein und abermals nein! Von all' diesen Dingen that er gar nichts!

Und womit schlug er dann die Zeit todt?

Er ahmte das high life von Altenglands Aristokratie nach, und suchte ihre steifen Sitten, ihre Manieren, Pferde, Wettrennen, ihre Kutschen und Bedienten auch bei dem Hochadel Oesterreichs einzubürgern. Auch mit flotten Dirnen und schönen Pferden theilte er seinen Ueberfluß. Wenigstens ein Trost, daß seine Millionen nicht in den unergründlichen, bodenlosen Geldsack der Kirche wanderten!

Vor dem Fürsten war der Burggraf sicher. Die einzige Gegend des Horizontes, von welcher ein schwarzer Punkt drohen konnte, war das Kreisamt in Troppau, denn zum Schutze der Unterthanen wareu die Kreisämter eingesetzt worden. Allein mit dem Personale des Kreisamtes wußte er sich auf den freundlichsten Fuß zu stellen. Da gab's Einladungen, Besuche, für die armen Hungerleider von Kreiscommissären, hie und da ein Geschenk, dadurch wurde der k. k. Aufsichtsbehörde Sand in die Augen gestreut.

Der Obrigkeit und ihrem Stellvertreter war der Unterthan Gehorsam und Ehrfurcht schuldig. Ein etwas unbotmäßiger, trotziger Blick, ein freies Wort, durfte bestraft werden. Stockprügel wurden selten angewendet; das Gesetz erlaubte, der Geist der Zeit verbot dieselben. Dagegen war der dunkle Arrest in Jägerndorf niemals leer, und es gab wohl wenige, selbst wohlhabende, respectable Bauern, die nicht schon einmal da drinnen ein unentgeltliches Nachtquartier bekommen hätten.

Der Burggraf war, wie alle Beamte damaliger Zeit, sehr kümmerlich besoldet. Er hat wohl kaum 300 Gulden jährlich bezogen. Davon erhielt er eine zahlreiche Familie in feinem Style, ließ seine Söhne studiren, fuhr nie anders als zweispännig. Dabei machte er keine Schulden, er legte sogar jährlich eine namhafte Summe zurück. Bestahl er den Fürsten?

Ich weiß es nicht. Die große Herrschaft warf vor 1848 nicht den zehnten Theil des jetzigen Ertrages ab. Der Volkswitz behauptete: die Jägerndorfer Herrschaft

werfe vier Kreuzer ab! — Allein das weiß ich, daß die armen Unterthanen von dem Burggrafen gründlichst gebrandschatzt wurden. Da war weder Recht noch Gunst ohne „Spendasche" zu bekommen. Mit Geld, Leinwand, Kälbern und Schweinen, mit Honig, Hühnern, Gänsen, selbst mit Hasen, die im fürstlichen Reviere durch Wilddiebe weggeschossen wurden, war alles zu erreichen. — Wer die Mittel besaß, war im Stand jedes Verbrechen zu vertuschen. Wenn ein Knecht den Bauer schlug, so wurde er sicherlich dem Criminalgericht ausgeliefert, — die Löcher, die der Bauer dem Knecht in den Schädel schlug, mochten noch so tief sein, die Augen der Burggräflichen Gerechtigkeit sahen nichts, und es wurde höchstens eine kleine Geldbuße auferlegt.

Die Gemeinde Lobenstein war in Bezug auf Robot in besserer Lage als manche andere. Jedem Bauer war ein Stück herrschaftlichen Landes zugemessen. Alle dieses Land betreffenden Arbeiten, genannt Ausmessen, hatte er zu besorgen. Er mußte ackern, düngen, die Ernte besorgen; das mochte wohl 40—50 Tage im Jahre zweispännige Arbeit betragen. Auch den Dünger für das Feld mußte er aus den hoch oben auf dem Berge gelegenen Schafställen herabführen. Im Winter durfte er, um sich warm zu halten, zweimal zwei Klaftern Holz aus dem Walde nach Jägerndorf führen. Das lange Bauholz, das er früher aus dem Melkendorfer Revier führen mußte, fiel nach dem gewonnenen Processe weg. Aus den herrschaftlichen Teichen mußte das Eis nach Jägerndorf gebracht werden. Bei trockener Zeit, wenn oben auf dem Berge die Brunnen versiegten,

mußte von dem guten Bauer aus der Oppa das Wasser für Vieh und Menschen hinaufgeführt werden. Im Sommer mußte das Heu der Oppa-Wiesen hinauf in die Scheunen des Berges geführt werden. Zur Erntezeit mußte bei passendem Wetter, mochte auch die eigene Ernte darüber zu Grunde gehen, das Getreide des Fürsten unter Dach gebracht werden. Zum Aufladen, Einlegen und Binden der Garben mußte sich der Bauer einen Gehilfen selbst mitbringen. Wenn die Teiche ausgefischt wurden, mußte der Bauer zwei Gehilfen stellen und sobald die frohe, fröhliche Jagd begann, hatte er durch drei Tage eine Person als Treiber zu stellen. Dazu wurde gewöhnlich die Jugend verwendet, und ich selbst hatte öfter das Vergnügen dabei zu sein. — Wenn ein Hochwasser der Oppa den Ufern Schaden gebracht, war es Pflicht der Bauern das gut zu machen. Sie hatten das nöthige lange Holz dazu aus dem Walde zu holen und die Wasserbauten zu besorgen.

Auch baares Geld von den Bauern anzunehmen, ließ sich Se. Durchlaucht gerne bereit finden, unter allerhand Namen: Eisenhammer, Robotgeld, Jürge-, Michaeli-, Hühner-, Kälber- und Garn-Zins. Trat eine Veränderung im Besitz ein, so mußte der neue Eigenthümer eine bedeutende Summe als Laudemium bezahlen. Es betrug durchschnittlich 10 Percent. — Der Patrimonialgerichtsherr gab die Erlaubniß zum Heiraten, er mußte gefragt werden, wenn ein Bauer seinen Sohn zu etwas anderem, als dem Ackerbau bestimmen wollte, er ertheilte auch die Päſſe zum Reisen.

Waisenkinder, denen ein oder beide Elterntheile

fehlten, mußten durch ein ganzes Jahr als Knecht oder Magd auf dem Hof dienen, und zwar unentgeltlich!

Wenn innerhalb des Gebietes der Herrschaft eine Straße gebaut wurde, mußten die Gemeinden einen Geldbeitrag leisten. Oft war man durchaus nicht die Location dieser Straße herauszufinden im Stande. Die Bauern erzählen sich abenteuerliche Geschichten von Straßen, zu denen sie durch mehrere Jahre contribuiren mußten, und wenn einer von ihnen zufällig in jene Gegend kam, wo die kostbare Straße gebaut worden sein sollte, fand sich keine Straße vor! — sie war niemals aus dem Stadium des Projectes herausgekommen!

Die Häusler, die nur ein kleines Häuschen aus Holz, Brettern, Lehm und Stroh besaßen und dazu ein Gärtchen, das höchstens zwei Sack Kartoffeln lieferte, diese armen Teufel, die ihr Leben durch ein Handwerk, als Schuster, Schneider, Tischler, Maurer oder Zimmerleute, sehr häufig als Taglöhner des Bauern fristeten, mußten ebenfalls Sr. Durchlaucht roboten. In Ermangelung eines Pferdes leisteten sie 40 Tage Fußrobot, als Hauer, Drescher und Handlanger. Im Winter waren sie verpflichtet, das ganze Getreide dreschen zu helfen, gegen den sechzehnten Theil — während ihnen sogleich nach 1848 ein Zehntheil gegeben werden mußte.

Die eigentlichen Proletarier des Dorfes, die Inleute, die nicht selbst eine Hütte besaßen, sondern nur ein Zimmer miethweise bewohnten, mußten jährlich 13 Tage roboten. Dies bezog sich natürlich auch auf jeden

andern Inwohner des Dorfes, der kein Proletarier war, z. B. auf Leute, die ihrer Gesundheit wegen auf dem Lande lebten, ebenso auf ausgediente Soldaten, die in die Heimat zurückkehrten.

Ganz bescheiden im Hintergrunde erschien auch zuletzt der Herr Pfarrer und forderte im Namen Gottes und der heiligen Schrift seinen Zehent. Dieser mußte ihm in seine Scheune geführt werden.

Während vom Fürsten Niemand ein Entgelt oder eine Wegzehrung, keinen Dank, sondern höchstens Scheltworte, oft sogar Schläge erhielt, war der Pfarrer stets mit einem Imbiß, mit Brod, Käs und Bier und einem höflichen: „Vergelts Gott!" bei der Hand.

Die Herrschaften hatten oft nicht so viel Nutzen von der Robot, als der Unterthan Schaden davon trug. Alle Robot-Arbeit war schlecht. Die Bauern hielten sich eigends schlechtes Geschirr für die Robot. Sie hielten kleine Wagen und kleines Vieh aus dieser Rücksicht. Die Robot verhinderte deshalb den ökonomischen Aufschwung auf herrschaftlichen und bäuerlichen Gründen. Kaase war vom Jägerndorfer Hof mindestens vier Meilen entfernt. Sie brauchten eine Tagereise, um zur Scene ihrer Thätigkeit zu gelangen! Die Herrschaft hatte gar keinen Nutzen von ihnen. Sie selbst versäumten ungeheuer viel. Und doch weigerte sich der humane Fürst, den fernen Kaasern diese rein fingirte Robot zu erlassen — weil es gegen das Princip verstoßen hätte.

Lobenstein war ein bevorzugtes Dorf der Jägerndorfer Herrschaft, welche keine von den schlimmsten war.

Auf anderen Herrschaften sah es schlimmer aus. In Bransdorf hatte jeder Bauer wöchentlich 3 Tage Pferde- und drei Tage Handrobot zu leisten. Je kleiner und armseliger der Besitz, desto unglücklicher die vom durstigen Vampyr ausgesogenen Bauern.

Einer der geplagtesten Orte war Dorfteschen. Es gehörte dem stets von Spielschulden gedrückten Grafen Renard, der zur Classe der in Schlesien sehr verbreiteten Familie der Don Ranudo de Colibrados gerechnet zu werden verdient. — Das arme Gebirgsdorf gehört 28 Viertel Bauern, die also blos ein Viertel Lehen unfruchtbaren, steinigen, trockenen und schiefrigen Bodens besitzen. Sie haben von Johanni bis Michaeli wöchentlich fünf zweispännige Robottage gehabt, die übrige Zeit des Jahres aber nach Bedarf und Willkür der Herrschaft roboten müssen. In der Ernte mußten zwei Personen den ganzen Tag arbeiten, um einen Tag abzuthun.

Holz-, Dünger-, Bau- und sonstige Fuhren mußten sie ebenfalls nach Bedarf und Willkür der Herrschaft leisten. Außerdem hatten sie jährlich drei Gulden Michaelizins zu zahlen und ein Stück Garn zu spinnen, jährlich zwei Hähne zu geben.

Beim Hauen des Getreides wurde von der Herrschaft ein starker Vorhauer für Geld angestellt, welchem auch Branntwein gegeben wurde, um ihn anzufeuern, ihm wurden dann die Roboten nachgetrieben. Stockstreiche waren auf dem Gute des edlen Grafen Renard nicht selten. Fünf kräftige Stockstreiche erhielt noch knapp vor 1848 der Bauer Hanel, weil er in der

geheiligten Nähe des Patrimonialbeamten Franz Ohnhäuser beim Ackern unter Geräusch respectswidrigen Gasen den Abzug erlaubt hatte! — Ein anderer wurde geprügelt, weil er das Unglück hatte, auf schlechtem Weg mit einem heubeladenen Wagen umzuwerfen.

Dem Pfarrer im benachbarten Eckersdorf mußten jährlich zwei Viertel Korn, zwei Viertel Hafer geschüttet, außerdem von der Gemeinde für jede Messe ein Huhn abgeliefert werden. Für einen 29 Joch großen, den Rustikalisten gehörenden Gemeindewald mußte von jedem Bauer jährlich ein Scheffel Hafer geschüttet werden, ebensoviel wie vor 1693, obwohl in diesem Jahr der Wald doppelt so groß war, indem später die Herrschaft sich widerrechtlich die Hälfte des Waldes aneignete, ohne aber die Höhe der Abgabe zu vermindern. Diese kleinen Bauerngütchen Dorfteschens mögen etwa 3000 Gulden werth sein. Selbst jetzt werfen sie dem fleißigsten Bauer kaum 100 Gulden Reinertrag ab.

Als unter dem Reformator Joseph viele der katholischen Feiertage aufgehoben wurden, waren die Dorfteschner nicht sehr zufrieden. Denn nun mußten sie auch an solchen Tagen roboten, die früher als Feiertage von knechtischer Arbeit ausgenommen waren. Als der Bischof von Olmütz einst in Eckersdorf firmelte, schickten sie daher eine Deputation, um zu fragen, ob Maria Himmelfahrt nicht ein Feiertag sei? Der schlaue Kirchenfürst merkte wohl, wo die Frage herausziele und da damals noch nicht der Kampfschrei galt, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen, so gab er den Bescheid: da müßt ihr schon mit eurer Herrschaft euch

abfinden. Es war also früher nicht blos religiöser Aberglaube, der die Bauern zu Liebhabern der Feiertage machte.

Eine der häßlichsten Erscheinungen, der man übrigens auf jedem Schritt begegnet, ist die Beraubung der Unterthanen durch die Herrschaft, die natürlich bei allen Besitzstreitigkeiten sehr im Vortheil sich befand. Im österreichischen Reichstag gab ein Gutsbesitzer, der selbst sechs Dörfer besessen hatte, folgende Schilderung: „Was thut die Obrigkeit, wenn sie glaubt, ihr und nicht dem Bauern gehörte der Besitz eines Grundes? Wie leicht war es für sie, sich durch den eignen Amtmann in den Besitz des streitigen Gegenstandes zu setzen. Kam nachher der Kreiscommissär, so mußte er natürlich beim Herrn Amtmann absteigen, wo er gut verpflegt wurde, und selbst wenn die Obrigkeit erst am Tage vorher den factischen Besitz ergriffen hatte, das Provisorium verfügte. Dieses Provisorium, wenn es 3 bis 10 bis 15 Jahre dauerte, wurde regelmäßig ein Definitivum. Nun, guter Bauer, geh Du hin auf den Rechtsweg, der war lang und theuer — wenn der Bauer arm war, wurde er freilich durch das Fiscalamt vertreten, wenn er reich war, durfte er sich auf eigene Faust arm processiren. Das Fiscalamt eilte nicht, es nahm Fristen über Fristen; Jahre lang mußte der Bauer warten, bis er erfuhr, daß eine Einrede gestattet war, bis eine Replik kam."

Freilich, dort hinten weiter im Osten, in Galizien, in Ungarn und Bukowina, sah es noch viel patriarchalischer und gemüthlicher aus. Im Reichstag von 1848 erzählten uns

die gedruckten, mit verantwortlichen Namen und Daten versehenen Petitionen der Bauern-Deputirten der Bukowina, daß dem Volke von den Herrschaften und von den Verwaltern der Staatsgüter ganze Wälder, Auen, ganze Gebiete, vor 25 Jahren widerrechtlich entzogen, und durch das Provisorium ihnen noch immer vorenthalten wurden!

In Schlesien kamen zu oben angeführten speciellen Lasten noch so viele andere, daß der Raum mangelt, sie alle einzeln anzuführen. So war der Bauer verpflichtet, jederzeit — im Sinne des Reichstagspräsidenten Strobach und seines Freundes Bach, also selbst nach Schluß der Debatte, d. h. wenn der Bauer sich in's Bett schlafen gelegt hatte — eine Fuhre oder Vorspann zu stellen, oder Botendienste zu thun. Zu diesem Zweck durfte man ihn von der drängendsten Feldarbeit, von der Roggenernte oder vom Pflug wegholen, damit er für die Frau Gräfin oder Amtmannin an den in ferner Garnison weilenden Rittmeister ein süßduftendes Liebesbriefchen bestelle.

Im Jahre 1838 besuchte ich in den Ferien einen Collegen, dessen Vater Beamter auf einem Gute der Gräfin Blücher war. Ich war mit mehreren Studenten zugegen, als ein armer Bauer die Frau Gräfin während des Spazierganges mit der Bitte überraschte, ihm auf ein Jahr einen Sack Roggen, einen Sack Gerste, einen Sack Hafer und einen Sack Kartoffeln zu leihen.

Baarfuß kniete er nach slavischer Manier vor ihr nieder und suchte den Saum ihres Kleides zu küssen. Er mochte nicht gut riechen, allein die edle, sonst

nicht wegen besonderen Wohlthätigkeitssinnes ausgezeichnete Dame, war durch die Gegenwart von uns Studenten offenbar etwas genirt, sie durfte den Mann nicht direct zurückweisen, sondern ließ den Rentmeister holen, und frug, ob es gerathen sei, dem Mann das Gesuch zu bewilligen. Der Rentmeister zuckte die Achseln und sagte: „Es ist unmöglich, er kann es nicht zurückgeben, er muß zu Grunde gehen."

„Warum, ist er ein Trunkenbold, liederlich oder abgebrannt?" „Nein, er ist fleißig und brav. Allein seine Felder liegen unten bei unsern Teichen in der Nässe. Die drei nassen Jahre haben ihm Alles verdorben. Er besitzt nur zwei elende Pferde, die er für die Robot halten muß, eine Kuh, ein Kalb, ein Schwein und eine zerlumpte Wirthschaft von 60 Joch!"

Die Gräfin sah den Mann an, dann blickte sie nach den Studenten und laut, damit wir es auch hören konnten, sagte sie: „Wir wollen es noch einmal mit ihm versuchen."

Im Jahre 1872 habe ich diesen Ort wieder besucht und mich nach demselben Bauer erkundigt. Er hat seine Wirthschaft neu aufgebaut, er besitzt vier Pferde, zehn Kühe und ist ein wohlhabender Mann — vor 1848 hatte er kaum genug Salz für seine Suppe! Die Gräfin lebt auch noch und ist trotz ihres damals bewiesenen Edelmuthes und trotz der Abschaffung der Robot nicht verhungert. Ihre Güter werfen seit 1848 das doppelte Erträgniß ab. Die Interessen des erhaltenen Entschädigungs-Capitals sind auch nicht zu verachten; allein, wie ein Beamter mir versichert, die alte Dame

würde gern die Hälfte ihrer Einnahme opfern, wenn sie nur wieder Unterthanen besitzen könnte.

Der Zustand, in welchem die Bauern der deutsch-slavischen Provinzen sich befanden, war ein höchst trauriger. Obwohl ihre Lasten durch das Gesetz geregelt waren, Uebergriffe der Herrschaften nur ausnahmsweise vorkamen, so war doch gerade ihnen so viel aufgebürdet, daß sie keiner freien, humanen Weiterentwicklung fähig waren. Während in den höheren Regionen die Befreiung des Denkens und Wollens von den Banden des religiösen und politischen Aberglaubens immer größere Fortschritte machte und die Ideen der Freiheit und Gleichheit das Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit wurden, blieben die Köpfe der Bauern von tiefer Nacht umfangen. Und wo auch ein Stern der Wahrheit zu leuchten begann, dort schlugen sie die blöden Augen nieder und hatten nicht den Mannesmuth, frei von den eingebläuten Vorurtheilen zu denken. Deshalb war auch nicht zu erwarten, daß diese in körperliche und geistige Fesseln geschlagenen Sclaven jemals sich selbst befreien, daß sie auch nur ungeduldig an den Gittern ihrer Kerker rütteln würden. Ihre Befreiung mußte von anderer Seite ihnen werden. Was an Männlichkeit von der politischen Sclaverei in dem Charakter der Bauern geblieben war, das vollends auszumerzen, war die Aufgabe der mit der Obrigkeit verbündeten k a t h o l i s c h e n G e i s t l i c h k e i t. Allsonntäglich wurde den Armen gepredigt: trage dein Kreuz in Geduld und selig sind die Armen, selig sind die Friedfertigen, selig die das Unrecht mit Geduld tragen! Fortwährend wurden die Freuden und

die Herrlichkeiten des Jenseits geschildert und den armen, gedrückten Betrogenen die Anwartschaft auf den Schooß Abrahams eröffnet. — Dagegen hatte niemals ein Geistlicher den Muth, vor die Bedrücker des armen Volkes hinzutreten und Gerechtigkeit zu verlangen. Nachgiebigkeit, feige Lammesgeduld, blieb das Erbe der Landbevölkerung. Dabei waren sie keine Kopfhänger. Sie schienen das entwürdigende ihrer Stellung nicht zu fühlen. Bei ihren Hochzeiten, Kindstaufen, Kirmessen ging es gar lustig zu! Sie tanzten, sobald sie Musik hörten, sie aßen, sobald der Tisch gedeckt war, und im Uebrigen vertrauten sie auf Gott und den Pfarrer.

Bei ihnen entwickelten sich die Zustände und Stimmungen anderer versclavter Völker, die sich in das Elend dieses Lebens mit einer gewissen Heiterkeit fügten, in der Erwartung des bessern Jenseits. Ebenso heiter waren drüben in Amerika die schwarzen Sclaven der Baumwollen-Plantagen. Lustigere Leute fand man wohl nicht in ganz Amerika! Sie hatten eben nach den Versicherungen ihres schwarzen Predigers ihren Jesus ganz sicher und alles übrige war Nebensache. Diese auf die bessere Welt sich vertröstenden Schwarzen würden ebenfalls heute noch Baumwolle ohne Entgeld als Sclaven bauen, wenn nicht die weißen Männer des Nordens sie befreit hätten. Sclavenaufstände gab es in größerem Maßstabe nur bei den Sclaven der Römer. Sie zählten gebildete Männer, sogar Gelehrte und Schriftsteller in ihren Reihen und Spartacus war nicht der Mann, seine leidenden Brüder mit der Hoffnung auf die künftige Welt zu vertrösten. — Die katholische Religion ver-

dient den Namen der „allgemeinen" nicht nur deshalb, weil sie sich zur Herrschaft über den ganzen Erdkreis bestimmt glaubt, sondern auch weil sie geeignet ist, sich allen geistigen Klimaten anzupassen. Sie ist herrschsüchtig mit den Herrschern und demüthig mit den Sclaven. Sie verschmähte es selber niemals, Leibeigene, Reichthum und Macht zu besitzen, aber sie verstand es auch den Armen und den Geknechteten mit seinem Loose auszusöhnen.

Der Staat, das Bewußtsein der Staatsbürgerschaft, war dem Bauer ebenso fern und fremd, wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Nation. Die nahestehende Obrigkeit füllte sein Denken und Fühlen vollständig aus. Nur fern, wie über den Wolken erschien ihm der Kaiser und die Regierung in Wien. Von constitutionellen Begriffen hatte er keine Ahnung. — Nur durch das Bezahlen der Steuer und des Militärwesens, stand er mit dem Staat in Beziehung. Von Patriotismus für die Provinz oder für Gesammt-Oesterreich war keine Spur vorhanden. Eine dunkle Erinnerung besagte, daß Kaiser Joseph es gut gemeint mit den Bauern, daß er sogar eigenhändig einst den Pflug geführt habe. Der Schulmeister wußte vielleicht auch, daß Joseph es war, der die Leibeigenschaft aufhob. Auch erzählte man sich, daß er von den Jesuiten vergiftet worden sei, allein immer noch wußte man von den kriegerischen Heldenthaten des großen Friedrich viel mehr, als von den friedlichen Kämpfen des größeren Joseph zu erzählen. — Dem Kaiser Franz hatten zwei Ereignisse den Credit ge-

raubt: Sein Staatsbankerott und seine Einwilligung zur Vermählung Maria Louisens mit dem Erbfeind Napoleon. Kaiser Franz hatte auch zu tief den Bauern in die Tasche gegriffen. Daß er die Franzosen bekämpfte, das war schon recht. Napoleon wurde wohl angestaunt, aber mehr als eine Art Teufel, nicht als Halbgott. — Daß die französische Revolution nicht blos einen König geköpft, sondern auch den Adel und die Grundlasten beseitigt hatte, davon wußte man eben so wenig, als davon, daß vor dem westphälischen Frieden alle Bewohner der Städte und Dörfer Schlesiens sehr eifrige Protestanten gewesen und nur durch Folter und brutale Militärgewalt in Katholiken umgewandelt worden waren. In den Dorfschulen wurde keine Geschichte, sondern nur Katechismus, Geschichte der Juden, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt.

Durch die Recrutirung kam der Gesammtstaat in unmittelbare und sehr unsanfte Berührung mit den Bauern. Oesterreich war eine wirkliche Großmacht vor 1848, hielt es für seine heilige Pflicht, die Ruhe und Ordnung Europas aufrecht zu erhalten, und wenn dann noch Händel entstanden, sich sogleich einzumischen, und seine Armee wie einen Löschapparat überall dorthin zu senden, wo ein freieres Leben in die Höhe zu lodern drohte. Es brauchte Soldaten. Der Adel und thatsächlich alle gebildeteren Stände waren frei vom Militärdienst. Nur als Officiere ließen sich des Adels Söhne verwenden. Die Mannschaft mußte der Bauernstand liefern. Der Soldat diente 14 Jahre. Kam er nach dieser langen Zeit lebendig zurück, dann war er für die Landarbeit,

für des Dorfes einfache Zustände verdorben. Gewöhnlich kam er als Trunkenbold heim und war seinen Verwandten, war seiner Gemeinde zur Last. Einen Sohn zum Militär verlieren, wurde nächst dem Sterben für das größte Unglück gehalten. Mein Vater wandte alles an, um dies bei Bruder Ignaz zu verhindern. Der Mann des Schicksals war auch diesmal wieder der Burggraf, der die Listen der Stellungspflichtigen auszufertigen hatte. Die Summe Geldes, die einen gesunden Burschen rettete, war nach den Verhältnissen verschieden. In zweiter Instanz mußte auch der Militärarzt oder ein anderes Mitglied der Commission erkauft werden. Als mein Bruder sich stellen mußte, wurden bestochen: der Burggraf, der Dorfschulmeister für ein Zeugniß, daß der Bruder in der Schule immer blödsinnig und taub gewesen sei, dann der Militärarzt, der durch Einreibung von reizenden Salben in die Augen, Ohren und andere Gegenden des Körpers den armen Burschen so verarbeitete, daß als er — einer der kräftigsten und schönsten Burschen des Dorfes — in das Untersuchungszimmer mit eiternden Augen und Ohren, mit geschwollenen Drüsen eintrat, die Commission einstimmig ausrief: Fort mit dem skrophulösen Kerl!

Es bedurfte mehrerer Wochen, bis Ignaz wieder menschlich aussah. Der ganze Bestechungsproceß hatte an 300 Gulden gekostet. — Auf wessen Schultern blieb schließlich die ganze Last der Recrutirung? Auf den Proletariern des Dorfes, auf den armen Häuslern und Inleuten. Sie konnten sich freilich damit trösten, daß das Loos des Soldaten verhältnißmäßig besser war,

als das des Dorfproletariers. Allein es gab doch jedesmal ein herzzerreißendes Geschrei, wenn ein junger Bursch für immer aus der Mitte der Familie herausgerissen wurde, um einem Regimente anzugehören, in welchem damals noch Haselstock und Spießruthen regierten.

Lag aber ein Krieg, eine diplomatische Verwicklung in der Luft, dann gab's auch für die Söhne der Herren Bauern keine Gnade und ihre Schaar wurde der schönsten und stärksten beraubt. Daß diese jährliche Ausscheidung der gesundesten Jungen, während alles, was kränklich, elend und siech, zu Hause gelassen wurde, im Laufe der Jahre einen unheilvollen Einfluß auf die physische Beschaffenheit der Bevölkerung einzelner Dörfer ausüben mußte, ist begreiflich. Es kamen Fälle vor, daß von 3 bis 4 Brüdern alle gesunden zum Militär genommen wurden und nur dem Schwächling die Ehre und das Vergnügen überlassen wurde, ein erbärmliches Geschlecht weiter fortzupflanzen.

Eine andere sehr unangenehme mit Oesterreichs Großmachtstellung in Verbindung stehende Last, die der Militär-Einquartierung, konnte der Bauer nicht auf des Proletariers Schultern hinüberwälzen. Es war eine harte Last, sie drückte materiell und geistig. Jahraus, Jahrein mußten wir die fremdartigen Gesellen in den für eine zahlreiche Familie von acht Kindern ohnedies sehr beengten Räumlichkeiten beherbergen, größtentheils auch bedienen und ernähren. Selten waren es deutsche, meistens ungarische, böhmische, walachische, italienische oder polnische Soldaten. Durchschnittlich theilten das

Heiligthum des Hauses 4 bis 5 Mann. Oft aber waren 11 bis 12 in ein Haus hineingepfercht. War es Cavallerie, so mußten auch die Pferde untergebracht werden, für welche dann der Hußar oder Dragoner Streu und Futter regelmäßig stahl.

War es schon unangenehm, fremde meist auf einer tieferen Stufe der Cultur stehende Menschen bei sich dulden zu müssen, so war der moralische, oder vielmehr unmoralische Einfluß dieser wüsten Lanzenknechte auf die „Gesellschaft“ des ganzen Dorfes weder bildend noch veredelnd. Wie wenig diese unverantwortlichen Fremdlinge die feineren Gefühle des weiblichen Theiles der Familie und des Dorfes berücksichtigten, kann man sich leicht vorstellen. Der schlechte demoralisirende Einfluß, den geistliche Cölibatäre auf Köchinnen, weibliche Dienstboten, auf die Nichten ausüben, ist männiglich bekannt. Daß die hundert oder mehr in Ehelosigkeit lebenden, jungen, keine Tugend kennenden Soldaten und Officiere in ihrer Beziehung zur weiblichen Umgebung nicht moralischer waren, als die jungen mit dem unvorsichtigen Gelübde der Keuschheit behafteten geistlichen Herren, das wird Jeder begreifen. Bauern und Soldaten lebten daher in beständigem Kriegszustande. Mein etwas rauflustiger Bruder Ignaz brachte häufig von den Kämpfen der Sonntagabende seine Trophäen nach Hause: bald einen zerbrochenen Korporalstock, bald die abgetretenen Sporen eines Cadetten, oder die Fetzen eines zerrissenen Soldatenfrackes. Ich selbst kann mich noch einer Scene erinnern, die mich nicht wenig in Schrecken setzte. Vater, Mutter und wir drei jüng-

sten Kinder schliefen im kleinen Nebenzimmer. Im eigentlichen Wohn- und Eßzimmer lagerten zwei gemeine Soldaten und ein Korporal, in der entgegengesetzten Zimmerecke stand des Bruders Bett. Es war wohl schon spät in der Sonntagsnacht, als der Korporal unsicheren Fußes eintrat. Eine halbe Stunde später kam auch Bruder Ignaz und fand den Korporal fest schlafend in seinem Bett. Er faßte ihn so sanft als möglich und legte ihn auf den Fußboden. Der Korporal aber erwachte, und nun begann der Kampf um das Federbett, ein Ringen, das den Helden vor Troja Ehre gemacht haben würde. Des Kaisers Korporal aber zog stets den Kürzeren und Ignaz behauptete das Bett, als endlich der Korporal wuthentbrannt seinen Säbel fand, die zwei Kameraden aufforderte ihm zu helfen, so daß Ignaz sich genöthigt sah, die Flucht zu ergreifen und zwar, da jeder andere Ausweg versperrt war, in das kleine Nebenzimmer, wo wir indeß alle vom wüsten Lärm erwacht waren. Die Thüre wurde nun von innen verriegelt. Draußen tobte der Korporal, der mit seinem Säbel wüthend die Thür tractirte und im Stübchen suchten Vater und Ignaz vergebens nach Waffen. Vater legte endlich die Bettstelle auseinander und die Beiden bewaffneten sich mit den mächtigen Pfosten des altehrwürdigen Ehebettes. Auch nach Succurs wurde geschickt. Die Fenster waren zwar vergittert, allein ich war damals noch klein und wurde hindurch gesteckt. Ich entkam glücklich aus der belagerten Feste, enteilte im Hemd und alarmirte die nächsten Nachbarn, die bald mit Mistgabeln bewaffnet, den Korporal und seine Kameraden zur Vernunft brachten.

Die Bauern waren des Jammers so satt, daß sie gern die größten Geldopfer gebracht hätten, um sich die lästige Einquartierung vom Halse zu schaffen. Von vielen wurde sie noch mehr gehaßt als die Robot. Sie erboten sich, in jedem Bezirk eine Kaserne zu erbauen. Vergebens! Es lag nicht im Geiste der Regierung des Kaisers Franz, auf irgend eine Reform einzugehen — jedenfalls dann nicht, wenn sie von unten angeregt worden war. Erst der Regierung seines Enkels war es vorbehalten, durch Erbauung zahlloser kolossaler Kasernen sich Denkmäler zu setzen, zu gleicher Zeit die Staatskasse sowohl als auch die schweren Herzen der mit Soldaten belasteten Bauern zu erleichtern.

Die jungen Bauernmädchen aber hielten sich den Roheiten und Verführungsversuchen des Militärs gegenüber musterhaft, das weibliche Geschlecht der schlesischen Landbewohner verdient jeden Preis. Trotz der harten und unablässigen schweren Arbeit, der sie auf dem Felde im Kuhstall, in der Küche und Winters auf der Dresch-Tenne sich unterziehen mußten, waren die reinen Herzen der jungen Mädchen stets mit einer wahrhaft himmlischen Heiterkeit erfüllt. Kann etwas langweiligeres, ermüdenderes gedacht werden, als von früh 7 Uhr bis in die finstere Winternacht in der kalten Scheune als Maschinen dreschend zu stehen? Wer würde dabei den Humor nicht verlieren? Und die Lobensteiner Mädchen und Mägde verloren ihn nicht. Zwischen den tactmäßigen Schlägen der Dreschflegel konnte man stets munteres Lachen, heiteren Gesang heraustönen hören.

Der harte prosaische Realismus der Verhältnisse trieb alle krankhafte Sentimentalität aus diesen gesunden Herzen. Da gab es meines Erinnerns niemals eine eigentliche Liebesheirat. Dem armen Häusler gegenüber war der Bauer der strengste blaublütige Aristokrat. Eine Mesalliance zwischen diesen zwei streng gesonderten Kasten kam nie vor, obwohl die Kinder der Patrizier und Plebejer von der Wiege an mit einander gemeinsam in Schule, Kirche und durch die Arbeit, sowie durch die Freuden des sonntäglichen Tanzes verbunden waren. Vermählte sich eine Bauerstochter mit einem Handwerker der Stadt Jägerndorf, so sprach die Familie nur kleinlaut davon, es war keine Partie! Selbst bei Bauernkindern entschied stets die Frage: wie viel bekommt deine Tochter mit? und wie viel braucht dein Sohn? Diese Summe war Hauptsache, Schönheit Nebensache. Tugend und Arbeitsamkeit war selbstverständlich. Der Bewerber — Freier — sah weniger auf schöne Augen, als auf schwielige, harte, arbeitgewohnte Hände. Liederliche, leichtsinnige, treulose Gattinnen waren unbekannt. Die meisten Ehen fielen gut aus. In Folge dieses prosaisch tugendhaften Sinnes der Lobensteiner Damen war das Leben der Dorfgesellschaft eigentlich eine harmlose Idylle. Die chronique scandaleuse hatte keinen Stoff. Wenn aber der Geist der Romantik sich wirklich einmal in diese Kreise verirrte, gestaltete sich die Verwicklung meistens zu einem hochtragischen Ausgange. So erzählt man heute noch unter Gruseln die Geschichte von Gottfried Loserth und der schönen Tochter aus der Erbrichterei. Der Erbrichter Bayer hatte keinen Sohn, nur drei

prachtvolle Töchter. Die älteste sollte die Richterei erben. Sie war verlobt. Die zweite liebte den schönen Gottfried und versprach ihm treu zu bleiben, obwohl das Unglück es wollte, daß er zum Militär genommen wurde. Sie pilgerte mit ihm auf den Burgberg und dort über der Hostie schwuren sie sich Treue. Er ging in den französischen Krieg. Man hörte lange Jahre nichts von ihm. Es gingen Gerüchte, er sei gefallen. Unterdessen starb die älteste Schwester vor ihrer Verheiratung und Gottfrieds Verlobte wurde Erbin der Erbrichterei; durch ihre Hand aber wollte gar mancher Erbrichter werden. In der Meinung Gottfried sei todt, ließ sie sich endlich bewegen, einem braven Manne ihre Hand zu reichen. — Allein kaum war sie 14 Tage verheiratet, so kam Gottfried in der Uniform eines Officiers mit Extrapost im Dorf heraufgefahren. Er erfuhr sein Unglück, ließ sogleich wieder umkehren und wurde von dieser Stunde an nicht mehr gesehen! Die Unglückliche aber verfiel in Wahnsinn, starb bald darauf und wandelt jetzt alljährlich von ihrem Grab im Todtenhemd um die Mitternachtsstunde hinauf auf den Burgberg.

Dieser Roman von der Erbrichtertochter ereignete sich lange vor meiner Zeit. Die Geschichte von der Frau des Schmiedes aber habe ich selbst mit erlebt, die einer Birchpfeiffer einen prächtigen Stoff liefern könnte. Der Schmied wohnte in der Mitte des Dorfes, in der Nähe vom Wirthshaus und der Kirche. Der Schmied war ein kleiner, untersetzter Mann. Aus seinen dunklen Augen loderte ein Fanatismus, der bei den ruhigen Schlesiern selten angetroffen wird. Seine Frau war

sehr hübsch. Sie zeichnete sich vor anderen Landsmänninnen durch untadelhaft schlanken Wuchs aus. Mir fiel sie stets durch ihre Blässe, durch einen leidenden Zug des Gesichtes auf, beide sah man in Lobenstein selten; ich konnte mich an diesem Gesicht nicht satt sehen, es gab soviel zu rathen. Eines Morgens rannten die Kinder haufenweise hinab zum Haus des Schmiedes. Ich lief natürlich mit, und erfuhr, daß sich die Schmiedin sammt ihrem vierjährigen einzigen Kinde vergiftet habe. Das Haus war verschlossen, doch bald hatten wir einen strategisch gut gelegenen Zwetschkenbaum erklettert, der uns Einblick erlaubte in das Schlafzimmer der Familie. Da lagen sie auf dem Bette neben einander, das blasse, um den Mund schrecklich verzerrte Gesicht der Mutter, neben dem runden, von blonden Locken umflossenen des unschuldigen Kindes. Lange vermochte ich dies Bild nicht anzusehen. Wochenlang konnte ich das Gesehene nicht vom geistigen Auge entfernen. Sobald ich Abends mein Auge schloß, sah ich die beiden vor mir — so daß ich lange fürchtete mich schlafen zu legen. — Die Weiber des Dorfes gaben natürlich auf meine Fragen keine Antwort. Sie hielten es aber auch uicht für nöthig, ihren Zungen in meiner Gegenwart Zügel anzulegen. So war nun das düstere Räthsel allmälig gelöst. Der Schmied ging zu oft in's Wirthshaus, kam oft etwas wirre zu Hause, wurde roh und handgreiflich gegen seine Frau — so sagten die Advocaten der Frau, — die Vertheidiger des Mannes aber erzählten: Er war der beste Kerl von der Welt. Sie aber lief zu den Geistlichen im Minoriten-Kloster

in Jägerndorf öfter beichten, als es ihre wenigen Sünden nöthig gemacht hätten, und wenn sie lange nicht zur Beichte kam, so kam Pater Philipp sogar heraus, um nach seinem Schäfchen zu sehen. Das soll nun dem Mann nicht gefallen haben. Er trank aus Aerger mehr als sonst, er verbot dem Diener Gottes das Haus, und als er dennoch die heiligen Stelldichein's nicht verhindern konnte, so verkaufte er sein Anwesen, um sich in einer entfernteren Gegend niederzulassen. Darüber gab es neuen Streit und das Ende war der Selbstmord der unglücklichen Frau. — Natürlich waren diese fragmentarischen Mittheilungen mir damals ebensoviele Räthsel. Erst später, als ich die bewegenden Leidenschaften der Welt kennen gelernt, als ich erfahren hatte, daß das heilige Oel der Priesterweihe nicht im Stande sei die natürlichen Feuer zu verlöschen, die im Herzen jedes Mannes brennen, da fing ich an mir die Geschichte der schönen Schmiedin zu erklären.

Aehnliche Geschichten, die heute, 1872, in allen Zeitungen eine stehende Rubrik bilden, waren damals selten. Die Geschichten waren wohl da, aber die Zeitungen fehlten. Auch die eigentliche Betschwester war eine seltene Erscheinung. Heute ist sowohl der pflichtvergessene Geistliche, als die Frömmlerin eine Figur, die zum completen Bild unserer Tage nicht fehlen darf.

In Betreff der Moral der schlesischen Bauern muß ich doch noch gewissenhaft eine Eigenthümlichkeit anführen, die meinen Landsleuten freilich in den Augen eines jeden wahrhaften Oesterreichers keine bewundernde

Anerkennung verschaffen wird. Meine Landsleute waren ehrlich gegen Jedermann, nur nicht gegen die Herrschaft und gegen den Staat. Diese beiden zu betrügen und zu verkürzen, wurde nicht als Verbrechen angesehen. Sie gingen dabei von der Betrachtung aus, die dem Negersclaven erlaubte aus der Küche seines Herrn die gebratene Gans zu stehlen und zu verzehren und der, darüber zur Rede gestellt, antwortete: Ich habe allerdings die Gans genommen, aber nur um sie dem Sclaven, dem Eigenthume meines Herrn zu geben. Die Gans ist also in den Magen des Eigenthums des Herrn hinabgerutscht, also aus seinem Eigenthum nicht herausgekommen! — Die Bauern sahen das ganze Herrenrecht als ein großes Unrecht an, glaubten sich einem factischen unmoralischen Verhältnisse gegenüber im Fall der Nothwehr. Daher, wenn sie selbst auch nicht nöthig hatten, aus dem herrschaftlichen Walde Holz zu stehlen, so nahmen sie doch den armen Häusler in Schutz, der im Besitz einer jungen, herrschaftlichen Tanne gefunden wurde, indem sie aussagten, sie hätten ihm erlaubt, sich ein Bäumchen aus ihrem eigenen Walde zu holen. — Mit der Verschlagenheit des Unterdrückten, wußten sie den staatlichen Finanzjäger zu hintergehen, auf falsche Spuren zu leiten, wenn es galt den Schmuggler zu retten. Dieser Schmuggel galt ebenso wenig für unehrenhaft als das Brauen von einem Faß Bier im Kessel der bäuerlichen Küche — entgegen den Bestimmungen des Propinations-Rechtes der Herrschaft und der Paragraphe der majestätischen Zoll- und Monopols-Ordnung. Ebenso zögerte der Richter des Dorfes

niemals, einem hablichen Bauer ein Armuthszeugniß auszustellen, das auch der Pfarrer niemals zu bestätigen sich weigerte, damit dadurch der Sohn in den Stand gesetzt werde, unentgeltlichen Unterricht am Gymnasium zu genießen.

Das Jagdrecht der Herrschaft auf bäuerlichen Gründen war den Bauern stets ein Dorn im Auge. Daß von dem Wilde, von Hasen und Rehen ein bedeutender Wildschaden verursacht, daß von den Jagenden die Saaten und Felder niedergetreten werden durften, das wollte ihnen nicht in den Kopf. Deshalb entschädigten sie sich dadurch, daß sie den fürstlichen Jägern soviel als möglich von dem Wild des Reviers wegschossen. Sobald die Luft rein war und der fürstliche Jäger vom Schauplatz sich zurückgezogen hatte, tauchten die bäuerlichen Jagdliebhaber von allen Seiten auf und nahmen Besitz von einem Theil der Herrenrechte Sr. Durchlaucht des Fürsten Liechtenstein! Mein eigener Bruder Ignaz, ein ausgezeichneter Schütze und Wilderer, verstand es auch meine guten Sitten zu verderben und in den Ferien gehörte das Jagen in des Waldes dunklen Gründen zu den Hauptunterhaltungen. Die Küche war stets mit Wildpret gut versehen und — Ignazens Kasse mit Taschengeld, denn er scheute sich sogar nicht mit der Jagdbeute Handel zu treiben!

3. Gymnasium.

Dem Elend des Robotbauern sollte ich nach dem Plane des Vaters durch Studiren entrückt werden. Dasselbe schützte auch gegen die Sclaverei des 14jährigen Militärdienstes. Daß mein Vater zwei seiner Söhne studiren lassen konnte, beweist, daß er zu den Wohlhabenden gehörte. Er besaß zwei Bauerngüter. Die Mutter hatte ihm eins davon zugebracht. Zwei Güter zu besitzen, war zwar ebenfalls gegen das Gesetz, das den Bauer verpflichtete, sein Gut „mit dem Rücken" zu besitzen. Indeß, damals mehr als jetzt, konnte jedes Gesetz umgangen werden. Alle 3 bis 4 Jahre kam vom Burggrafen — besonders zu Zeiten, wenn in der burggräflichen Privat-Kasse Ebbe war — eine Erinnerung, daß der Vater eine seiner Wirthschaften verkaufen müsse, widrigenfalls er davon „abgestiftet" werden würde. Der Vater verstand den Wink und brachte seine klingenden Gründe gegen jene Abstiftung am geeigneten Orte rechtzeitig an.

Das „Studiren" war damals keine kostspielige Sache. Kleider und Wäsche wurden im Dorfe besorgt, so daß ich niemals in Gefahr kam, für einen Dandy gehalten zu werden. Ich wurde in Troppau bei armen Leuten untergebracht, die von 3—4 Studentchen und einem andern kleinen Nebenerwerb zu leben verstanden. Im Vaterhause war Brod, Butter, Käse, Mehl im Ueberfluß vorhanden. Jede Woche wurde eine Ladung dieser Naturalien nach Troppau gebracht, so daß ich

mit meinen Kostleuten davon satt werden konnte. Gewöhnlich nahm diese Gegenstände ein den Markt besuchender Bauer mit herab. Fehlte diese Gelegenheit, so mußte eine der Schwestern, gewöhnlich Therese, den für eine Woche berechneten Vorrath auf den Rücken laden und dem Bruder zutragen. — Durch dieses System der Natural-Verpflegung wurden die Auslagen für den Studiosus auf ein Minimum reducirt. Das ganze Leben war auch nur für die bescheidensten Ansprüche berechnet. In einem geräumigen Zimmer von beiläufig 30 Fuß Länge und 16 Fuß Breite aßen, studirten und schliefen 4—5 Studentchen, neben der aus 4—5 Personen bestehenden Familie der Kostfrau. Das Budget für Bekleidung war gering. Gewöhnlich wurde vom Lobensteiner Bekleidungskünstler ein abgelegtes Kleidungsstück des älteren Bruders für mich umgeändert. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich damals je ein passendes Kleidungsstück getragen hätte. Den Luxus eines Ueberrockes oder Mantels kannte ich auch im strengsten Winter nicht.

Alles war darauf angelegt, den angehenden Kämpfer um's Dasein nicht zu verwöhnen. Von einem besondern Erziehungsapparat war unter solchen Umständen keine Rede. Wenn ich mich erinnere, wie so ganz mir selbst oder vielmehr dem Zufalle überlassen ich damals aufwuchs, so kommt mir das complicirte Erziehungswesen der wohlhabenden Classen recht komisch vor. Freilich lag in der Naivetät der Bauernnatur sowohl, wie in dieser relativen Armuth ein Schutz gegen mancherlei Verführungen. Meine unmodische

Kleidung, mein Geldmangel hielt mich von der Gesellschaft besser gestellter, an allerhand Bedürfnisse gewöhnter, oft leichtsinniger junger Leute der sogenannten besseren Stände zurück.

Mein Herz war aber, als ich im Alter von elf Jahren das Gymnasium von Troppau bezog, im Hochlande zurückgeblieben. Ich konnte mich mit dem eintönigen prosaischen Stadtleben nicht befreunden. Für den Verlust der gemüthlichen Stube im väterlichen Hause, für den Umgang mit den Geschwistern fand ich keinen Ersatz. Und meine Felder, Berge und Wälder! Die Wissenschaften hatten wenig Reiz für mich. Die Hauptdoctrinen, das Latein und der Religionsunterricht waren auch gar zu trocken. Ich ging mit lässiger Unlust an die Arbeit und freute mich, daß ich am Ende des ersten Jahres mit einigen schlechten Noten auf die Ferien nach Hause kam. Ich erwartete, der Vater werde ohneweiters mich der Studienlaufbahn entziehen, mich zu Hause behalten und Bauer werden lassen. Ich stürzte mich mit allem Eifer wieder in die altgewohnte Thätigkeit, war von Früh bis Abends um Feld und Haus beschäftigt, half nach Kräften bei der Ernte und hütete mit Leidenschaft wieder die Kühe. Als die Ferien zu Ende gingen, wurde ich zu meiner Ueberraschung wieder nach Troppau gebracht. Der Vater entließ mich mit der freundlichen Drohung, mich nicht ferner studiren zu lassen, wenn ich im nächsten Jahre nicht fleißiger sein würde! Ich war natürlich nicht fleißiger und rechnete am Ende des zweiten Jahres sicher auf meine Befreiung aus dem Wirrwarr von Latein, Religion und

Mathematik, als ich wieder mit denselben schlechten Noten nach Hause kam. Allein, der Vater gab seinen einmal gefaßten Plan nicht so leicht auf. Als guter Pädagoge und Menschenkenner wandte er diesmal aber das richtige Mittel an. Er empfing mein Zeugniß mit bedenklichem Kopfschütteln. „In dir haben wir uns alle getäuscht, sagte er, der Schullehrer, der Pfarrer und selbst ich, wir glaubten, du habest Talent. Ich sehe aber jetzt, du bist eher dumm, dir fehlt es an Verstand. Deshalb ist's wohl Zeit, daß du das Studiren an den Nagel hängst, und etwas anderes beginnst, das den Kopf nicht anstrengt."

Ich deutete schüchtern an, daß ich ganz derselben Meinung sei und gern, recht gern, bei der Wirthschaft bleiben würde.

„Ach, was denkst du denn, zum Wirthschaften gehört ebenfalls Verstand. Wenn ein Bauer keinen Verstand hat, bringt er es auch zu gar nichts. Du würdest einen schlechten Bauer abgeben. Du mußt etwas lernen, wobei es gar kein Nachdenken braucht. Am besten, du wirst Schuster!"

Und er fackelte nicht lange! Gleich am andern Tage führte er mich bei Meister Schöps als Lehrbuben ein, bat ihn, nicht zu strenge mit mir zu sein, denn ich sei etwas geistesschwach! — Ich hatte bisher die ganze Sache als ein Manöver angesehen, hatte es niemals für möglich gehalten, daß der Vater mir eine solche Schmach zufügen würde. Und war es nicht eine Schande für die ganze Familie, für die große, achtbare Verwandtschaft, daß ein Mitglied auf dem Schusterschemel saß!

Bald aber, als ich dem seine Rolle im Geiste des Vaters spielenden Meister gegenübersaß, fing ich an zu begreifen, daß meine traurige Lage eine bittere Wahrheit sei. Der Meister hatte aber auch gar keine Geduld mit mir. Er verwendete mich zu jeder möglichen Arbeit, zum Wasserholen, Holzspalten, Stiefelreinigen u. s. w. In die eigentlichen Geheimnisse der Schuhmacherkunst durfte ich noch gar nicht hineinblicken. Während die Meisterin das sehr einfache Mahl kochte, mußte ich stundenlang das kleine Kind herumtragen und der herzlose Mann gestattete mir nicht einmal, über meinen Fall zu trauern! Sobald er eine Thräne in meinem Auge entdeckte, griff der Tyrann drohend nach dem Knieriemen! Kurz, in mir war bald der Entschluß gereift, lieber alles Andere, lieber Latein und Griechisch, als diese elende Schusterei. Ich schlich mich in der Dunkelheit hinauf zum väterlichen Hause und klagte der Mutter mein Leid. Sie hatte anfangs wenig Trost für mich, erklärte den Vater für unerbittlich und versprach, erst nachdem die Tortur 14 Tage gedauert hatte, eine Fürbitte zu wagen. Es kam zu einer gut gespielten Rühr-Scene, der Vater ließ sich erweichen, ich gelobte Besserung, ich zog diesmal jubelnd nach Troppau ab und brachte auch sogleich am Ende des nächsten Jahres ein glänzendes Zeugniß mit nach Hause.

Ich war seitdem ein fleißiger Student. Doch behielt ich stets Fühlung mit der Heimat. Sogar wenn ich als Philosoph und Jurist auf die Ferien heimkehrte, umfing mich das Bauernleben mit der alten Anziehungskraft. Der Student wurde ausgezogen und

wieder in der Mitte der anderen Geschwister Hand angelegt, um die Ernte heimzubringen. Die Wälder, Felder und Menschen übten denselben Zauber, wie früher.

Gern erinnert sich der Mann seiner Jugendzeit, in welcher er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch die rosenrothe Brille der Phantasie anzusehen pflegte. Die Zeit des Strebens, der Phantasie, der heitern, alles Trübe vergessenden Freude, die Zeit der Freundschaftsbündnisse, die Zeit, in welcher wir unsere erste Bekanntschaft gemacht haben, mit den großen deutschen Geistern, mit Schiller, Göthe, mit Körner, Uhland, mit Schenkendorf und Rückert; die Zeit, in der allmälig auch die Größe, Tiefe und Formenschönheit der classischen Welt des Alterthums sich uns erschloß, die Zeit, in welcher wir für die Größe und Herrlichkeit unseres Volkes zu schwärmen begannen, das erste leise Wehen des Freiheitsgedankens sich in unsere Herzen leise hereinstahl — diese Zeit ist uns stets heilig in der späteren Erinnerung! — Diese Zeit dem jungen, werdenden Menschen zu stehlen, ist ein großes Verbrechen. Und uns wurde jene Zeit gestohlen, verdorben durch das System der Gymnasialerziehung, wie sie die Regierung des Kaisers Franz eingeführt hatte. Was sich von edlen, begeisternden Regungen der heiligen Jugendzeit in unsere Herzen schlich, das war Contrebande, das mußte auf das sorgfältigste verborgen gehalten werden. Und hätten wir nicht einen wohlorganisirten geistigen Schmuggel betrieben, so wäre allerdings die Erinnerung an die Gymnasialjahre dasselbe, was dem Wanderer die Erinnerung an seine Wanderung durch die Sandwüste Sahara sein mag!

Die Gymnasien jener Zeit waren nichts anderes, als Abrichtungsanstalten, um dem Staate gute Beamten, der Kirche Material für ihre Seminarien zu liefern. Von einer Weckung des Talentes, des schlummernden Genies, von einer Anregung zum selbständigen Denken und eigener Forschung war keine Rede. Die durchschnittlich sehr beschränkten Professoren hatten den Schülern innerhalb einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kenntnissen in den classischen Sprachen, im Rechnen, Algebra, Geschichte und Geographie, namentlich aber in der Religionslehre beizubringen. Dieses Pensum erfüllt zu haben, genügte ihrem Selbstbewußtsein, genügte der vorgesetzten Behörde.

Ging ein Professor darüber hinaus, lenkte er den Blick seiner Schüler in das weite, reiche Feld der deutschen Forschung, so that er dies auf seine eigene Gefahr — und wehe ihm, wenn ein Denunciant dies Factum den Oberen verrieth.

In Professor Beck hatten wir allerdings einen, zwar etwas überspannten, aber dennoch über die gewöhnliche Schablone weithinausragenden Mann, der gelegentlich seinen Unmuth über das Enge und Drückende der österreichischen Studien-Verhältnisse nicht zu unterdrücken vermochte. Denen, die ihm näher standen, gestattete er Antheil zu nehmen an seinen kantischen Anschauungen und an den zornigen Blitzen seines Geistes, mit denen er die verfinsternden Wolken der alles beherrschenden, allein seligmachenden Kirche zu erhellen liebte. So bekamen wir selbst den Muth nach Dingen zu

forschen, die von Rechtswegen ein noli tangere für uns sein sollten.

Mehr als alle Professoren jedoch trug Franz Tiller dazu bei, meinen Geist zu wecken und von dem Ordinären weg höheren Zielen zuzuwenden. Ich hatte ihn durch meinen Bruder Hermann kennen gelernt, der ihn bat, sich meiner anzunehmen. In Tiller lernte ich zum erstenmale einen Gelehrten kennen. Der unscheinbare Landrechts-Auscultant verbarg in sich gar manches, was man damals gerade in Troppau nicht suchte Sein Gebiet war die Forschung und das Studium der Sprach- und geschichtlichen Alterthümer. Er war in der Vergangenheit der spanischen Sprache ebenso zu Hause, wie im Althochdeutschen. Die Geschichte Schlesiens fand in ihm einen eifrigen Forscher. Seine Uebersetzungen der altspanischen Romanceros waren ausgezeichnet. — Für kirchliche und politische Freiheit äußerte er sich wärmer, als die Vorsicht gebot. Besonders trat er 1848 für die Sache der Deutschen gegen Slaven und Schwarzgelbe eifrig ein. Während der Octoberrevolution hatte er mit zwei anderen Freunden seinen Namen unter einen Aufruf zur Unterstützung Wiens gesetzt. Die beiden anderen, Herold und Dietrich, sollten sogar Einleitungen getroffen haben, um mit bewaffnetem Zuzug den Wienern zu helfen. Nach dem Sieg der Reaction denuncirt, wurden diese drei Freunde „in Ketten" von Troppau nach Brünn gebracht, um sich wegen Hochverrath und Aufstandsversuch zu verantworten. Nach halbjähriger Voruntersuchung mußten sie wieder aus ihren Gefängnissen entlassen werden. Herold und Tiller brach-

ten aus diesen Gefängnissen den Keim des Todes mit nach Hause. Tiller, den man nicht verurtheilen konnte, sollte wenigstens auf eine andere empfindliche Weise gemaßregelt werden. Er wurde aus seiner Vaterstadt, aus der deutschen Stadt Troppau nach Prag versetzt, aus den Archiven des Landes entfernt, die ihm zur Beendigung seiner historischen Forschungen unumgänglich nöthig waren. Er starb auch dort bald nach seiner barbarischen Versetzung, gebeugt von Gram.

Das Gymnasium in Troppau hatte einst den Jesuiten gehört. Von dem Fürsten Liechtenstein waren sie in's Land gerufen worden, um jene Schlesier, die seine seligmachenden Dragoner zum Abfall vom Protestantismus gezwungen hatten, in den Wahrheiten und Unwahrheiten des Katholicismus zu unterrichten und im Glauben zu befestigen. Die Tortur war damals noch nicht abgeschafft und eines der schlimmsten Capitel derselben war die Militär-Einquartierung. Zehn bis zwanzig wilde Dragoner konnten auch den hartnäckigsten Bauer überzeugen, daß der Papst in Rom der Statthalter Christi auf Erden sei. Würde man dieses Mittel heutzutage anwenden, um für die päpstliche Unfehlbarkeit Propaganda zu machen, — kein Mensch würde länger an diesem Dogma zweifeln.

Die Dragoner des Fürsten Liechtenstein hatten das ihrige gethan. Die Dragoner des Papstes hatten die Eroberungen zu befestigen. Die Güter der alten protestantischen Familien des Landes, der Erschlagenen und Vertriebenen wurden confiscirt. Was dem Liechtenstein nicht zusagte, wurde unter Jesuiten, die Herren des

deutschen Ordens, die Bischöfe von Olmütz und Breslau und andere Leuchten des katholischen Glaubens vertheilt.

Auf diese Weise kamen die Schüler Loyola's nach Troppau. — Als sie vor hundert Jahren, nicht durch die Wiener Studenten oder durch Bismarck, sondern durch eine gottesfürchtige Kaiserin Maria Theresia aufgehoben wurden, blieb das Troppauer Gymnasium eine Staatsanstalt. Kaiser Franz ließ aber den Geist Loyola's bald wieder Besitz ergreifen von den Anstalten des Landes. In Troppau aber verhinderte der Präfect des Gymnasiums das Uebergreifen der gottesfürchtigen Hand des Katecheten, wenigstens für einige Zeit. Als die Klagen der Frommen zu laut ertönten, wurde der alte Katechet durch einen jüngeren Geistlichen ersetzt, ein Product der neumodischen Seminarbildung, eines der Zeloten, die heute Regel sind, während sie damals, 1838 noch zu den Ausnahmen gehörten.

Alle die älteren Geistlichen jener Zeit waren noch von dem Geiste des humanen Josephinismus durchdrungen, Leben und Leben lassen — nicht den ersten Stein werfen, war ihre Devise. Wahrscheinlich von dem Glauben an die Höllenstrafen selbst nicht fest überzeugt, von den Ideen der neuern Philosophie angesteckt, suchten sie ihren Bischöfen gegenüber, sich und ihrem Denken eine gewisse Freiheit zu wahren, traten tolerant den menschlichen Schwächen der Nebenmenschen entgegen. So war der erste Geistliche, dem mein zartes Seelenheil in Lobenstein anvertraut war, der an mir beinahe einen Proselyten gefunden hätte. Ich ging gern zu ihm

beichten, denn, wenn ich in den vorgeschriebenen Gebeten und Bekenntnissen stecken blieb, so half er mir freundlich weiter, statt mich zu zanken.

Seine Predigten waren einfach und verständlich, bewegten sich mehr auf dem Gebiete der Naturgeschichte als der kirchlichen Glaubenssätze.

Nachdem die Juli-Revolution dem Kaiser Franz bewiesen hatte, daß mit dem Liberalismus noch immer kein Ende sei, wurde auch den Liguorianern und Jesuiten wieder erlaubt, nach Oesterreich zurückzukehren und die Seminarien der Bischöfe wurden von einem neuen jesuitischen Geiste beherrscht. In unserem neuen Katecheten Tidel lernten wir ein Prachtexemplar dieses Geistes kennen. Er ließ uns keine Besinnung, in der möglichst kurzen Zeit sollten wir dem Reiche Gottes zugeführt werden. Schon seine Antritts-Predigt empörte uns. Er hielt uns ein ganz übertriebenes Bild unserer Schlechtigkeit vor, so daß wir in der That sagen durften: Der Mann übertreibt! Und als er am Ende seiner Philippica niederkniete und mit verdrehten Augen eine halbe Stunde lang betete, der Herr möge uns erleuchten und bessern — da sagte keiner von uns Amen dazu. Auch aus den Mienen unserer Professoren lasen wir Unwillen und Entrüstung.

Diese Herren waren insgesammt gute Christen, nur durfte die Religion sie nicht geniren oder insultiren.

Der neue Seelenhirt glaubte in seiner zweiten Predigt zu bemerken, daß ihm seine jugendlichen Zuhörer keine besondere Aufmerksamkeit schenkten. Er schrieb

dies dem Satan zu, der in Gestalt von jungen und alten Frauenzimmern in der Kirche erschien, ja sich sogar in dieselben Bänke neben uns setzte, um die Gemüther der Jugend zu umstricken. Die sonntägliche Studentenmesse galt bisher für die fashionable Messe der Stadt. Die Damen liebten es, geputzt und wohl aufgetakelt hereinzusegeln und hier ihre Andacht zu verrichten. Der schöne deutsche Gesang der Studenten mochte wohl auch etwas locken.

Am nächsten Sonntag fand das schöne, die Andacht störende Geschlecht die Thüren der Kirche geschlossen. Jung und alt, schön und häßlich, arm oder reich, sie wurden alle abgewiesen. Die Studenten und das ganze Publicum Troppaus war indignirt. Die öffentliche Meinung trat entschieden auf die Seite der Studenten und hetzte dieselben noch mehr gegen den Sendboten des Olmützer Bischof auf, der eigens gekommen war, um uns mit Güte oder Gewalt in Heilige zu verwandeln. Fast mit jeder Woche trat er mit neuen empörenden Zumuthungen gegen uns heran. Für die schönen deutschen Kirchenlieder, die wir bisher so gern sangen, schob er uns im schlechtesten Mönchslatein verfaßte Jesuitenlieder zum Lobe des heiligen Aloisius unter, deren Musik so schlecht war, wie der Text.

Er verbot uns, im Sommer an den gewohnten Plätzen in dem Flusse zu baden, erklärte es für sündhaft, sich zu diesem Zwecke nackt auszuziehen und seinen Nebenmenschen in diesem Zustande zu betrachten. Nur im geschlossenen Badestübchen sollten wir baden dürfen. Er erklärte überhaupt alles Baden für einen jüdischen,

luxuriösen Gebrauch und erzählte uns von Heiligen, die in Ungeziefer und Schmutz eine Sendung des Herrn gesehen und Gott dafür gepriesen hätten. — Er verbot uns sogar das Spazierengehen in größeren Gesellschaften, als zu zweien. Beim Läuten der Glocken sollten wir niederknieen und die vorgeschriebenen Gebete verrichten. — Bei der Beichte war er sehr strenge. Für jene, die er für besondere Kinder des Satans hielt, führte er förmliche abendliche Betstunden ein. Ich gehörte bald zu den Verurtheilten, und statt in Gottes freier Natur mich vom langen Stubensitzen zu erholen, war ich mit einem Dutzend anderen gezwungen, auf dem harten kalten Stein herumzurutschen und laut das monotone Einerlei der geistlosen Litaneien zu beten.

Freitags Fleisch essen, Kegelschieben, Billardspielen, Tanzen wurden für Werke des Satans erklärt.

Einst suchte ich die Langeweile seines Unterrichts auf damals schon nicht ungewöhnlichem Wege dadurch zu vertreiben, daß ich Schillers Gedichte in blauem Mausberger'schen Nachdrucke sachte aus der Tasche holte und unter der Bank zu lesen begann. Der glaubenseifrige Katechet, der keinen Augenblick die Hut meiner Seele aus den Augen ließ, entdeckte bald, daß nicht bloße Bescheidenheit oder das Bewußtsein meiner Sünden meinen Blick nach unten fesselte, er machte einen kühnen Griff und seine heiligen Hände hielten triumphirend das gottlose, nicht erlaubte Buch. Entrüstet bis in's Tiefste seines Innern, fragte er, wie ich's wagen könnte, dies infame Buch zu lesen, ob ich nicht wüßte, daß der Verfasser ein halbverrückter, sittenloser Lutheraner ge-

6*

wesen sei, der schlechter Streiche wegen aus seinem Vaterland fortlaufen mußte und sich später nur mit Räubern und Schauspielern herumtrieb. — Diese herausfordernde Beschimpfung meines Lieblings war mir denn doch zu viel und ich glaubte den Manen Schillers schuldig zu sein, daß ich laut und trotzig mit den Füßen stampfte. Hei, wie flog da der Mausberger'sche Nachdruck mir rechts und links um den Kopf! Zum Schlusse warf der siegreiche Gottesstreiter den armen Schiller auf den Boden und trat mit seinem Fuß darauf. — So geschah es vor 35 Jahren in der guten Stadt Troppau. Und 1872 versammelte sich in derselben Stadt das gesammte Volk, die Behörden der Stadt und des Landes an der Spitze, um der Enthüllung des Schillerdenkmals beizuwohnen. „Und sie bewegt sich doch!"

Ließen die Studenten sich dies Alles gefallen? Verwandelten sie sich auf des Katecheten Geheiß in eine Schaar Augen verdrehender Betbrüder?

Nein! Denn während der Katechet noch immer weiter schritt in seinen Angriffen gegen den gesunden Menschenverstand, hatte von Seiten der Gymnasiasten der kleine Krieg gegen ihn bereits begonnen und wurde mit männlicher Ausdauer und mit einer Grausamkeit, über die ich heute noch staune, zum bitteren Ende geführt, bis die jungen Streiter als Sieger das Feld behaupteten und der Jesuit, krank vor Aerger, verhöhnt und verspottet, ein wahrer Märtyrer seines Glaubens, das Troppauer Gymnasium verlassen mußte. Ich glaube, daß dieses Resultat binnen anderthalb Jahren erreicht wurde.

Wenn wir das Bischen Achtung gegenüber den religiösen Ceremonien, das uns noch aus den Kinderjahren geblieben war, nun gänzlich verloren, so war dies die Schuld des übereifrigen Religionslehrers. Wenn wir von nun an auch in eine tiefere Kritik der verschiedenen mit unserer Vernunft nicht vereinbaren Lehren und geheimnißvollen Dogmen der Kirche einzudringen suchten, so war es nur wieder dieses Mannes Schuld, der uns zu frommen gläubigen Lämmern erziehen sollte. Wer Wind säet, der muß Sturm ernten. Tibel hatte uns den Gottesdienst langweilig gemacht. Er mußte bemerken, daß wir seine lateinischen Aloisiuslieder nicht gern mitsangen. Die unteren Classen, stets die höheren nachäffend, verstummten ebenfalls. Als wir darüber von den Professoren zur Rede gestellt wurden, vollführten wir am nächsten Tage einen solchen unmusikalischen Heidenlärm während der Messe, daß jedes musikalische Ohr empört sein mußte.

Unsere Bosheit ging noch weiter. Nicht vergebens hatten wir lateinische Prosodie gelernt. Bald verfaßten wir die leichtfertigsten, mitunter obscöne Texte und legten dieselben den jesuitischen Melodien unter. Der die Messe lesende Katechet freute sich wohl zuerst über unseren verbesserten Gesang. Als aber auch die unteren Classen, die in der Nähe des Altares saßen, sich unserer Lieder bemächtigt hatten, da traf doch hie und da ein räthselhafter Laut sein lauschendes Ohr und eines schönen Morgens entdeckten wir, daß der Präfect die Messe las, während der ehrwürdige Katechet die Aufsicht übernommen hatte, von Classe zu Classe schlich und horchte,

um hinter das Geheimniß der sonderbaren Laute zu gelangen. Natürlich thaten wir ihm nicht den Gefallen, uns fangen zu lassen.

Unser geliebter Schiller wurde ebenfalls gerächt. Durch dritte Hand ließen wir uns aus Wien eine Miniaturausgabe von Schillers Gedichten senden und eines schönen Abends, als Tidel in die Tasche seines Rockes griff, um sein Brevier hervorzuholen und zu Gott zu beten, entdeckte er zu seinem größten Entsetzen, daß seine Hand diese „infamen" Gedichte hielt.

Die Geschichte der von Pater Gabriel abgetatschelten Anna Dunzinger hat im Jahre 1872 verdienter Maßen Aufsehen gemacht. Die meisten Katholiken nahmen Partei gegen den „unvorsichtigen" Pater, weil sie in der That alle selbst Partei waren. Ist nicht jeder Katholik eine Anna Dnnzinger, den der Beichtvater moralisch, wenn auch nicht immer physisch, abtatschelt? Wem hat nicht jenes ewige fruchtlose unnütze Reue und Leid erwecken, jene nach der Beichte frisch aufgewärmte Angst vor der Hölle, die unschuldigen Tage der Kindheit verdorben? Haben wir nicht alle stets hin und her geschwankt zwischen Sünde und Genuß? Haben wir nicht hinter der reinsten menschlichsten Freude die Schlange des Paradieses gewittert, die uns so lange diese schöne Welt vergiftete, bis wir resolut und entschlossen zu uns jener Höhe der vernünftigen Anschauung erhoben, die uns alle vom Pfaffenthum gemalten Teufelsfratzen verachten ließ?

Nach meiner Erfahrung, haben jene zahllosen Beichten und Bußen weder mich selbst noch andere Menschen gebessert. Im Gegentheil, oft beschwichtigte ich mein

warnendes Rechtsgefühl dadurch, daß ich mir vornahm, die Rechtsverletzung bei der nächsten Beichte ohnedies zu bekennen! Es kam sogar nicht nur in meinem, sondern auch in anderer Collegen Leben vor, daß die Zeit der Beichte herannahte und wir hatten nicht genug Sünden begangen, um den gestrengen Beichtvater zufrieden zu stellen. Man mußte also eigends zu diesem Zwecke der Beichte noch einige kleine Sünden begehen, oder, was noch einfacher war, einige Sündchen dazulügen.

Drüben in America wachsen die Kinder der meisten gebildeten Deutschen ohne Beichte und Communion, ja ohne allen Religionsunterricht auf. Sie kommen eigentlich mit gar keinem Sacramente in Berührung. Da die meisten der Deutschen nicht an den mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes im grellsten Widerspruch stehenden Fluch der Erbsünde glauben können, so halten sie es nicht für nöthig, die Kinder taufen zu lassen. Es ist mir nun ein wahrer Trost, es aussprechen zu dürfen, daß die deutsch-americanischen Kinder durchschnittlich auf einem höheren Niveau der Moral stehen, als die religiös aufgewachsenen der Americaner, der Irländer und — sogar der Landsleute im eigenen Vaterlande. Ich habe meiner eigenen Frau, wenn sie besorgt irgend einen muthwilligen Streich meiner eigenen Buben berichtete, oft zum Troste zugerufen: Danke Gott, daß sie keine so argen Streiche machen, wie ich in jenen Jahren zum Aerger meinen Eltern und Lehrer verübt habe! — Die auf das eigene sittliche Gefühl, auf das „was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch dem Andern nicht" basirte Moral ist wet-

terfester, als jene Treibhauspflanze, die auf dem Glauben an allerhand unbegreifliche Wunder, auf Angst vor der Hölle und Hoffnung auf den Himmel allein sich stützt.

Im Gymnasium mußten wir 7- bis 8mal des Jahres beichten. Der Beichtproceß wurde ziemlich strenge mit uns vorgenommen. Wir hatten früh um 6 Uhr natürlich mit leerem Magen zu erscheinen. Ein halb Dutzend geistliche Herren waren in der Kirche, bereit, unsere Sünden zu hören. Wenn wir gebeichtet und die zur Buße aufgegebene Anzahl von Vater unser und Gegrüßt Maria, sowie das Credo herabgeleiert hatten, versammelten wir uns in den Classenzimmern des Gymnasiums, um dort in stiller Andacht versunken, der feierlichen Stunde — um neun Uhr — zu harren, in welcher wir das Abendmahl genießen sollten. Was aber thaten die jungen Christen? Ich war in der Humanitätsclasse, einer Classe von 40 Schülern, als wir nach der Beichte versammelt, uns herzlich langweilten und — hungerten. Wie wir's leider schon öfter gethan, legten wir unsere paar Kreuzer zusammen und schickten unter allerhand Vorwänden ein Comité, bestehend aus drei Collegen, hinaus, um uns Semmeln und Würstchen zu kaufen, die wir dann nach Art der alten Christen brüderlich in einem Liebesmahle unter uns vertheilten. Ich kann mich nicht erinnern, daß es uns viel Gewissensbisse oder Magendrücken verursacht hätte und merkwürdig, obwohl unter uns noch immer 3 bis 4 vorhanden waren, die noch etwas religiösen Glauben bis in die humaniora hereingerettet hatten, so gab es doch nie-

mals einen Verräther, bis endlich unser Uebermuth uns selbst verrathen mußte.

Wir hatten an jenem alt-christlichen Liebesmahle nicht genug. Es mußte dereinst auch noch Bier herbeigeschafft werden, um zwischen Beichte und Communion einen förmlichen Kommersch zu begehen. Natürlich ging das nicht ohne Gesang ab. Mit Kirchenliedern fingen wir an, endlich kamen unsere Studentenlieder, Operarien und Spottlieder auf den Katecheten an die Reihe. Unser Hauptbassist Spöttel stand dirigirend auf dem Katheder. Wir hatten mit allem Feuer intonirt: Tidel muß sterben, ist noch so jung — als sich geräuschlos und unbemerkt die Thüre öffnete und besagter Tidel, blaß und zitternd stumm vor Zorn, hereintrat. Mit gehobener Rechten stand er unter den, wie vom Donner gerührten 40 Verbrechern und sprach das geflügelte Wort: „So lange er lebt, hat der Satan noch nicht einen solchen Triumph gefeiert, wie heute in dieser Classe!“ —

Lange mußten wir für jenen Unfug büßen. Durch ein ganzes Vierteljahr mußten wir zum abschreckenden Beispiel während der Messe vor dem Altar knien. Nicht einmal beim Evangelium war es uns erlaubt, aufzustehen. Erst nach diesem Vierteljahr wurden wir wieder einzeln zur Beichte zugelassen, mußten jene Sünde beichten und uns neuen harten Bußen unterziehen!

Nach jenem Sacrilegium sah aber Pater Tidel ein, daß er mit den Schülern des Troppauer Gymnasiums nicht fertig werde. Er hatte es aber durch seinen übertriebenen Eifer mit all' den anderen Professoren verdorben.

Sein Augenverdrehen, sein Hinweisen auf das Jenseits bei jeder Bagatelle machte ihn bei Allen verhaßt und lächerlich, die an die Wahrheit seiner Ueberzeugung nicht glauben konnten. Die Haltung, die Mienen, selbst das Stillschweigen, die offenbare Neutralität der Professoren legten wir natürlich zu unseren Gunsten aus. Der Präfect des Gymnasiums deutete endlich dem bankerotten Eiferer an, daß er in Troppau unmöglich geworden sei. Pater Tidel suchte, gesundheitshalber, um seine Versetzung an. Sein Gesuch wurde vom Präfecten eifrig unterstützt und vom Olmützer Bischof bewilligt und so verließ Tidel, ein weiserer, wenn auch nicht ein besserer Mann, das Gymnasium, an welchem er der Sache der wahren Religion sehr viel geschadet hatte.

Nach seinem Abgange wurde der religiöse Friede nicht mehr gestört. Sein Nachfolger war ein gemäßigter, uns in jeder Beziehung zusagender Mann. Indessen Achtung vor der Ohrenbeichte, vor dem geistlichen Stand, dessen Treiben wir so gut kannten, Glauben an unsinnige und unglaubliche Dogmen und Wunder konnte er uns nicht einflößen. Die Sucht zu kritisiren, der Hang nach verbotenen Büchern war nicht mehr zu bannen. Wir waren in den Besitz von Strauß Leben Jesu gekommen und sahen von gediegener Seite eine zersetzende und zerfetzende Kritik geübt, fanden, daß nicht nur die Vernunft, sondern auch die strenge philologisch-historische Forschung auf unserer Seite war. Wir freuten uns, daß außer Heine, Voltaire, Blumauer u. dgl. leichtem Geschütz, auch von dem schweren Kaliber deutscher Gelehrsamkeit die Orthodoxen angegriffen wurden.

Natürlich war diese Entdeckung nicht geeignet, uns zum geduldigen Glauben zurückzubringen, sondern wir wurden noch frecher. Eines Abends spät gingen wir aus einer Vorstadtkneipe, dem Mühlgraben entlang, nach Hause. Uns, Schüler der obersten Classe, begegnete ein etwas angetrunkener Handwerker und es kam zu einem kleinen Streit, der aber mit dem Austausch von Schimpfworten endete. Unser Gespräch drehte sich nun um die Frage, was wohl die Folge gewesen wäre, wenn wir im Handgemenge diesen Menschen in den Mühlgraben geworfen hätten, ob wir wohl in der Beichte absolvirt worden wären?

Die Meinungen waren getheilt. „Ich will die Frage lösen, erklärte ich, ich will in der nächsten Beichte beichten, diesen Gesellen in's Wasser geworfen zu haben, wo er wahrscheinlich ertrunken sei".

Mit Freude begrüßten die vier Freunde den Einfall. Um der Sache mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, beschlossen sie ebenfalls zu beichten, daß sie bei dem Attentate zugegen gewesen seien. Wir wählten uns noch den passendsten Geistlichen heraus für diesen „Spaß".

In der bald darauf folgenden Beichte bekannte ich nebst einer Anzahl ordinärer Sünden, daß ich bei einem Streithandel einen Schneidergesellen in die Fluthen des Mühlgrabens gestoßen hätte, wo er wahrscheinlich ertrunken sei, da ich ihn nicht mehr herauskommen sah. Mein Beichtvater, ein älterer, dicker, gutmüthiger Minorit, Pater Prosper, der in der Regel kaum beachtete, was ihm die jungen Leute beichteten, fuhr erschreckt zusammen, und sagte, ich solle wohl bedenken, was ich sage, das

könne mir ja den Kopf kosten, ich möchte es nochmals wiederholen. Er fragte nach allen Details, gab natürlich keine Absolution, sondern bestellte mich auf sein Zimmer. Er war von der Mittheilung so angegriffen, daß er keine weitere Beichte abnahm, sondern die Kirche verlies. Meine Spießgesellen warnte ich bei Zeiten und sie hüteten sich wohl, die übernommene Rolle fortzuspielen. — Der Minorite aber verhörte mich Kreuz und Quer auf seinem Zimmer, sagte mir, ich müsse die Affaire selber dem Präfecten mittheilen und führte mich selbst zu ihm. Aus dem Benehmen und Fragen des Präfecten aber konnte ich schließen, daß er schon von dem Minoriten in Kenntniß gesetzt, daß also das Beichtgeheimniß durchaus nicht gewahrt worden war. Mein ganzer Plan war also vereitelt, denn er basirte auf der Hoffnung, daß der Beichtvater, wie ein zweiter Johann v. Nepomuk, sein Geheimniß nicht verrathen würde. Ich blieb für's erste bei meiner Aussage und wanderte aus der Kanzlei des Präfecten in den Carcer! — Meine Spießgesellen, von den ernsten Folgen des frechen Scherzes erschreckt, leugneten natürlich jede Kenntniß von dem Attentate sowohl, wie von der Verschwörung. Der Präfect wandte sich nun an die Polizei mit der Anfrage, ob in den letzten Wochen vielleicht ein Schneidergeselle abhanden gekommen sei. Die Polizei stellte genaue Nachforschungen an, zählte die Häupter aller lieben Schneidergesellen und sieh' — es fehlte kein theures Haupt! Die Schneider der Stadt waren vollzählig beisammen und auch den übrigen Gesellen der Stadt war nichts Menschliches passirt. — Am vierten Tage wurde

ich aus dem Carcer zum Präfecten gerufen. Ich war indessen mürbe geworden. Bevor er mir das Widersprechende meiner Aussagen vorhalten konnte, gestand ich die Wahrheit und gab an, daß ich nur herausfinden wollte, ob die Geistlichen das Beichtgeheimniß wahren oder nicht.

Auf die Vorstellung des Präfecten, daß ich mich nicht nur eines groben Vergehens gegen die dem Beichtvater und ihm dem Präfecten schuldige Ehrfurcht, sondern auch einer großen, schweren Sünde gegen die Einrichtungen der heiligen Kirche schuldig gemacht habe, erwiderte ich, daß mir ersteres sehr leid thue. Das zweite wäre ich entschlossen gewesen, jedenfalls zu beichten und mich der auferlegten Buße zu unterwerfen. Der Präfect sprach hierauf das Urtheil der Relegation vom Gymnasium aus. — Darauf war ich allerdings nicht gefaßt. Ich hätte eine schwere kirchliche Strafe vorgezogen. Ich hatte damals keine so große Neigung mehr, Bauer zu werden. — Indessen gab's dieselben Mittel, den Zorn der Götter ebenso zu besänftigen, wie ihn die alten Juden und Griechen zu besänftigen verstanden, nämlich Opfer: Mit Geld und guten Worten konnte man Alles wieder in Ordnung bringen. Zerknirschten Herzens wandte ich mich an meinen Professor Beck, der mich wohl unter seine Lieblinge zählte. Sein Einfluß beim Präfecten war maßgebend. Diesmal gab er wenig Hoffnung. Mein Vergehen sei zu außerordentlich! — Schweren Herzens wandte ich mich nun der Heimat zu und beichtete dem Vater alles. Der gute Mann schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, er traute kaum

seinen Ohren, daß er einen Sohn haben sollte, solcher Frechheit, solcher Tollheit fähig. Nach einer sehr ernsthaften Strafpredigt, in welcher der Schusterschemel wieder drohend emportauchte, steckte der gute Vater Geld in seinen Beutel, die Mutter lud einige Stücke Leinwand auf den Wagen und so nach mehreren Besuchen bei Präfecten, Katechet, Professor und namentlich bei dem Pater Minoriten, wurde ich gegen Angelobung ernsthafter Besserung wieder in Gnaden aufgenommen.

Mein letztes Beichtabenteuer ereignete sich in Wien in der Kirche der Franziskaner. Als Hörer der Philosophie hatten wir allsonntäglich der Messe und Predigt beizuwohnen, und in jedem Semester dreimal zu beichten. Diese Beichte der Philosophen war keiner strengen Controle unterworfen. Es genügte dem Religionsprofessor die vorgeschriebene Anzahl von Beichtzetteln vor den Semestralprüfungen einzuhändigen. Wer sich mit diesen Zetteln nicht ausweisen konnte, wurde überhaupt nicht zu den Prüfungen zugelassen. Es war uns aber vollständig freigestellt, wo wir beichten wollten. Ich hatte meine erste Beichte bei den Kapuzinern verrichtet, die bei den Studenten im Rufe als rasche und nachsichtige Beichtiger standen. Ich konnte auch mit dem etwas stattlichen Beichtvater zufrieden sein. In weniger als 10 Minuten war alles abgethan. Nur war mir, während ich auf meine Tour wartete, aufgefallen, daß er mit den jüngeren weiblichen Sünderinnen sich ungebührlich lange beschäftigte, während er alle etwas älteren Frauen sowie alle Sünder des männlichen Geschlechtes so rasch abfertigte, wie mich selbst. Dieser

Umstand würde mich gerade nicht abgehalten haben, ein zweitesmal meinen Beichtzettel bei den Patres Kapuzinern zu holen, wenn nicht jener Beichtiger gar so unangenehm aus dem Mund gerochen hätte. Es war jenes Parfüm, gemischt von Tabak und Bier, das auch bei Laien sehr häufig angetroffen wird. Ich ging daher zum zweitenmale zu den mir warm empfohlenen Franziskanern. Hier fiel ich unglücklicherweise in die Hände eines jungen, entweder außerordentlich pflichteifrigen oder neugierigen Mönches. Als ich nach Wien kam, war ich trotz des Mangels an religiöser Ueberzeugung ein nach Wiener Begriffen sehr moralischer junger Mann, mit Wiener jungen Herren verglichen, eine wahre Einfalt vom Lande. Die Qualität und Quantität meiner Sündchen war wirklich eine naiv kindliche und ich kam manchmal in Verlegenheit wegen des Mangels imponirender anständiger Verletzungen der Gesetze der Moral und Religion. Zwar das Feld des Glaubens selbst hätte viel Stoff zu Bekenntnissen einer schönen Seele geliefert, allein ich hütete mich wohlweislich, meine Zweifel, meinen Unglauben zu bekennen, die zu endlosen theologischen Controversen geführt und meine Absicht, einen Beichtzettel zu erlangen, gänzlich vereitelt haben würde.

Der junge Mönch, der seine Wiener Pappenheimer wahrscheinlich sehr genau kannte, fand es auffallend, daß ein Bengel von 19 Jahren ihm nicht mehr beichten wollte, als etwa ein Mädchen von demselben Alter. Er glaubte also wahrscheinlich verpflichtet zu sein, mich etwas eingehender zu examiniren und stellte mir all=

mälig die unverschämtesten Fragen über die möglichst unsittlichen ekelhaften Handlungen und wollte durchaus Bekenntnisse irgend eines geschlechtlichen Vergehens aus mir heraus inquiriren. Als er in seinen Beschreibungen gar zu drastisch wurde, mir die Vergehen gegen die Sittlichkeit in's Einzelne zu beschreiben sich anschickte, wurde ich kirschroth vor Zorn, sprang auf und rief ihm mein letztes Bekenntniß zu: Ich glaube, Sie sind ein Sch . . . . kerl! Sprach's und enteilte geflügelten Schrittes aus dem Heiligthume der Franziskaner.

Dies war meine allerletzte Beichte. Ich gab zwar bei jedem halbjährigen Examen dem Religions-Professor Kepler die vorgeschriebene Anzahl Beichtzettel ab. Allein ich hatte inzwischen von kundigen Collegen die Quellen erfahren, aus denen man diesen Artikel beziehen konnte. Da gab es nämlich humane Kirchendiener, mit denen sich ein Geschäft machen ließ.

Aermere Studenten machten aus dem Beichten ein förmliches Geschäft. Sie beichteten selbst in den vielen Kirchen Wiens, so oft es die Zeit erlaubte und verkauften die auf solchem Wege gewonnenen Beichtzettel an die bedürftigen Collegen. Die Beichtzettel hatten ihren Cours wie ein Börsenpapier. Je näher die Prüfung heranrückte, je höher das Wasser dem Bruder Studio zum Munde stieg, desto theurer waren die Zettel. Jene Herren Studenten, die sich selbst mit dem Beichten befaßten, wurden die Beichtesel genannt.

Für die Hörer der Rechte hörte der Beichtzwang gänzlich auf. Sie wurden an ihre religiösen Verpflichtungen nur dadurch erinnert, daß sie jeden Sonntag

erscheinen und ihren Namen einem zu diesem Zweck anwesenden Privatdocenten in die Feder dictiren mußten. Dies bedeutete, daß sie der sonntäglichen Messe beigewohnt hätten. In diese Messe zu gehen, fiel natürlich keinem Juristen ein. Die Mediciner waren sogar von jedem Ansagen des Namens befreit.

Was ist nun aus jenen 40 Gymnasiasten geworden, die am Ende der Gymnasialstudien trotz oder vielleicht gerade wegen vieljähriger Ueberfütterung mit den Verstand beleidigendem Religionsunterricht, und mit religiösen Exercitien als Rationalisten, als Freigeister dastanden? Sind nicht einige von ihnen Theologen geworden?

Ja gewiß, und zwar in demselben Verhältniß und aus denselben Gründen, wie in anderen Jahrgängen. Von jenen 40 wendeten sich der Theologie zu: 1. alle Diejenigen, denen die armen Eltern ferner nicht jene Unterstützung gewähren konnten, die zur juristischen oder medicinischen Carrière nöthig gewesen wäre. Als Theologen fallen sie weder ihren Eltern noch sonst Jemandem zur Last. Der Bischof vertritt von nun an Vaterstelle, giebt ihnen Nahrung, Kleidung, Wohnung und — Unterricht. Wollten sie die Freiheit des Geistes nicht opfern, so sahen sie ein Leben voll Kampf, Entbehrung und Entsagung vor sich. Durch Stundengeben hätten sie ihr Auskommen finden müssen. Manche haben diesen letzteren dornigen Weg gewagt, wenige haben die Schwierigkeiten überwunden. Sie sind körperlich erschöpft, geistig ermüdet zusammengebrochen, nur ausnahmsweise kam hie und da eine unverwüstliche Natur

am Ende der harten Laufbahn als Sieger an. 2. Die zweite Kategorie, aus der der Bischof seinen Schafstall füllt, waren die Schwachen am Geiste, armselige, gutmüthige Cretins, die sich nur mit Mühe durch's Gymnasium hindurchgeschleppt hatten, und die endlich in der Theologie eine Erlösung vom Uebel des Denkens, der geistigen Arbeit erblickten. 3. Die dritte Classe besteht aus den nachgeborenen Söhnen des Adels, die wegen mangelnden Muthes oder wegen körperlicher Gebrechen den Weg zu Officierstellen sich verschlossen sehen. Sie liefern das Material für Domherren und Bischöfe, sind bestimmt dazu, um als Officiere die armen Bürger- und Bauernsöhne der 1. und 2. Kategorie zu commandiren; während ihre streitbaren Brüder die Armee des Kaisers zum Sieg oder auch zur Niederlage führen.

So hat sich mancher Schmetterling, der in jugendlichem Frohsinn und in naturgemäßer Heiterkeit gegen die Unnatur des Betbruders Tidel ankämpfte, sich allmälig in eine schwarze todte theologische Puppe verwandelt.

Bei vielen ging die Umwandlung nicht ohne harten inneren Kampf vor sich. Manches Herz ist dabei gebrochen. Den meisten brach nicht gerade das Herz, aber das eigene Ich, das bessere Selbst ging ihnen verloren. Ohnmächtig ankämpfend gegen den geistigen Zwang, verfielen sie einem Cynismus, der es ihnen leicht macht, ihr Schicksal zu tragen und sich bis an's Lebensende als feinere oder gröbere Epicuräer durchzufressen. Am Ende ist alles gleich und — mundus vult decipi!

— Es ist gut, daß der großen Menge etwas vorgegaukelt wird, denn ihre Augen sind zu schwach in's Licht zu blicken — oder: ohne Religion und Glauben kein Staat, keine Gesellschaft! — An den edleren Naturen aber nagte der Geier des Widerspruches, des inneren Zwiespaltes und sie blieben unglücklich ihre Lebenszeit. Ich lasse den Brief eines solchen Freundes folgen. Ich fand ihn 1872 nicht mehr am Leben. Der Sohn armer Eltern sah er sich gezwungen, in ein Seminar zu gehen — trotz meines eifrigen Abmahnens, da ich wußte, daß seine echte, edle Natur sich mit der zum Pfaffen nöthigen Heuchelei nie vertragen würde. Er wurde glücklich ausgeweiht. Allein seine Kämpfe begannen erst, als er einem Pfarrer untergeordnet wurde, der notorisch ein schlechtes Subject war.

„Liebster Freund! — — Weinend gestehe ich Dir, daß ich nimmer der lebensfrohe, herzliche Franz bin, als der ich von Dir in die verhaßte Pfaffen-Kaste geschieden und nimmer kann und konnte ich Dich besonders seit meiner Weihe vergessen, eingedenk Deiner Treuherzigkeit, die Du gegen mich jederzeit bewiesen und wodurch Du mich auch unaufhörlich und dringend von diesem Schritte abgemahnt hast und in Betracht meiner jetzigen Verlassenheit unter meinen kalten eigennützigen und herzlosen Collegen. Nicht daß ich sagte, sie scheuen meinen Umgang, nein im Gegentheil sollte ich mich wegen ihrer mir zu Theil werdenden Gunst glücklich schätzen. Aber mir will die ganze Sippschaft nicht behagen. Ihr berechnendes, geschraubtes und geheimnißvolles Wesen konnte ich nicht lieb gewinnen, es ist ihnen nur ein nothwen-

diger Deckmantel, worunter sie ihre Tücke, Lumperei verbergen und ihre Schurkenstreiche ausführen. Ich hätte es mir nie so gedacht und würde mich gegen jede derlei Behauptung früher gewehrt haben, aber jetzt kann ich Dir als Freund die Versicherung geben, daß die Beschuldigungen, die man gegen den Stand erhebt, nichts weniger als übertrieben sind. Einen Beleg hast Du an meinem eigenen Pfarrer, den ich über jede der sieben Todsünden überweisen könnte, während er gegen die Außenwelt die Rolle eines Heiligen spielt. Während ich alles Aergerniß zu vermeiden suche, verhehlte ich ihm auch niemals meine Verachtung. — — Ein anderer Beleg von Verschmitztheit oder vielmehr Niederträchtigkeit des geistlichen Standes ist folgender, eben vor sich gehender Umtrieb. Die Schullehrer unserer Provinz versammelten sich in corpore zur Abfassung einer Petition an das Ministerium, worin sie ihren Wunsch aussprachen, daß die Schule von der Kirche getrennt werde. Sie thun dies in corpore, denn der Einzelne würde sonst von der Allmacht, mit der bisher die Geistlichkeit über die Anstellungen der Schullehrer entscheidet, zermalmt werden. Dies zu riskiren, ist der Schulfuchs zu arm und zu unentschieden. Was thut aber die schlaue Geistlichkeit, um diese Petition zunichte zu machen? Ein Domherr erläßt eine Aufforderung an jeden einzelnen Schullehrer, mit jener Petition der Schullehrer in corpore sich nicht zufrieden zu erklären, aus dem Hauptgrunde, weil jene Petition nicht zeitgemäß und ein Rückschritt sei, und ihren Namen auf einem Nebenbogen — charta bianca — zu unterschreiben. Diese Aufforde-

rung wird jedem Lehrer in's Haus getragen, und kein Lehrer, kein Gehilfe, hat es bisher gewagt, seine Unterschrift zu verweigern. Zähneknirschend nahm unser Schullehrer, der für jene Petition selber sehr thätig gewesen ist, die Feder und unterschrieb! Der Entwurf des Domherrn, der an's Ministerium gehen soll, liegt nicht vor, daß die Lehrer ihn einsehen könnten. — — Sollen die Priester selber reformirt und constitutionell werden, so ist dies einzig möglich durch die Aufhebung des Cölibates, d. h. der gezwungenen Ehelosigkeit der katholischen Priester, eines Institutes, gegen welches die heilige Schrift, die Vernunft, die Natur und Erfahrung im offenen Kampfe liegt. — — Daß etwas Ordentliches zu Stande kommt, erwarte ich nunmehr einzig vom Wiener Reichstag. — — Lieber Hans, mir schaudert vor meiner Zukunft. Ich ahne, daß ich bei meiner offenen und entschiedenen Gesinnung nicht unangefochten bleiben werde — — obwohl viele Pfarrer und Cooperatoren in meiner Nachbarschaft sich ganz nach meinen Grundsätzen ausgesprochen haben, — aber vertrauen kann ich keinem Priester. Ich bin gefaßt. Vater, wenn es möglich ist, nimm diesen Leidenskelch von mir hinweg!"

Noch einmal erhielt ich einen Brief von ihm, worin er einer neuen Zeit entgegenjauchzte. Er sandte mir eine Schrift über die Reform des geistlichen Standes — ich glaube, daß mir von jüngeren untergeordneten Geistlichen wenigstens ein Dutzend solcher Elaborate zugesendet worden sind. — Ich sollte seine Arbeit drucken lassen. Noch nach Kremsier sandte er mir seine Bitten nach, der

Reichstag möge nicht unterlassen, die Kirche zu reformiren im Sinne des ersten Christenthums. Ich fand leider endlich kurz vor den Octobertagen einen Verleger für seine Broschüre. — Seine Strafe war hart. Er wurde nach dem Staatsstreich von Kremsier an den Sitz seines Bischofs gerufen, und ein halbes Jahr den strengsten Exercitien unterworfen. Anderthalb Jahre mußte er als Gefangener in einem Kloster zubringen. Endlich pardonnirt, wurde er in einer abgelegenen Gegend einem als Zuchtmeister verrufenen Pfarrer an die Seite gegeben, der seine Kraft brach. Der Körper erlag endlich, nachdem der Geist schon längst gebrochen war. Ich fand ihn 1872 nicht mehr unter den Lebenden. Er starb, ein Opfer derselben unheimlichen, unersättlichen Macht, die vor mehreren hundert Jahren die Menschen auf den Scheiterhaufen warf. Sie mordet auch jetzt noch — aber langsam, mit tückischer methodischer Berechnung. — —

Auch einen anderen Franz, den liederlichen Kuhn Franz aus Lobenstein fand ich bei meiner Rückkunft 1872 nicht mehr am Leben. Lobenstein hieß früher das lateinische Dorf, weil fortwährend ein halbes Dutzend seiner Söhne auf Gymnasien und Universitäten sich befanden. Es lieferte Beamte, Advokaten, Doctoren, Geistliche und Militärs. In den Sommerferien trafen sich dann gewöhnlich eine Anzahl von Studirenden verschiedener Universitäten. Die meisten waren fleißig und brav. Vom Kuhn aber konnte man dies nicht behaupten. Obwohl sein Vater arm war, so war Franz doch der allerleichtsinnigste. Nur durch die Hilfe seines

Bruders, der ein einflußreicher Geistlicher am Hofe des Bischofs von Olmütz war, wurde er über dem Abgrund erhalten. Um mühsam vier Classen des Gymnasiums zu beenden, hatte er sechs Jahre gebraucht. Sein Geist war freilich genial. In Bezug auf Witz steckte er alle anderen Studenten in den Sack. Voller Humor war er der angenehmste Gesellschafter, doch ein Verächter der Menschheit und seiner eigenen Person. In seinem Innern sah es öde und leer aus. Da glich es einem ausgebrannten Vulkan. War es der Alkohol ganz allein oder hatte ihn getäuschte Liebe, wie man munkelte, so weit gebracht? Jetzt diente er nur der venus vulgivaga und dem Bachus, aber nicht dem Träger des Thyrsusstabes, sondern dem mit der Branntweinflasche! — Sein Bruder, an der Möglichkeit der Besserung verzweifelnd, hatte ihn endlich aus der Straßenrinne von Olmütz in ein Liguorianerkloster bringen lassen. Um so neugieriger waren wir daher, als wir nach mehreren Jahren erfuhren, daß auch Franz auf die Ferien kommen und predigen werde. — Wir fahndeten auf ihn, umringten ihn im Triumph, fanden aber den alten fröhlichen Burschen von einer dicken Eiskruste überzogen. Er verzog sein hageres Gesicht zu keinem Lächeln, er antwortete nur selten, meist mit einem Spruch aus der heiligen Schrift.

Nach einigen Tagen war es unseren unablässigen Bemühungen doch gelungen, zu entdecken, daß die alte Achillesferse noch immer verwundbar sei. Einem guten Tropfen konnte er nicht widerstehen. Da unter uns einige sehr böse Buben vorhanden waren, so wurde be-

schlossen, ihn am Samstag Abends in dem Extrazimmer der Erbrichterei tüchtig zuzudecken, um dann am Sonntag unseren Spaß an seiner katzenjämmerlichen Predigt zu haben. Allein vergeblich war alles Trinken. Er soff wie ein alter deutscher Lanzenknecht und mancher von den bösen Buben sah sich gezwungen auf der Bank niederzusinken, während unser Liguorianer immer gesprächiger wurde, und eigentlich erst aufzuthauen begann unter dem erwärmenden Einfluß geistiger Getränke. Er erzählte uns von seinem Orden, von seiner großen Bestimmung, von seiner Macht über die ungebildeten Massen. In theologische Disputationen ließ er sich nicht ein. Das war bei ihm alles überwundener Standpunkt. Es komme überhaupt nicht darauf an, ob man dies oder jenes erbärmliche Dogma glaube — sondern wie man die Massen zu lenken und zu beherrschen verstehe. Er hatte selbst eine neue Kraft in sich entdeckt, die durch die Abrichtungsmethode der Väter Liguori's in ihm erweckt worden war. Er bot uns eine Wette an, daß er morgen den größten Theil seiner Zuhörer zum Weinen bringen werde. Diese Wette wurde angenommen; sehr spät trennten wir uns.

Des andern Morgens war Lobenstein so ziemlich vollzählig in der Kirche versammelt. Alt und Jung war neugierig zu hören, was denn der Franz Kuhn zu sagen haben werde. Und seltsam: auch die Herren Studenten waren in corpore zugegen. Franz betrat die Kanzel. Schon sein Gesicht hatte einen so theatralischen Ausdruck innerer Zerknirschung, daß den Zuschauern das Lachen verging. Er aber würdigte das

versammelte Volk keines Blickes. Er wandte sich mit der größten Feierlichkeit zu seinem Gott, er bat kniend den heiligen Geist, daß er ihn stärke. Dann stand er auf und blickte lange stumm dräuend die Hörer an, so daß vor diesen gespenstisch-ascetischen Zügen es den Bauern ordentlich grußelte. Endlich begann er mit der Frage: Warum seid ihr hergekommen? Eure heidnische Neugier an einem Sünder zu laben? — Er gab zu, daß er ein arger Sünder gewesen sei und zum Theil noch jetzt nicht ganz rein vor dem Herrn erscheine — er schilderte sein früheres scandalöses Leben, seine Besoffenheit als Werke des Satans — und wie endlich der Strahl Gottes ihn getroffen wie den Paulus und daß er gegenwärtig in der Gnade wandle. Dann aber kehrte er den Spieß um. Da er fast jedes Kind der Gemeinde kannte, so war es ihm leicht, vom Vorsteher bis zum Gänsehirten, ihre Fehler und Gebrechen vorzuhalten. Und da fing es allerdings schon an unter den Frauenzimmern etwas lebendig zu werden, und einige der Honoratioren, um zu zeigen, daß sie mit diesem Artikel versehen seien, griffen nach den Taschentüchern. Daß wir, die hochmüthigen, wissensstolzen, eingebildeten Pharisäer und Schriftgelehrten ebenfalls nicht leer ausgingen, war zu erwarten. — Dann kam er zu den Leiden Christi, zog rasselnd ein unter der Kutte verborgenes, schauderhaft blutiges Kruzifix hervor, griff in die Tasche und zeigte lange, spitze Nägel, mit denen der Heiland angenagelt worden war, schilderte bis in das kleinste Detail die Martern Christi. „Und alle Tage noch kreuziget ihr den Heiland, und alle Tage seid ihr

dafür verdammt! Christum kreuzigest du, kokettes Mädchen, die du jeden Morgen vor dem Spiegel stehst, um dein Haar zu flechten, anstatt dein Morgengebet zu verrichten und alle Tage bist du von neuem verdammt dafür! Christum kreuzigt der Herr, der vielleicht sonst alle seine Pflichten erfüllt, aber am Freitage Fleisch ißt und er ist verdammt dafür! Christum kreuzigt der Schneider, der sonst noch so rechtschaffen ist, aber den Sonntag entheiligt durch Arbeit, und er ist verdammt dafür! und um solcher Dummheiten willen laßt ihr euch verdammen — um eines Stückchen Fleisches willen, um des Verdienstes von einigen Groschen willen kreuzigt ihr den Heiland — wie wird's euch gereuen, wenn ihr in der Hölle euch erinnern werdet, daß ein Wort zu eurem Beichtvater, daß die Benutzung des päpstlichen Ablasses euch hätte retten können aus dem Pfuhl der Hölle? Und wißt ihr, was es heißt den Herrn kreuzigen?" Nun gelangte er zum Höhepunkt seiner theatralischen Vorstellung — er nahm einen der langen spitzigen Nägel und trieb ihn vor den Augen des Publicums mit rascher fürchterlicher Gewalt durch die auf dem Pulte liegende linke Hand. Eine rothe Flüssigkeit spritzte umher und benetzte die unten sitzenden Frauenzimmer — ein Schrei erscholl durch die Kirche. — Mehrere fielen in Ohnmacht — sogar die Männer waren nicht mehr im Stande, Schrecken und Rührung zu bemeistern. Alles lag schluchzend auf den Knieen! — Er hatte seine Wette redlich gewonnen. Des Nachmittags hörte er auf ausdrückliches Verlangen Beichte, und Frauen, die schon lange den Beichtstuhl vermieden hatten, drängten sich diesmal herbei.

Am selben Abend noch saßen wir im Extrastübchen. Seine linke Hand hatte er wohl in ein Tuch geschlagen, allein aus seinen Bewegungen schloß ich, daß sie nicht verwundet sei — als ich ihn fragte: ob sie nicht schmerze, erwiderte er mit ganz ernsthaftem Gesicht, es sei eine merkwürdige Erscheinung, daß solche Wunden, die im Zustand der Ekstase geschlagen werden, unter dem Beistande des heiligen Geistes sehr rasch wieder heilen und keine großen Schmerzen verursachen. Ich hatte später oft Gelegenheit, von gewöhnlichen Taschenkünstlern und Gauklern dasselbe Kunststück vollführt zu sehen. Stolz als Sieger saß er in unserer Mitte, goß ein Glas nach dem andern hinunter, rauchte dabei die stärkste Cigarren, die wir für ihn im Dorfe auftreiben konnten und wir lauschten aufmerksam seinem Vortrag über die verschiedenen Kunststücke und Kriegslisten, die ein guter Kanzelredner anzuwenden habe, um die stumpfsinnigsten Herzen der Zuhörer zu erobern.

Doch es war ihm nicht gegönnt, lange im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Der Herr nahm ihn schon wenige Jahre später zu sich. Er starb in einem Zustande, den seine Brüder einen Ekstatischen, ein rationeller Arzt aber: Delirium tremens potatorum nannte. — Nun diesen Unglücklichen hat allerdings weder der Vater Beckx noch der Fürstbischof von Olmütz auf dem Gewissen. Für ihn und seines Gleichen ist die Aufnahme in das Kloster eine Wohlthat.

Die Fäulniß der geweihten Gesellschaft der Kirche beschäftigte mich in meinen frühen Jugendjahren viel mehr, als die des Staates. Da ich selbst nahe daran

war, in den geistlichen Stand zu gerathen, viele meiner Collegen factisch in ihm verloren gingen, so war es natürlich, daß wir alle uns genauer mit der Kirche beschäftigten als mit dem Staate, der uns damals im Gegensatz zu der Patrimonial-Willkür als eine wohlthätige Macht erschien. Die Uebelstände des katholischen Wesens stanken uns aber auch überall in die Nase. Bis nach vollendeten philosophischen Studien mußten wir Dinge lernen und hersagen, gegen welche unser Verstand sich sträubte, mußten lernen die Nothwendigkeit, Göttlichkeit und Wahrheit der Wunder, der Hölle und des Fegefeuers beweisen, mußten für die Göttlichkeit der heiligen Schrift und ihres widersprechenden Inhalts in die Schranken treten, sollten außerdem einen Stand hochschätzen, dessen höhere und niedere Mitglieder wir alle Tage als Heuchler, Dummköpfe und Schurken kennen lernen.

Die Laster, von denen heute jedes Blatt der Zeitungen erfüllt ist, jene krankhaften Auswüchse des Cölibats, sie waren vor 1848 schon ebenso allgemein geübt wie heute. Es machte 1839 im ersten Jahre der Philosophie kein geringes Aufsehen, als sogar der supplirende Professor der Pädagogik, ein Schottenpriester, wegen an Knabenzöglingen vollführten unsittlichen Attentates von seiner Stelle entfernt und in das Straf-Kloster Mürau in Mähren gebracht wurde. Derlei Fälle kamen weder vor das Forum der öffentlichen Blätter noch der Gerichte. Sie wurden einfach todtgeschwiegen, ebenso wie die Verbrechen der hohen Aristokratie, an welche kein Gericht hinaufreichte. Damals schon mögen arme, nach-

geborene Grafensöhne und päpstliche Kammerherren Wechsel gefälscht haben. Allein sie waren besser situirt als der arme päpstliche Kammerherr Graf Bellegarde, der 1872 für solche zweideutige Credit-Operationen verurtheilt und abgestraft worden ist; die Uebergriffe eines Pater Gabriel, der frommen Schulbrüder der Anstalt Malfatti in Innsbruck, des Pater Pallitschek in Znaim, werden wenigstens publicirt und die leichtsinnigen Eltern, welche trotz dieser Publicationen ihre warmblütigen schönbusigen Töchterchen in die Höhle des zur Ehelosigkeit verdammten Tigers zur Beichte schicken — oder welche die Unschuld und Gesundheit ihrer Knaben der durch das Cölibat zum Wahnsinn gesteigerten Sinnlichkeit frommer Brüder aussetzen, dürfen über nichts anderes als über ihre eigene Unvorsichtigkeit klagen, wenn ein Unglück geschieht.

Mit sechs Jahren war damals das Gymnasium absolvirt. Wir kannten kein Maturitäts-Examen. Als Resultat meiner Gymnasialstudien besaß ich leidliche Kenntnisse der griechischen und lateinischen Sprache. Es war mir leicht eine Oratio in ciceronianischem Latein zu schreiben, eine leidliche Ode im sapphischen Versmaß zu componiren. Mit der deutschen Muttersprache verstanden die meisten nicht so gut umzugehen, wie mit der Sprache der Römer. Doch hatte ich darin mehr geleistet. Ohne Schwierigkeit machte ich Gedichte, denen nichts fehlte als — Poesie. Ich hatte sogar die Ehre, das bei der Abgangsfeier unserer Clässe vorzutragende deutsche Gedicht verfassen zu dürfen. In Mathematik, Algebra, Geschichte und Geographie hatte uns Professor

Beck ziemlich vorwärts gebracht. Allein von modernen Sprachen, von Buchführung, Zeichnen, von Physik, Chemie, Naturgeschichte, wußten wir fast gar nichts. Stenographie kannten die meisten noch nicht dem Namen nach und von der polizeilich verbotenen Turnkunst sprach man wie von einer geheimnißvollen Freimaurerei.

Dafür hatten wir in allen sechs Jahren sehr viel Religion gelernt und es war uns sehr leicht, aus der heiligen Schrift zu beweisen, daß Ehebruch ein Verbrechen und ebenso leicht, daß es eine tugendhafte Handlung sei! Charakterbildung, Ausbildung des patriotischen und nationalen Sinnes war vernachlässigt worden. Wie ein unbeschriebenes Blatt lag die Seele der meisten da und haltlos gingen sie den Anforderungen des Lebens entgegen. Ich war auch hierin besser situirt als meine Collegen, da mein Bruder Hermann durch eifrigen Briefwechsel, da Tiller durch den Einfluß seines Umganges auf mich einzuwirken verstanden hatten. Da ich also selbst Richtung genommen hatte, so war es natürlich leicht für mich, auf meine Collegen maßgebend einzuwirken, denen bisher deutsche Nationalität, Patriotismus unbekannte Dinge gewesen waren.

Unter den Bürgern Troppaus herrschte ein freier, aufgeklärter Geist. Das Gymnasium gehörte zu den besseren jener Zeit. Ein mittelmäßiges Theater führte deutsche Classiker und neuere Schauspiele, sogar Opern vor. Für zehn Kreuzer konnte ich vom obersten Range alles dies mitgenießen.

Im Sommer des Jahres 1839 wendete ich mich an das Amt in Jägerndorf und bat meine politische

Obrigkeit, den Vertreter des Fürsten Liechtenstein, um die Erlaubniß nach Wien zu gehen und dort in die philosophischen Studien einzutreten. Und nach einigen weisen Hin- und Herfragen und Bedenklichkeiten gab auch der Burggraf dem minderjährigen Unterthan einen auf ein Jahr lautenden Paß nach Wien.

---

4. Wien.

Als ich nach Wien kam, war ich kein Fremdling. Durch meinen Bruder Hermann wurden meine Bahnen geebnet. Seine Freunde wurden auch die meinigen, so daß ich mich bald in einem Kreis von strebsamen, intelligenten Männern geduldet fand, deren Wesen auf mich desto stärker einwirkte, da sie alle älter und erfahrener waren als ich selbst. — Das eigentliche Wiener Leben wollte mir aber gar nicht recht gefallen. Was im Wiener an Ernst und Männlichkeit vorhanden war, das Streben nach Reform, sein Patriotismus wurde unterdrückt und durfte nur unter der Maske der frivolen Lustigkeit an's Tageslicht treten. Dies den Anstrich des Leichtsinns tragende Wesen konnte dem mehr norddeutsch ernsten, frugalen Schlesier nicht zusagen. Der echte Wiener erschien mir wie eine Art von Hanswurst. Er war jederzeit, auch zu sehr unpassender Zeit bestrebt, witzig zu sein und mit einem mir frivol scheinenden Wortspiel über die ernsthaftesten Fragen hinwegzueilen.

In Ermangelung eines öffentlichen Lebens concentrirte sich der Ausdruck des Volksstimme in die Theater. Ich sah mit Bedauern, daß in der Leopoldstadt, an der Wien 2c. das Publicum an den gehaltlosesten schaalsten Stücken sich köstlich, ganz mit der Naivetät von Kindern amusirte. Dagegen sah ich mit freudiger Ueberraschung, daß dieses Publicum auch wieder in dem Burgtheater das allerfeinste Verständniß bewährte für die Freiheit und Tiefe unserer classischen Meister, daß in seinem Beifall oder Zischen stets eine richtige Kritik der österreichischen Zustände lag.

Im eigenen Vaterlande waren alle Ereignisse verboten — denn jedes Ereigniß brachte ja eine Veränderung mit sich und die Regierung haßte die Veränderung. Deshalb waren die Bretter, die die Welt bedeuten, die Centren des Wiener Lebens. Ob Nestroy und Scholz auftraten, wie sie auftraten, wie diese oder jene Anspielung zu verstehen sei, das waren damals die Gegenstände der Unterhaltung ernsthafter Männer. Andere Dinge wurden von der Menge fern gehalten. Für Wien paßte damals noch die Behauptung, daß es patriarchalisch regiert werde, was in Bezug auf die Zustände des Landvolkes stets eine Lüge war. Wiens Leben drehte sich noch zu jener Zeit um das Centrum des Hofes und der Aristokratie. Die unabhängigen, durch industrielle Macht ausgezeichneten Bürger konnte man noch an den Fingern herzählen. Trotz aller Mißwirthschaft war die Familie des Regentenhauses populär und alles Unheil wurde auf den bösen Metternich geschoben. Ihm wurde Kolowrat, und dem Erzherzog

Ludwig der Erzherzog Johann als das freisinnige Princip entgegengestellt.

Sobald als möglich suchte ich, wie jeder Provinzler, des Kaisers ansichtig zu werden. Welche Enttäuschung! Diese kleine, schwächliche Figur mit dem blöden Gesichtsausdruck entsprach durchaus nicht dem Bilde, das sich meine Phantasie vom Kaiser geformt hatte. Indessen es wurde gesagt, er sei herzensgut und gerade nicht ganz ohne geistige Fähigkeiten, so z. B. habe er Sinn für Mechanik, für Heraldik und Botanik. Ich hatte erst später im Jahre 1846 Gelegenheit mich zu überzeugen, daß seine geistigen Fähigkeiten durch die Einwirkung körperlicher Leiden geschwächt waren. Damals hatte ein Wiener Techniker Waidele in Paris und London Studien über den elektrischen Telegraphen gemacht und verschiedene Apparate mitgebracht, um der Regierung die Einführung derselben vorzuschlagen. Er bekam auch die Einladung, sich mit seinen Apparaten vor den Majestäten „zu produciren". Ich bat ihn um Erlaubniß, als sein Famulus mitzugehen, da ich auf diese Weise die Majestäten in der Nähe beobachten zu dürfen hoffte. — Wir wurden in einem Zimmer aufgestellt, ich half Waidele seine Drähte arrangiren, isoliren und mit einem im Nebenzimmer aufgestellten Apparat in Verbindung bringen. Als alles fertig war, hatten wir noch ziemlich lange zu warten, bis endlich die Majestät ziemlich rasch hereintrat. Waidele suchte der Majestät die Erzeugung und Kraft des elektrischen Stromes zu erklären. Allein die Majestät hatte nur Sinn für die kleine Maschine, so daß Waidele den

elektrischen Strom seines Vortrages unterbrach und zur Erklärung des Apparates überging. Inzwischen schwebte langsam, würdevoll, mit der steifsten Grandezza, als gelte es einer Haupt- und Staatsaction, die Kaiserin herbei. Sie sprach kein Wort, that keine Fragen, sondern schien das ganze Ding als eine Art Teufelsspuk mit etwas Mißtrauen zu beobachten. — Waidele ließ die Maschine arbeiten. Das Klick und Klick, das geräuschvolle Arbeiten machte dem Monarchen viele Freude, und er gab dieselbe zu wiederholten Malen in fast kindlicher Weise zu erkennen.

„Das ist schön, das müssens noch amal machen.“ — Waidele postirte mich nun zu dem Apparat im Nebenzimmer und bat den Kaiser, irgend einen Satz zu nennen, den Waidele mir telegraphiren wolle. Nachdem er lange mit seiner Gemahlin consultirt hatte, rief er allerdings so laut, daß ich es im Nebenzimmer hören konnte: Nun so telegraphirens: Das Feuer brennt im Ofen. — Waidele telegraphirte und ersuchte die Majestäten hineinzugehen und zu sehen, ob ich die Nachricht empfangen habe. Ich hatte, durch Waidele im Lesen der Zeichen unterrichtet, wirklich Sr. Majestät die Ehre zu verkünden, daß das Feuer im Ofen brenne. — Richtig, rief er, Sie hoben's errothen! — Die Kaiserin aber sagte zu ihm einige Worte auf italienisch. Ja, ja, richtig, Sie hoben's halt gehört, wie ich's dem Herrn draußen zugerufen habe. Nachher ist's keine Kunst! — Waidele bat nun die Majestät, ihm einen Satz in die Ohren zu wispern. Dazu konnte sich Majestät nicht entschließen. Endlich schrieb Waidele einen Satz auf Papier und

telegraphirte ihn mir herüber: Der Amerikaner Morse erfand den elektrischen Telegraphen. Ich entzifferte diesen Satz nur mit Mühe und machte mehrere Fehler, bis ich endlich den Sinn gefunden hatte. Die Majestäten entließen uns, wir packten unsere Maschinen ein. Die Majestäten hatten wir sicherlich nicht von der Wichtigkeit der Erfindung überzeugt. Der Kaiser hielt es für eine ungeschickte Taschenspieler-Production und die Kaiserin vermuthete uns wahrscheinlich als im Bunde mit der Hölle stehend. Ich aber wußte, daß Oesterreich wohl einen obersten Reichs-Repräsentanten, aber keinen Kaiser habe, daß die ganze Macht-Würde eine Fiction, daß die eigentliche Macht in den Händen Metternichs und Ludwigs sich befinde. — Der elektrische Telegraph wurde eingeführt. Waidele aber hatte sich in die unterirdische Leitung verrannt, die sich nicht bewährte, so daß andere ernteten, wo er gesäet hatte. Nach einigen Jahren verfiel er in Irrsinn! —

Die Wiener aber ließen nicht ab von der Fiction des guten Kaisers. Sie hatten sich erst später von Hof und Aristokratie emancipirt. Dieser Proceß der Emancipation erfolgte nur langsam und auf sehr schmerzhaftem Wege. Das Commando eines Albrecht und Maximilian am 13. März, die Uebertragung der höchsten Gewalt am Abend des 13. an Windischgrätz, die mehrmalige Entführung des Kaisers, das Loslassen der Wütheriche Windischgrätz und Jellachich gegen die Stadt, das Wüthen, Morden und Plündern in den brennenden Vorstädten, das Bombardiren der inneren Stadt, die schnöde Behandlung der Bürger während

des Belagerungszustandes, die häufigen unmotivirten Systemsänderungen — sonst auch Staatsstreicherei genannt — die Auslieferung des deutschen Elementes an die Slaven im Jahre 1870 heilten die Wiener von ihrem Loyalitäts-Dusel.

Das Erwachen und Erstarken der eigenen Kraft, die riesige Entwicklung der Industrie und des Handels erweckten die Ueberzeugung, daß jene Million Einwohner auf eigenen Füßen stehen könne, daß ihr Heil nicht abhänge von der Gunst und Ungunst eines Hofes, oder einiger Aristokratenfamilien. Selbst ohne Hof und Hofadel wird Wien stets die Bannerstadt der Deutschen im Osten bleiben. Die günstige, geographische Lage, durch die es zur Vermittlerin zwischen Süd und Nord, zwischen dem germanischen Westen und den Zukunftsländern des Ostens bestimmt ist, wird Wien eine herrschende Stellung im commerciellen und industriellen Völkerverkehr für alle Zeiten sichern. Sollte es in naher Zukunft gelingen, durch einen engen Bund mit Deutschland das Schicksal des Ostens in einem anti-russischen, d. h. deutschen Sinne zu entscheiden, die Zollschranken selbst gegen Polen und Rußland nieder zu werfen, sollte Wien jemals wieder einer Staaten- oder Völkerverbindung angehören, die weise und mächtig genug ist, nach Außen, namentlich nach Osten, eine den Bedürfnissen der Ostdeutschen entsprechende, gesunde Politik zu verfolgen, dann geht Wien einer nie geahnten Größe entgegen.

Durch meinen Bruder, der als Erzieher und Lehrer in den Kreisen des höheren Bürgerstandes und der Aristokratie, sowie unter den Männern der Bildung,

des juridisch-politischen Lesevereins und der Literaten sich bewegte, lernte ich auch die goldene Jugend der Aristokratie kennen. Aus dieser Bekanntschaft trug ich keinen besondern Nutzen davon, als daß ich sie kennen und verachten lernte, und mich ihnen gegenüber unabhängiger und sicherer bewegen lernte, als dies gewöhnlich bei armen schlesischen Studenten der Fall zu sein pflegt.

Der besseren Classe der Wiener diente weniger ein politisches als ästhetisches Gesetz zur Basis ihrer Vereinigung. Sie waren weniger organisirt als die Provinzler. In ihren Kreisen herrschte das poetische, künstlerische Streben vor, während andere ganz in Fachstudien aufgingen und sich über die unpraktischen Philosophen, Dichter und Politiker lustig machten.

Den Provinzlern bot sich schon in der Landsmannschaft die Basis der Vereinigung. Unsere schlesische Colonie hatte hauptsächlich auf der Landstraße ihren Sitz. Dort im Eisenhut, im wohlfeilen Fürstenhof, später in der Birne begannen wir unsere politischen Studien mit dem Lesen und Besprechen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". Die parlamentarischen Ereignisse in den kleinen deutschen Staaten, sowie in England und Frankreich wurden eifriger Kritik unterzogen und mit einer Wärme besprochen, als seien es unseres eigenen Landes Lebensfragen. Freilich tobte ein anderer parlamentarischer Kampf in nächster Nähe, im ungarischen Reichstag in Preßburg — allein davon war in den Blättern rein gar nichts zu lesen! — An die schlesische Colonie schlossen sich allmälig auch andere strebsame

Juristen und Philosophen an, namentlich aus Steiermark, aus Deutsch-Böhmen und Deutsch-Mähren. Was von den Wienern sich zu uns verirrte, gehörte zu den ernsteren gediegeneren Naturen, von denen die meisten später in die Lage kamen, dem Vaterlande wichtige Dienste zu leisten. — Wir Alle waren eifrige Deutsche, cultivirten eine gute und reine deutsche Schriftsprache, brachten deutsche Studentengebräuche zur Geltung und hielten — als unsere Wirthshausdebatten die Spitzeln aufmerksam zu machen drohten — unsere Conventikel in unseren Privatwohnungen ab, wo sie sich zu kleinen Debattir-Clubs gestalteten.

Bei näherer Bekanntschaft gewannen auch die Wiener Studenten. Die meisten waren anständige, sittlich reine Menschen. Der Kern war gewöhnlich besser, als die Schale. Unter der leichtfertigen Wiener Politur, hinter diesen unaufhörlichen Witzeleien steckte doch ein tieferer Ernst, der aber nur bei näherer Bekanntschaft zur Erscheinung kam. Die goldene Jugend der höheren Aristokratie, des eigentlich zum Mitregieren berufenen Standes, hingegen verlor nur mehr und mehr, je genauer man sie kennen lernte. Ihre Sitten brachten das Zeitalter des Regenten in Frankreich in Erinnerung. Jene Classe von Leuten, die geboren waren zu regieren, die Chefs der obersten gerichtlichen und administrativen Aemter zu liefern, die zu Generalen der Armee und des Clerus bestimmt waren, stand entschieden unter dem Niveau der Moral und des Verstandes, das den Oesterreichern durchschnittlich von der Vorsehung bestimmt war.

Meine philosophischen Studien fielen in die Zeit der tiefsten Gesunkenheit der Facultät. Kurz vorher waren die Professoren Weintritt und Rembold gemaßregelt worden. Ihre Nachfolger waren Nullen. Der Philosoph Lichtenfels, zwar persönlich ein Ehrenmann, verrieth den innern Grimm über den ihm auferlegten Gewissenszwang dadurch, daß er die Ansicht seiner Vorgesetzten in einer sogar uns erkennbaren Weise carrikirte. Mit lächerlicher Wuth fiel er über Kant und Hegel her — sein Angriff gab uns aber stets eine lichtvolle, klare Darstellung der verbotenen Lehren. — Wie im Gymnasium, richtete sich auch in der „Philosophie" unsere Opposition gegen den Religionsprofessor!

Merkwürdig, wie ein despotisches System auch aus mir, den im allgemeinen mehr zur Offenheit geneigten Jüngling, einen schlauen Betrüger und Heuchler machte. Wir mußten bei Kepler tausende von Schrifttexten auswendig lernen, um aus der heiligen Schrift die Wahrheiten der christkatholischen Religion zu beweisen. Das war mir rein unmöglich. Die Prüfung rückte heran. Ich lernte 50 Texte ausgezeichnet auswendig. Als Kepler mich frug: Was sagt der heilige Augustin über die Gottheit Christi, antwortete ich rasch mit einer Stelle aus einem Briefe des heiligen Paulus an die Epheser, über die Einsammlung von Armengeldern und als er mir andeutete: falsch, war ich eben so rasch bei der Hand mit einer Stelle, worin Jeremias die Rückkehr des Volkes prophezeit: und so fort, bis ich glücklich an die 40 meiner Texte angebracht hatte und er mich mit der gnädigen Bemerkung entließ: „Ich sehe schon, Sie

waren recht fleißig. Allein zu viel Gedächtniß, zu wenig Verstand. Man muß bei Allem auch etwas denken. Sie haben viel gelernt, wissen es aber nicht am gehörigen Platz anzubringen." — Unser Braunhofer war in den Lehrstuhl der Naturgeschichte durch Schürzeneinfluß hineinprotegirt worden, der Geschichtsprofessor Knoll alles, nur kein Historiker. — Die armen Professoren wußten entweder selbst nichts oder durften nicht, was sie dachten und wußten, ihren Schülern verrathen. Sobald einer von ihnen bei den Studenten populär wurde, war er im Verdacht, freisinnig zu sein!

Wer übrigens glaubte, daß wir stets ingrimmig umherblickend dem Schmerz der Welt Rechnung getragen hätten, der würde sich stark irren. Jung waren wir und gesunde pulsirende Herzen öffnen sich leichter der Freude als dem Gram. Und in unseren Kreisen herrschte die Begeisterung für die Freuden eines fröhlichen Kommersches nicht weniger als die Begeisterung für die Schönheiten der Natur und Kunst. Unsere Ausflüge in das geheimnißvolle lockende Dunkel des Wienerwaldes und auf die Höhe des Hermannskogels gestalteten sich zu kleinen poetischen Festen. Nachdem vor allem dem edlen Saft der Rebe und der der Gerste die gebührende Huldigung gebracht worden war, wurde in gehobener Stimmung auf einem strategisch ausgewählten, vor dem Ueberfall des Spitzels freien Platze ein Lied zum Preise der Freiheit und des Vaterlandes, unter welchem man damals nur Deutschland verstand, im Chor gesungen — ein funkelnagelneues Gedicht von Herwegh oder Freiligrath vorgetragen — irgend ein Thema, das der Zufall

brachte, in streng parlamentarischer Manier debattirt — und endlich unter Gesang und Lärm weiter marschirt. — Während eines gräulichen Ungewitters hatte ich dereinst nicht auf den Abhängen des Wienerwaldes, sondern in dem düstern philosophischen Hörsaal einen Freund gefunden, der allen Sinn und Unsinn, allen Verstand und alle Narrheit meiner Seele von nun an mit mir theilte, der die Freuden der Poesie, die Hochgenüsse der Natur, den Trost der Freundschaft ebenso brüderlich mit mir theilte, wie die Leiden des Memorirens der vielen Schrifttexte, welche das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele beweisen sollen, der mit mir die Siege der Revolution und unter dem Siege der Reaction sein Martyrium feierte und der mir seine Freundschaft bewahrte, obwohl tausende von Meilen im Raum und eine Zeit von 25 Jahren uns getrennt hielt! — Der Himmel donnerte und der Supplent der Geschichte Giskra gab uns eine Schilderung der ersten französischen Revolution in einem von der gewohnten Schablone sehr verschiedenen begeisterten Tone, Mirabeau, Robespierre, Danton und die Girondisten wurden nicht als blutdürstige, verrückte Scheusale, wie es der Text des k. k. Schulbuches vorschrieb, geschildert, sondern der junge Giskra ließ sowohl ihnen, als der wetterwendischen, wortbrüchigen Politik des sechzehnten Ludwigs volle Gerechtigkeit widerfahren.

Unter Donner und Blitz beendete Giskra, den der Gegenstand wohl auch fortgerissen hatte, seinen Vortrag. Die Hörer lauschten athemlos. Ich sah um mich, um einer gleichgestimmten Seele meine Begeisterung mitzu-

theilen. Ich blickte in ein lebhaft glänzendes begeistertes Augenpaar. Wir nickten uns zu und die Freundschaft war für's Leben geschlossen.

Mit ihm wurde nun geschwärmt, sei es in den Sälen des Belvedere in der mit echten und falschen Murillos gefüllten Eßterhazy-Gallerie, und vor den Rubens' der Gallerie Liechtenstein. Im Dachstübchen seines väterlichen Hauses in Pötzleinsdorf lasen wir die Gedichte von Anastasius Grün, eines Lebendigen und Heine's — mit weniger Vergnügen, aber mit dem Humor der Verzweiflung das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, die Zoll- und Monopolsordnung und brachte die schönsten Illustrationen zu den Paragraphen des Criminalrechts in das Heft unserer Caricaturen. Von den Höhen der Wiener Berge ließen wir unser „Brause du Freiheitssang" erschallen und proclamirten häufig sogar die Republik! und all' die schönen Spitzen und Kogel: Kahlenberg, Hermannskogel, Tulbingerkogel und Anninger waren uns traute Bekannte. Wenn wir die Kappen mit Epheu bekränzt, die Hemdkragen in die Luft hinausflatternd, die deutsche Brust entblößt, den mächtigen Knotenstock schwingend, deutsche Lieder brüllend, den Rückweg zu den Wohnungen cultivirter Menschen suchten, dann mag mancher verständige Bauer gedacht haben, er sehe zwei dem Narrenthurm Entsprungene vor sich! — Des Winters wurde gar manches Collegium „geschwänzt", wenn uns die Kunde wurde, daß auf dem kleinen Teich des Belvedere gutes Eis vorhanden sei. Da hieß es: Man muß das Eis schmieden, so lange es kalt ist und Arm in Arm tobten

wir in kühnen Bogen dahin, vergessend Braunhofers, Keplers, Lichtenfels' und selbst des guten alten Jenko! — Mit dem schlesischen gleichgesinnten Kreise trieben wir alles Mögliche — nur das Gemeine war ausgeschlossen.

Während auf dem Gymnasium hauptsächlich der religiöse Druck unseren Widerstand hervorrief, waren wir auf der Universität in religiöser Beziehung fast ganz vernachlässigt. Desto gröber setzte uns bei jeder Gelegenheit die Polizei ihre grobe Faust auf das Auge! Jede geringfügige Veranlassung wurde benutzt, einen etwas „arroganten" Studenten zu maßregeln. Kleine Gesetzesübertretungen, die einem anderen Staatsbürger leicht verziehen worden wären, wurden dem Studiosus so hoch als möglich angerechnet. Ich selbst hatte einige Male Gelegenheit, mit den Organen der damals Niemandem verantwortlichen Polizci in Conflict zu gerathen.

Ein nach den Begriffen der vormärzlichen Zeit sehr freisinniger Professor, der nieder-österreichische Landstand Ritter von Holger, eine in socialer und wissenschaftlicher Beziehung eigen geartete Persönlichkeit, der zu seinem Privatvergnügen — er hatte es gerade nicht nöthig — sich die Professur der Staats-Oeconomie verschafft hatte, versammelte um sich ein Privatissimum von acht Studenten. Bei den Excursionen, die er mit uns machte, um die industriellen Etablissements der Umgebung Wiens zu besuchen, hatte er uns genauer kennen gelernt und glaubte diejenigen herausgefunden zu haben, mit denen sich etwas in seinem Sinne anfangen ließe. Er hatte besonders in Deutschland viele Reisen gemacht

und insbesondere die deutschen Universitäten besucht, somit wußte er, wo es auf den österreichischen Universitäten etwas zu reformiren gab. Er gab uns nun in in seiner Privatwohnung Vorträge über Geognosie, Petrefacte, über Schellings Naturphilosophie und endlich suchte er mich als den geeignetsten heraus und erbot sich, mit mir wöchentlich zweimal Fechtübungen zu halten. — Während dieser Stunden wurden wir in die geheime Geschichte der josephinischen Reformen, der Metternich'schen Reaction, der Erbärmlichkeit der ganzen Regiererei unter Ferdinand und endlich in die Bestrebungen und in die Tendenzen der liberalen Majorität der österreichischen Stände eingeweiht. In seiner Bibliothek fehlte keines der in Oesterreich verbotenen Bücher und er gab uns reichlich davon zu lesen. — Bald waren wir in die eifrigsten Discussionen mit Holger verwickelt. Er fand uns aber durchaus nicht geneigt, seine landständische Freisinnigkeit vor dem Forum unserer „nivellirenden" Grundsätze zur Geltung kommen zu lassen. Das Ende seiner Einwürfe, wenn er sich von uns in die Enge getrieben sah, war in der Regel:

„Aber, meine Herren, wenn Sie so weit gehen, so kommen Sie ja zur Republik."

Diese Aussicht war aber gar nicht im Stande, uns zu erschrecken. „Was wär' das für ein Unglück? Wir könntens' eher ertragen, als die gegenwärtigen Zustände."

Darauf gab's jedesmal ein Donnerwetter des alten Herrn, der vor Ueberstürzung warnte und seinerseits

erklärte, daß er einer Republik das Metternich'sche System bei weitem vorzöge. Eine liberale Monarchie nach josephinischen Grundsätzen, aber controlirt durch die verstärkten Stände, das war das Ziel seines Strebens und wohl auch das Programm der Stände.

Holger war reich, Junggeselle, widmete seine Muße und sein Geld ausschließlich liberalen Unternehmungen, der Wissenschaft und den Reisen. Insofern war er ein Sonderling unter seinen Standesgenossen. — Einst schlug er uns vor, mit ihm während der Pfingstferien, einen geognostischen Ausflug nach Eggenburg im Viertel ober dem Mannhartsberge zu machen. Er mahnte uns wohlweislich, uns mit polizeilichen Passirscheinen zu versehen. Ich aber hatte diese Vorsichtsmaßregel aus irgend einem Grunde unterlassen fand mich im Bahnhof ein, fuhr ungehindert nach Stockerau und weiter bis Horn und Eggenburg, studirte die Versteinerungen, die falschen Granaten und nebenbei auch die falschen Wunder der dortigen Mutter Gottes, über deren Skandal unser Professor sich nicht wenig erzürnte, denn nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten lagen die Krücken derer, die lahm die Kirche betreten und tanzend sie verlassen hatten, um den Altar herum als Aushängeschild der Wunderkraft eines Heiligen. Sogar die uns begleitenden geistlichen Herren schämten sich, hörten Holgers Peroration in der Kirche achselzuckend an und entschuldigten sich mit dem bequemen: mundus vult decipi! Die Leute haben's gern, wenn ihnen ein Humbug vorgemacht wird!

Auch die alte romantische Rosenburg, die auf steilen

Felsen gleich einem Schwalbennest über dem Strom schwebt, wurde wenigstens von mir besucht – da die anderen dem angeschwollenen Strom sich nicht anzuvertrauen wagten.

Heiter und guter Dinge kamen wir am dritten Tage wieder nach Stockerau zurück. Ein Polizeimann erschien am Wagenschlag und forderte die Pässe. Alle waren in Ordnung, nur mir fehlte die Legitimation. Ich mußte aussteigen und auf die Wachstube gehen. Holger folgte mir, legitimirte sich als k. k. Professor, erklärte mich für seinen Schüler und Reisebegleiter, verbürgte sich für mich mit seinem Ehrenwort: Alles vergebens! Der wachcommandirende Polizeifeldwebel hielt mich fest, um mich Abends erst mit der abgelösten Mannschaft an die Direction in Wien abzuliefern. Was half's? Nachdem ich Darstellungen, Bitten und sogar Drohungen vergebens versucht hatte, kam mir eine andere Idee — ich griff in die Tasche und holte zwei Gulden heraus und hielt sie so, daß der grimme Feldwebel das Geld sehen konnte. Sogleich fuhr er mich an: „Haben's nicht mehr?" Ich bewies ihm die Leere meines Beutels, meine zwei Gulden verschwanden in seiner Tasche und ich wurde entlassen, nachdem der Zug mit den Gefährten längst abgefahren war, und da ich kein Geld besaß, hatte ich den ganzen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Mein zweiter Arrest dauerte etwas länger. Ich hatte für Freund Tiller den Paß abzuholen. Ein Polizeisoldat, an welchem ich vorüberging, um über die Stiege in das betreffende Bureau zu gelangen, faßte mich von hinten am Rockschoß und riß mich so unsanft

zurück, daß ich über die Stufen herabkollerte. Das versammelte Publicum von Handwerksburschen, Dirnen und anderen, welche unten auf die Eröffnung des Bureaus warteten, begrüßte meinen Fall als einen Hauptspaß und brach in ein helles, lautes Gelächter aus. Alles dies reizte mich, ich stand auf, faßte den Polizeimann und fiel mit ihm ringend auf den Boden und polternd rollten wir zusammen noch einige Stufen weiter hinab. Dort unten wurde ich aber schon von der Wachmannschaft in Empfang genommen und auf die Wachstube gebracht. Der wachhabende Feldwebel hörte nur den Rapport der Wache, schlug mir, da ich bedeckt vor ihm stand, ohneweiters meinen Hut vom Kopfe, ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern schickte mich einfach in einen sehr dunklen und sehr unangenehmen Arrest, worin ich bereits zwei Kappelbuben vorfand. Trotzig, Rachegedanken brütend, ging ich in dem ekelhaften Locale auf und ab. Nach zwei Stunden öffnete sich der Schieber der Gefängnißthür, das Gesicht des Feldwebels erscheint und fragt:

„Nun, san's jetzt mürbe geworden?"

Wüthend antwortete ich:

„Nein, führen Sie mich zu einem Commissär, damit ich mich über diese Brutalität beschwere, ich will Euch zeigen . . ."

„Nun, wann's aus dem Tone sprechen, so können's Ihnen noch a bisserl länger abkühlen!"

Sprach's, schob den Schieber vor und ich hatte noch zwei weitere Stunden Muße darüber nachzudenken, wie unvorsichtig es sei, mit den Trägern der Gewalt anzu-

binden. — Endlich erschien der Soldat, mit welchem das Carambol stattgefunden hatte.

„Wann's Ihnen beschweren woll'n, so kommen's nur mit mir zum Herrn Commissär."

Ich folgte ihm, der Herr Commissär sah mich mißtrauisch an, als wollte er sagen: So jung und schon so verdorben! Er gebot mir Stille, als ich anfing, ihm von meinem Standpunkt das Ereigniß zu schildern, er winkte dem Polizeisoldaten zu rapportiren. Das that derselbe auch so, daß ich als gewaltthätiger Bösewicht dastand. Als ich wiederholt verlangte, gehört zu werden, herrschte mich der Commissarius an: Sein's lieber ganz staad. Je mehr Sie reden, desto schlimmer wird Ihre Sache. Wissen's, wenn ich Sie reden laß, so reden Sie sich in's Criminale? Was brauchen Sie sich mit einem Wachposten in Händel einzulassen. Wenn der Mann grob war, so versteht er's halt nicht besser. Sie aber als gebildeter Mensch sollten vernünftiger sein! Mein Vergehen wurde dem Protocoll einverleibt Für diesmal wurde ich gnädig entlassen und meine sachverständigen Freunde gratulirten mir, daß ich so leichten Kaufes davon gekommen sei. — Der arme Freund Tiller aber mußte seine Abreise um einen Tag aufschieben.

Am Ende des Schuljahrs 1841 füllte mir mein Bruder einen Tornister so voll, daß er gerade 20 Pfund wog und schenkte mir 20 Gulden unter der Bedingung, daß ich durch Oberösterreich und Böhmen nach Schlesien und zwar zu Fuß reise, ohne irgend eine Fahrgelegenheit zu benützen. Er hatte dabei die Absicht, meine

etwas schwache Constitution zu verbessern. — Ich holte meinen Paß von der Polizei und bat, ihn über Linz und Prag zurück nach Lobenstein zu visiren. Mit großen Augen aber sah der Polizeischreiber über seine Brille hinüber nach dem Menschen, der ein so freches Verlangen an die löbliche Behörde stellte.

„Was fallt Ihnen denn ein. Glauben's denn, das Kaiserthum ist so ein Taubenhaus, wo a jeder herumlaufen kann, wie's ihm einfallt? Sie reisen, wie's im Paß steht: zurück über Brünn und Olmütz nach Lobenstein."

Dagegen gab's keine Widerrede. Ich hielt Kriegsrath mit Bruder und Freunden. Einstimmig wurde beschlossen, daß ich über den Antrag der Polizei zur Tagesordnung übergehen solle. Der Tornister wurde nach Pötzleinsdorf zu Freund Hoffer vorausgeschickt und über die Wiener Berge wurde mir von den Freunden das Geleit gegeben. Schuselka, der selber als Student mit wenig Geld viel reiste, instruirte mich genau über Lage, Reichthum, Gastfreundschaft, über Sitten und Gebräuche der verschiedenen Stifte und Klöster auf meinem Wege in Oesterreich und Böhmen, von Göttweih bis Braunau. Nach des vielerfahrenen Freundes Mittheilungen war es eine bekannte Sache, daß alle jene geistlichen Anstalten dem reisenden Studenten ebenso gastfreundlich entgegenkamen, wie die Handwerksmeister den wandernden Burschen ihres Gewerbes. Die Klöster hatten dabei noch die Absichten, unter den jungen reisenden Studenten Proselyten zu machen und sie, wenn sie gute Zeugnisse hatten, zum Eintritte zu bewegen.

Und ich folgte dem Rathe des Vielerfahrenen. Mein erstes Nachtlager freilich brachte ich in der Scheune eines Bauern von Langenlebern im Tullner-Felde zu. Auf der nächsten Station, dem mir angelegentlichst empfohlenen Stift Göttweih, kam ich spät, als schon die Sonne sich senkte und sehr ermüdet an. Das Stift war jedoch wegen eines Marienfestes von benachbarten Pfarrern und anderen Gästen so überfüllt, daß mir zwar in der freundlichsten Weise ein Platz an der Tafel angeboten, zugleich aber bedauert wurde, daß kein Nachtlager übrig sei. Ich sah mir also nur rasch das große Stift an, trabte aber bei Zeiten noch hinab, um in Mautern zu übernachten.

Des andern Tages, von der Pracht des Donauthales fast berauscht, fiel ich im Stift Mölk ein; dort fand ich bereits ein kleines Corps von Studenten einquartiert, meistens Oesterreicher, die mich leicht bewogen, im schönen Stift zwei Tage Rasttag zu halten, die wir meistens in Gesellschaft der Novizen an der Kegelbahn zubrachten. Stift, Novizen und Prälat zeigten sich von der liebenswürdigsten Seite. Ich gestehe, daß der Gedanke im stattlichen Stift, in einer der schönsten Gegenden der Welt, zwischen Donau und Alpen, unter gebildeten Männern der Wissenschaften, der Volkserziehung oder der Landwirthschaft zu leben — sogar für mich etwas Bestechendes hatte. Wie rasch konnten sich geistesträge, faule und sinnliche Naturen entschließen, sich um die Reichthümer des Stiftes Mölk zu lagern! Freilich, im Innern dieses Mönchslebens sah es wohl anders aus, wie das Schicksal eines der gebildetsten Mönche von Mölk, des

Enk v. d. Burg bewies, der sich aus Verzweiflung in die Donau stürzte! Nachdem ich auch dem Kloster St. Florian, seinen Merkwürdigkeiten, Büchern, seiner Küche rc. meine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, ereilte mich mein Schicksal in Linz!

Linz und Salzburg, an der Grenze des gefährlichen deutschen Bundes, waren mit besonders strengen Polizeidirectoren besetzt. Schon eine Meile vor der Stadt verlangte ein wachestehender Soldat Handwerksbuch oder andern Ausweis. Ich gab meinen Paß nur ungern her und zeigte mein Zeugniß, um mich als ungefährlichen Studenten zu legitimiren. Der Soldat aber wollte mich auf dieses hin nicht nach Linz weiter gehen lassen. Ich mußte also wohl mit dem Paß herausrücken und ihn dem Soldat überlassen.

Am andern Tage ging ich auf die Polizei-Direction, um ihn wieder abzuholen. Als der amtirende Commissär meinen Namen erfuhr, entschlüpfte ihm ein verdächtiges: Aha! er schüttelte bedächtig den Kopf, musterte mich sorgfältig vom Kopf bis zur Zehe, zeigte endlich drohend nach einer Thüre und erklärte, der Herr Director dort werde mir wohl selbst meinen Paß geben. Vor dem Gestrengen selbst hatte ich also zu erscheinen! Mein Fall war so außerordentlich wichtig, daß ich alsogleich vorgelassen wurde. — Langsamen Schrittes kam mir ein rothnasiges altes, reizbar aussehendes Männchen entgegen. Das Stechende der kleinen grauen Augen war durch eine Brille kaum gemildert. Ich machte meinen tiefsten Kratzfuß und bewaffnete mich mit dem dümmsten Gesichtsausdruck, der mir zu Gebote

stand. Meine Haare hatte ich bereits im ersten Zimmer in die Stirne herabgestrichen. Er musterte mich durch einige Minuten mit jenem stechenden Blick, als wolle er all' die verborgenen polizeiwidrigen Winkel meines Herzens erforschen. Endlich kamen die Fragen: Wie heißen Sie, was sind Sie u. s. w. Was wollen Sie in Linz? Wie konnten Sie es wagen, ohne Paßvisum dem Willen der Wiener Polizei entgegen zu handeln? Wo wollen Sie weiter von hier?

Ich erklärte, daß ich niemals gewagt haben würde nach Linz zu kommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, es sei der hohen Staatsverwaltung ganz gleichgiltig, ob ein unbedeutender Student über Brünn oder über Linz nach Schlesien reist — besonders da diese Reise mit Einwilligung meines Vaters und Bruders geschehe, und nur den Zweck habe, meine Gesundheit zu verbessern.

„Das ist auch ganz gleichgiltig für die Regierung, ob Sie da oder dort reisen. Ja, es ist uns ganz gleichgiltig, ob so ein Subject wie Sie überhaupt existirt oder nicht. Es würde uns auch ganz gleichgiltig sein, wenn Sie jetzt per Schub wieder zurück nach Wien gebracht werden! — Gar nicht gleichgiltig aber ist es für den Staat, wenn schon ein so junger Mensch wie Sie, noch nicht ganz trocken hinter den Ohren, sich erfrecht, unsere Gesetze zu übertreten. Wo soll das hinaus, wenn Hörer der Philosophie schon sich nicht an die Verordnungen der Polizei kehren. Was soll man dann erst von Bauern, von Handwerkern und von Ausländern erwarten? Wie kann dabei die staatliche, die gesellschaftliche Ordnung bestehen? — Junger Mann, hier

legte er seinen rechten Arm auf meine Schulter und schüttelte mich heftig, Sie wissen nicht, auf welchem Vulcan die Staatsgesellschaft steht. Sie wissen freilich nicht, wie liberale vom Gift der Aufklärung, des Unglaubens und der sogenannten Freiheit angesteckte Individuen haufenweise hereindringen in unser bisher so glückliches Oesterreich, um seine Grundfesten zu erschüttern. Wenn Sie es wüßten so wie ich, der ich tagtäglich mit dem Auswurf der Menschheit zu verkehren habe, dann würden Sie nicht so naiv sein zu glauben, daß die Uebertretungen der Paßvorschriften gleichgiltig für den Staat sind. Und damit Ihnen dies eine Lehre sei für die Zukunft und für andere ein abschreckendes Beispiel, so sollen Sie per Schub nach Wien zurückgebracht werden."

Per Schub, mit Verbrechern, das allerdings durfte nicht angehen. Ich war in der Höhle des Löwen — ich verlegte mich also auf's Bitten und wies auf die unauslöschliche Schande hin, die das Abschieben für mich, insbesondere für meine unschuldigen Eltern haben würde.

„Nun, Sie scheinen noch nicht so total verdorben zu sein. Ich will Ihnen erlauben freiwillig nach Wien zurückzukehren und sich dort selbst der Polizei zu stellen."

Ich nahm diese gnädige Strafe dankbar an!

Im Rath der in Linz befindlichen Collegen wurde aber mit Stimmenmehrheit beschlossen, dem Tyrannen nicht zu gehorchen. Die Weiterreise in's Salzkammergut mußte ich freilich aufgeben. Allein ich führte meine Weiterreise über Prag dennoch aus, wo ein lobensteiner Freund, der in Prag studirte, meiner wartete. Allein

ich war jetzt gewarnt, ich hütete mich wohl mich bei der Prager oder einer andern Polizei fürder zu melden. Ohne weitere polizeiliche Störung landeten wir glücklich in der schlesischen Heimat, nachdem wir das Kloster Braunau, das Riesengebirge, die Adrobacher Felsen, die Grafschaft Glatz und endlich unser eigenes Gesenke gründlich durchstöbert hatten.

Es ist für Nationen wie für einzelne Charaktere nicht förderlich, wenn ihnen die politischen Reizmittel fehlen; sie verfallen sehr leicht einer genügsamen Ruhe, die Empfindlichkeit für das Unrecht politischer Eingriffe geht verloren. Wie ist die Jugend, die ich 1872 kennen zu lernen das Vergnügen hatte, so ruhig, besonnen und selbstzufrieden im Vergleich mit der der 40ger Jahre. Ich glaube, ein wenig polizeiliche Quälerei wird ihr ganz gut thun. Wir hatten jedenfalls zu viel des guten. Die Polizei aber überwachte uns auf Schritt und Tritt, gerade als hätten wir damals die Revolution von 1848 schon verbrochen gehabt.

So wurde der edlen Turnerei wie all' dem andern guten, edlen und praktischen der Weg nach Oesterreich erschwert. Durch das deutsch-nationale Gebahren der ersten Turner war die edle Kunst in Verruf gekommen und die Wiener Polizei witterte in jedem, der einen guten Felgeaufschwung verübte, ein Mitglied der deutschen Carbonaris. Man liebte höheren Ortes nicht diese ganz gesunden, kräftigen und gewandten Leiber, da man auch mit gesunden Seelen, die man aus ihnen herausschnüffelte, nichts zu thun haben wollte. Man glaubte, daß nur der Soldat berechtigt sei, gesund und

kräftig einherzuschreiten. Vor dem übrigen schwindsüchtigen, lahmen und skrophulösen Gesindel glaubte man sich nicht fürchten zu dürfen. Und nun erschien ungeheißen diese Turnerei, um den unbeholfenen Arbeiter gewandt, den schwächlichen stark, den kränklichen gesund, den muthlosen beherzt zu machen und selbst dem Gelehrten diejenige Abhärtung zu verschaffen, die eigentlich nur für die Kriegerkraft nöthig war. Was sollte aus der polizeilichen Ordnung werden, wenn alle Unterthanen zuletzt vollkräftig gesund und stark waren; hat die Geschichte nicht gezeigt, daß junge Männer, in denen das Lebensfeuer gesund und voll auflodert, der kühnsten Unternehmungen fähig sind, an die sich ein nervöser Schwächling gar nicht heranwagt? — Und dann diese schwarzrothgoldenen Ideen, die hinter der ganzen Geschichte stecken — so etwas fehlte uns noch in Oesterreich!

Auf diese Art wurde noch lange dort oben fort raisonnirt. Schon war nach langem hartnäckigen Kampfe des Erzherzogs Ludwig Widerstand gegen die erste Eisenbahn glücklich überwunden, der juridisch-politische Leseverein in's Leben gerufen, der Männergesangverein concessionirt und noch sperrte man sich gegen die Turnerei, — Unterdessen hatte ich aber schon längst meinen wilden Turnverein fertig. Mit Begeisterung hatte ich die Idee erfaßt und leicht ließen sich die Freunde dafür gewinnen. Die nöthigen Bücher, Anleitung und Abbildungen waren bald angeschafft. Der Prater lieferte uns den prächtigsten Turnplatz. Seine breitästigen Bäume gaben uns das Reck. Für Wettrennen, für Schnell- und Dauerlauf, für Hoch- und Weitspringen war Gelegenheit

vorhanden und in unseren Stuben wurden Ringe ꝛc. angebracht, um die Kraft unserer Muskulatur zu vermehren

Mit vieler Mühe erhielt endlich ein Preuße Stefani die polizeiliche Erlaubniß, Jünglinge vornehmer Eltern im Turnen zu unterrichten. Selbst diese Erlaubniß hatte ihre geheime Geschichte. Es war ein Kreis hochadliger Damen, der Hunyady, Schwarzenberg u. dgl., denen von ihren Hausärzten das Turnen empfohlen wurde, um ihrem elenden Nachwuchs diejenige Vollkraft zu geben, welche ihnen von ihren etwas „derangirten“ Vätern nicht vererbt werden konnte. Nur weil sich in der Einsamkeit nicht gut turnen läßt, setzten es jene Aristokratinnen endlich allerhöchsten Ortes, d. h. hinter dem Rücken Sedlnitzky's durch, daß dem Stefani gestattet wurde, ganze Riegen bei sich zu versammeln. Die polizeilichen Paragraphen aber, welche das Turnen vor „Ausschreitungen“ bewahren sollten, waren zahllos. Es durfte vor allem andern niemals im Freien geturnt, es durfte nie gesungen werden. Alle Uebungen waren untersagt, in denen sich die Turner in zwei streitende Pateien abtheilten. In keiner Stunde durften mehr als acht Schüler zugegen sein; die Gebühren mußten so hoch gehalten werden, damit die Jugend aus den gewöhnlichen Ständen verhindert werde, daran Antheil zu nehmen. Selbstverständlich war es, daß stets ein Polizeimann den Unterricht überwachte!

War alles vergebens! Der Geist des Vater Jahn kam doch über uns. Im Jahre 1845 bestand schon in Wien ein Kreis von jungen Männern, die aller poli-

zeilichen Vorsicht zum Trotze, vom echten deutschen Turnersinn ergriffen, einen geheimen Verein bildeten. Darunter waren einige tüchtige protestantische Theologen und Lehramtscandidaten, von denen später einige sich als Schriftsteller, andere selbst wieder als Turnlehrer auszeichneten.

Obgleich ich selbst mehrmals beim Turnen verunglückte, bald den Fuß, bald die Hand verstauchte, so muß ich doch dankbar der Turnerei gestehen, daß sie nicht blos den Körper mir stählte und kräftigte, sondern auch meinen Muth hob und festigte. Mit dem Wachsen der Muskelkraft wuchs auch die Kraft des Wollens. Und darin mehr noch als in den heilsamen Folgen für den Körper sehe ich den ungeheuren Nutzen, den die die Turnerei der Jugend gewährt.

Im Jahre 1845 trat ich als Erzieher von zwei Knaben in das Haus eines der ersten Advocaten von Wien. Meine juristischen Studien wurden aber eifrig dabei fortgesetzt. In der fein-bürgerlichen Familie fühlte ich mich bald heimisch. Nach Vollendung meiner Studien stand mir der Weg in eine der best renommirten Kanzleien offen. Mein Lebensweg schien geebnet vor mir. Allein es kam ganz anders, als ich erwartet hatte und erst nachdem es von heftigen Stürmen hin und hergeworfen worden war, durfte mein Schifflein in einem ruhigeren Hafen einlaufen.

5. Die Wiener Studenten.

Die Studenten der Wiener Universität waren aus allen Theilen der Monarchie recrutirt. Sie vertraten alle Stände, alle Nationalitäten. Gerade die Provinzler waren das gährungsbringende, demokratische Element. Aus den Provinzen kamen oft Söhne der Bauern, der niedrigsten Volksclassen, denen die Studieneinrichtungen jener Zeit das Studiren sehr erleichterte. Ich habe vom Eintritte in's Gymnasium bis zu meinen Rigorosen keinen Kreuzer Unterrichts- oder Collegiengeld zu zahlen gehabt. Nur die höchste Aristokratie hatte keine Vertreter auf der Hochschule. Sie studirten pro forma privat; auf eine einfache, schnelle und mühelose Art wurden jene herangebildet, die vom Geschick bestimmt waren, über uns, die mühevoll arbeitenden, dereinst zu herrschen. Die Wiener Studenten vor 1848 waren fleißig. Collegienzwang, Semestralprüfungen verhinderten zwar die Ausbildung von gründlich gebildeten Gelehrten und das Emporkommen von Genies, allein sie ließen auch jene Lumpen, die als bemooste Häupter ihr halbes Leben in den Kneipen verbummeln, nicht aufkommen. Mit dem Cultus der Formen, wie sie im Studentenleben deutscher Universitäten gebräuchlich waren, mit unnöthiger Massenvertilgung des Gerstensaftes wurde nicht viel Zeit vergeudet. Duelle waren streng verboten und wurden wenigstens an Civilisten sehr streng geahndet. Das Studentenleben zeigte eine glatte Oberfläche und Sedlnitzky durfte seine ungetrübte Freude daran haben. In der Tiefe aber grollte der Haß gegen die despotische

Ordnung der Dinge. Das Gefühl der mit der Knechtschaft verbundenen Schmach, die Hoffnungslosigkeit der Zukunft verwandelte die Studenten in hassende Pessimisten, wodurch sie sich von den übrigen denkenden Bürgern allerdings gar nicht unterscheiden.

Die Kriege, welche Kaiser Franz, um den Krater der Revolution zu schließen und das Prestigium der Legitimität wieder herzustellen, mit Frankreich und den südeuropäischen, zum Umsturz des bestehenden stets geneigten Malcontenten geführt hatte, legten den braven Völkern Oesterreichs eine unerhörte Schuldenlast auf den gebeugten Rücken. Die Steuerlast nahm entsprechend mit jedem Jahre zu. Der zweimalige Bankerott raubte dem Kaiser Franz — dessen Privatvermögen trotz aller Kriege, Niederlagen und Bankerotte stetig sich vermehrte, so daß er sich für den reichsten Mann Europas zu halten berechtigt war — den letzten Rest der Liebe, welche früher amtlichen Berichten gemäß die Oesterreicher aller Zungen für diesen unliebenswürdigsten Monarchen gefühlt haben sollen. Geistig und körperlich fühlte sich der Oesterreicher niedergedrückt. Einen complicirten schwerbeladenen Staatskarren sollte er durch den Koth schleppen, während neuerdings Last auf Last gethürmt, ihm Luft und Sonnenlicht entzogen wurde.

Hätte es eine freie Presse gegeben, so hätte man am Ende der Regierung von Franz und während der Anfänge Ferdinands oder vielmehr Ludwig-Metternichs wissen können, daß allgemeine Unzufriedenheit, ja zähneknirschende Erbitterung nicht blos in Ungarn, sondern auch in den deutschen Ländern vorherrschten. Sogar in

den Beamtenkreisen sehnte man sich nach einem Umschwung. Die edleren Charaktere unter den Beamten waren müde, einem so erbärmlichen gemeinschädlichen Systeme ihre Dienste zu widmen. Von einer so unzufriedenen Bevölkerung wurde jede Niederlage der Politik Metternichs im Auslande mit größter Freude begrüßt. Der Kampf der liberalen Schweizer gegen den von Oesterreich unterstützten katholischen Sonderbund wurde in Wien mit so viel Interesse verfolgt, als handle es sich um die eigenste Sache der Wiener. Die ganze Stadt nahm leidenschaftlich Partei für oder gegen die Jesuiten. Als des Sonderbunds Niederlage bekannt war, herrschte ein Freudentaumel unter den Liberalen — Schadenfreude bei der Mittelpartei — und selbst viele Geistliche gönnten den Jesuiten ihren Schläge. — Unter dem officiellen lügnerischen Deckel hatte sich ein unterirdisches, verborgenes Leben entwickelt, das bereit war, die immer schwächer werdende Hülle zu sprengen. Der Vulkan war mit Zündstoff angefüllt. Es bedurfte nur eines Funkens, und die ganze officielle, erlogene, erbärmliche Welt des von Metternich geschaffenen, mit den Traditionen Maria Theresia's und Josephs im schroffen Gegensatz stehenden, sogenannten alten Oesterreichs mußte in die Luft fliegen!

Wer immer dem System des Despotismus den Fehde-Handschuh hinwarf, war der Sympathien der ganzen Bevölkerung sicher. Mit den schutzzöllnerischen und deutschfeindlichen Ungarn, mit den, auf das Volk vornehm herabsehenden Landständen Niederösterreichs, die ihre alten Vorrechte am Herd der Volksgunst auf-

wärmen wollten, endlich sogar mit den Ständen Böhmens wurde sympathisirt, die doch vor allem nur durch die Macht der tschechischen Idee zur alten Glorie des Mittelalters zurückkehren wollten. Allein all' das gesetzliche Protestiren und Petitioniren der Stände, die bescheidenen Vorstellungen der Buchhändler und Gewerbsleute Wiens, all' dies loyale Gewinsel würde den Gewalthabern, dem unbeugsamen und steifnackigen Ludwig und dem schlauen Metternich keinerlei Concession abgeschmeichelt haben. Das wilde Ungethüm, der Wüstenlöwe der Revolution, mußte mit mächtigen erbarmungslosen Krallen dies Regime bei der Gurgel fassen, blutiger Ernst mußte entwickelt werden, sollte die Bewegung der Geister ein praktisches Resultat erzeugen. Daß Ernst in die Bewegung kam, daß die Demonstration sich in eine Revolution verwandelte, das war das Verdienst derjenigen, die am 13. März fest stehen blieben, anstatt davon zu laufen. Das Commandowort eines jungen, persönlich insultirten Erzherzogs gab das Signal zur Revolution. Um die Menge wegen eines gegen den Generalshut des Erzherzogs geschleuderten Holzsplitters zu züchtigen, wurde der blutige Angriff, das Stechen und Feuern der Pionniere commandirt, und die Revolution eingeleitet.

Es waren also auf beiden Seiten die jugendlichen Hitzköpfe sowohl der Dynastie, als des Volkes diejenigen, welche zum Handeln schritten. Ob es ohne diese Provocationen und Blutcommandos zur Revolution, oder zur Reform gekommen wäre — ist schwer zu beantworten.

Wohl noch niemals hat eine Vereinigung so junger Männer in der Geschichte eine so große Rolle gespielt, wie die Studenten Wiens in den Tagen der Revolution von 1848. Daß Minerva plötzlich in blendender Vollendung aus dem Kopfe des Zeus entsprang, ist ein schwer zu begreifender Proceß. — Eben so unbegreiflich ist es dem Fernstehenden, daß sich den Sümpfen des vormärzlichen politischen Lebens Oesterreichs, aus der Versunkenheit und Verlogenheit Metternich'scher Zustände diese eine reine Blume der Legion entringen konnte. Ihr erstes Auftreten und Wirken klingt uns heut schon wunderbar und abenteuerlich, und wird den kommenden Geschlechtern noch räthselhafter erscheinen. Ihr Auftreten ist im Stande, den verbissensten Verächter des Menschengeschlechtes wieder zu versöhnen: es beweist, daß edle, fruchtbringende Keime niemals ganz aus der Menschenbrust ausgerottet werden können und sollten sie wie der Mumienweizen durch tausende von Jahren verborgen bleiben. Mag die Menschheit periodisch noch so tief sinken, — verzweifelt nicht: aus Moder und Fäulniß treibt neue edle Kraft. — Die socialen Zustände des Metternich'schen Wiens, die fade, witz- und kraftlose regierende Kaste, jene körperlich und geistig verkommenen Spitzen der regierenden und der regierten Gesellschaft, die große Masse des nichtdenkenden, nur instinctmäßig fühlenden Volkes — wenn dies alles das Erstehen der Legion nicht verhindern konnte, so dürfen wir niemals an der Menschheit verzweifeln!

Ich bin vollkommen berechtigt, in diesem Ton von der Legion zu sprechen. Denn ich habe den Kern der-

selben kennen gelernt, habe sie werden und wachsen gesehen, alle jene strebsamen, bescheidenen, aufopferungsfähigen Jünglinge, alle von einer Idee durchglüht, alle dasselbe Ideal des Volks- und Staatslebens im Herzen tragend und darum die Schmach des Vaterlandes um so lebhafter fühlend. Ich habe die Meisten von ihnen gekannt, habe selbst mein Scherflein beigetragen in dem kleinen Kreise, in welchem ich mich bewegte, unter heißgeliebten Freunden die Begeisterung für alles Große und Edle wach und lebendig zu erhalten.

Die Entschlossenheit, der revolutionäre Sinn, der freie Geist der Wiener Studenten hat allgemein überrascht. Man hatte ihnen solches nicht zugetraut. Kam dieser Geist plötzlich über sie?

Wie ich bereits mittheilte, herrschte schon auf dem Gymnasium unterirdisch ein Geist, der von dem oberflächlich officiell zur Erscheinung kommenden sehr verschieden war. Auf der Universität wurde von diesem Geist in der Tiefe weiter minirt. Besonders in Wien war ihm vielerlei Anregung und Nahrung geboten. Oeffentliche und Privatbibliotheken waren den Studenten bereitwillig geöffnet. Geistreiche und gebildete Männer, selbst Professoren, waren stets bedacht, in vertraulichem Umgang für ihre Ideen Propaganda zu machen. Wie ich durch meinen Bruder mit den älteren politischen und literarisch gebildeten Kreisen in Berührung kam, so hatten auch Andere andere Quellen, aus denen sie geistige Nahrung erhielten. Und wenn mein schlesischer Landsmann Sedlnitzky wähnte, daß die Studenten nichts von den durch sein Verbot empfohlenen und gekennzeichneten

Büchern, Broschüren und Zeitschriften gelesen, so war er jedenfalls schlecht unterrichtet. Alles andere wurde vernachlässigt, ein vollständiges grundloses Mißtrauen kam jedem Buch entgegen, das mit Erlaubniß erschien — dagegen wurde jedes Opfer gebracht, um das Verbotene kennen zu lernen. Kein Heft der Grenzboten, keine der Broschüren Schuselka's, keine der Oesterreichs Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart behandelnden Pamphlete durfte unserer Lesewuth entgehen, Bonmots, Calembourgs, Anecdoten bekannter Persönlichkeiten, von der Censur gestrichene Stellen der Schauspiele oder gedruckter Werke theilte man sich in Abschrift mit. — Dinge, die jetzt gar nicht beachtet würden, waren damals von größter Bedeutung. Bei den Vorträgen unserer Professoren wurde kein Wort, keine Betonung übersehen, der man eine zweideutige oder halbwegs liberale Deutung unterlegen konnte.

Der Geist der deutschen Burschenschaft wurde dem Wesen, wenn auch nicht der Form nach gehegt und gepflegt. Oft wurden aber auch die Schläger aus dem Versteck hervorgeholt, nächtlicher Weile in ein Extrazimmer der Kneipe geschmuggelt und freilich sehr piano ein regelrechter Landesvater celebrirt. Im Wienerwald dagegen, oder auf dem Krapfenwaldl ertönten unsere Gesänge schon lauter in's Land hinaus.

Die Follene, Körner, Schenkendorf, Uhland, Schiller, Goethe, Grün waren aber nicht die Alleinherrscher. Eine große Anzahl der jungen Studenten fanden in Börne und Heine, in Herwegh und Freiligrath die Verkündiger ihrer wahlverwandten Ideen.

Die elektrische Spannung der Geister äußerte sich öfter durch kleine Gewitter.

Da mochte es sich ereignen, daß hie und da ein Professor wegen einer illiberalen Aeußerung von den Studenten gemaßregelt und hinausgetrommelt wurde. Merkwürdig, gegen dies Lynchlaw gab es kein Mittel, keinen Schutz, — selbst keinen polizeilichen, was wohl begreiflich wird, da gewöhnlich Collegien von 200 Zuhörern an der Execution sich betheiligten. — Es war der Religionsprofessor Kepler, der einst in seinem mechanisch gedankenlosen Vortrage die Bemerkung machte: „Nur ein von Gott erleuchtetes Gemüth kann die Wahrheit finden, und zwar nur im Gebet. Deshalb ist all' das kindische, anmaßende Geschwätz der deutschen Philosophen Fichte, Kant, Schelling und Hegel und wie sie alle heißen mögen, seelenlose Wortklauberei." In der Regel folgte Niemand seinem Vortrage. Er sprach auch so leise, daß außer denen, die in den ersten zwei Bänken saßen, Niemand ihn verstehen konnte. Zufälliger Weise waren aber diese, die Philosophen Deutschlands schändenden Worte von einigen der Zuhörer aufgefaßt und verstanden worden. Sie gaben das Zeichen, fingen an zu stampfen, und die hinter ihnen Sitzenden begannen zu trommeln und es gab eine wahre Katzenmusik. Kepler verstummte, wurde blaß und pausirte. — Die Musik pausirte ebenfalls. Er begann wieder — und wieder begann der Höllenlärm. Dies Spiel dauerte eine Viertelstunde, bis Kepler endlich halbtodt vor Aerger und Aufregung aufstand und das Weite suchte. Dabei war das Allerschönste, daß die Hintensitzenden erst nachträg-

lich erfuhren, daß man zu Ehren der deutschen Philosophie den Lärm gemacht hatte.

Oft wurde auch der Vortrag auf diese Weise gestört, ohne daß der Professor etwas verbrochen hatte, wenn man einen Spion, „einen Naderer oder Spitzel" zu erkennen glaubte, welche häufig hinbeordert wurden, um sowohl die Aeußerungen der Studenten, als auch die Vorträge der Professoren zu überwachen.

In den 40ger Jahren war das Rauchen auf Straßen und Plätzen für polizeiwidrig erklärt. Man erzählte sich, daß die Kaiserin es nicht leiden könne, es scheint aber, daß alles, was mit dem Hof zusammenhing, gegen das Rauchen eingenommen war. Als der junge Erzherzog Albrecht zum Stadtcommandanten ernannt worden war, wurde der strengste Ukas gegen das Rauchen erlassen. Es klingt den Ohren der Zeitgenossen unglaublich und doch ist es Thatsache, daß damals von Wachposten mit scharf geladenem Gewehr auf Vorübergehende geschossen wurde, die auf den Anruf der Schildwache die Cigarre oder Pfeife nicht rasch genug weglegten, oder ihn im Geräusch der Wagen ganz überhörten. Man erzählte damals, daß Tödtungen vorgefallen sind. Ich weiß aber aus eigener Erfahrung nur einen Fall, in welchem ein Landsmann, Student aus Schlesien, verwundet wurde. — Sonderbare Schicksalsfügung, daß gerade ein Töchterchen dieses Albrecht vor einigen Jahren an Brandwunden starb, die sie sich durch eine weggeworfene Cigarrette zugezogen hatte! —

Daß jedem gemeinen Soldaten von einem unverantwortlichen, jungen Commandanten das Recht über

Leben und Tod der Vorübergehenden in die Hand gegeben wurde, erzeugte sogar bei den, an alle Scheußlichkeiten des Despotismus gewöhnten Wienern nicht geringe Erbitterung. Das Rauchen aber nahm erst recht überhand und namentlich die Studenten sandten auf dem Universitätsplatze, wo sie sich vor den Angriffen der Polizei und des Militärs sicher wähnten, ärgere Rauchwolken als jemals hinauf zum Himmel, dessen Langmuth kein Ende zu nehmen schien.

Es war einst im Jahre 1846, als, während in der Kirche drinnen die Studentenmesse gelesen wurde, der ganze Platz von conversirenden Studenten angefüllt wurde. Der Sonntag war etwas trüb und regnerisch, man war mit Regenschirm versehen. Die Studenten hätten es innerhalb der Universität unter den Säulengängen bequemer gehabt, allein sie zogen es vor im Freien, unter offenem Himmel und offenem Schirm zu rauchen. Es schmeckte so besser, weil es verboten war. Da entstand plötzlich unter den Studenten ein Tumult; es bildete sich ein dichter Knäuel inmitten des Universitätsplatzes. Ich eilte näher, konnte aber nur sehen, daß im Centrum der Schlacht Stöcke und Regenschirme in einer Manier gehoben und gesenkt wurden, wie dies bei Prügeleien vorzukommen pflegt. Dabei war kein Lärm, kein Geschrei zu hören. Die Schlacht ging stumm vor sich. Die näherstehenden erwiderten auf meine Frage, was es gäbe, nur das Wort: Polizei! — Endlich löste sich das Gewirre. Vier übel zugerichtete Policisten wurden sichtbar und eilten der Wollzeile zu. Jetzt erst erhob sich ein lautes schallendes Siegesgeschrei, wie es wohl

eine Horde von Indianern auszustoßen pflegt, nachdem sie ihre Feinde skalpirt haben. — Die vier Polizeimänner hatten sich plötzlich rasch und unverhofft unter die Studenten geschlichen und zwei von den Rauchenden gefaßt und als Arrestanten wegzuführen gesucht!

Man hatte eben frische Siegescigarren angesteckt und besprach eifrig das Ereigniß. Da erscholl vom Schwibbogen her ein wildes Geschrei. Fliehende Studenten stürzten den Thoren der alma mater zu. Hinter ihnen eilten im Sturmschritt die bärenmützigen Grenadiere der Stubenthorwache, unter Anführung eines Lieutenants. Nun wurde es freilich Ernst und auch die älteren Häupter, die Sieger über die Polizei, hielten es für angezeigt, rasch sich in das Innere zu flüchten und die Thore der Universität zu schließen. Die Grenadiere pochten mit den Kolben an das Thor und forderten Einlaß. Drinnen schrieen die Studenten wild durcheinander. Einige schlugen vor, sich mit Stühlen und zerbrochenen Bänken zu bewaffnen, andere machten Miene, den Hörsaal der Physik zu erbrechen und die Schulbänke aus den Fenstern auf die Soldateska herabzustürzen — wieder andere riethen, des Professor Ettinghausen Säuren auf die Köpfe der Feinde herabzuschütten, andere suchten den wilden Lärm zu beschwichtigen und Ruhe herzustellen. Endlich erschien die majestätische Gestalt des Schuldieners Nußbaumer, auch Hofrath betitelt. Er stak in der würdevollen Uniform eines Pedellen, in der Rechten den feierlichen Stab, der die Wiener Portiers auszeichnet. Mit mächtiger Stimme gebot er Ruhe! Ihm wurde gehorcht. Feierlich schritt er zur Thüre,

öffnete sie — hielt seinen Stab als Barricade quer vor die Soldaten, fragte nach ihrem Begehr und verkündete dem Lieutenant, daß weder Polizei noch Militär innerhalb der geheiligten Mauern der Universität etwas zu suchen habe. Der Lieutenant commandirte links um und zog verblüfft von dannen!

Seit diesem Sonntag prangte in meiner Studentenstube der obere Theil eines polizeilichen Korporalstockes, sowie ein Tschako, den mein tapferer, aber sonst nicht gerade sehr fleißiger Collega Michl als spolia opima aus der Schlacht mit nach Hause gebracht hatte.

Man war vernünftig genug, um wegen diesem Vorfalle keine Untersuchung einzuleiten. Dies charakterisirte schon die Regierung Ferdinands des Gütigen. Auch waren einige Hofraths-, Professoren- und Baronensöhne compromittirt, also mußte die unangenehme Affaire ignorirt werden. Unter Kaiser Franz würden wahrscheinlich „die Rädelsführer" auf den Spielberg und eine Anzahl der minder compromittirten unter das Militär gesteckt worden sein! Ein Genugthuung mußte die Polizei aber doch haben, und zwar eine uns recht tief kränkende. Des nächsten Morgens fanden wir ein Schilderhaus vor dem nördlichen Thore der Universität, bewacht von einem Polizeisoldaten! Daß man die dadurch der Studentenschaft angethanene Schmach fühlte, bewies das Pamphlet, das bald darauf an dem Schilderhaus angeklebt war und ziemlich unangenehmes Aufsehen machte:

Burschen heraus!
Zertrümmert dies Haus,

Auf, auf, rächet die Schand'!
Schon stinkt sie hinaus in's deutsche Land,
Den Häscherſitz reißet nieder
Dann, dann jubeln unsre deutschen Brüder!

Verschiedene Pläne wurden zu verschiedenen Zeiten geschmiedet, die Universität von der Schmach dieses Schilderhauses zu befreien. Sie kamen aber nicht zur Ausführung. Es wurde Nachts sogar von zwei Posten bewacht! Erst am 13. März 1848 wurde, meines Erinnerns, dies Denkmal unsrer Schmach zertrümmert.

II.

Die Revolution.

1. Der 13. März 1848.

Noch jetzt nach 25 Jahren schlägt mein Herz lauter, sobald ich mir die Erinnerungen der revolutionären Vorgänge des Jahres 1848 wachrufe. Durch 20 lange Jahre habe ich drüben, jenseits des Oceans die alten Erinnerungen eher zu unterdrücken, als zu nähren gesucht, denn so lange alles Denken und Erinnern in der Alten Heimat verweilte, wie konnte ich heimisch werden in der Neuen! Und doch steht alles auch heute noch deutlich vor mir. Ich sehe sie noch vor mir die wild begeisterte Menge, wie sie am 12. und 13. März sich zusammendrängte in der Aula, niemals wird mein Ohr vergessen jenes scharfe, schneidende einstimmige Nein! das den Bitten der Professoren entgegenschallte. Ich sehe die lange Schaar Derer nach dem Landhause marschiren, die entschlossen waren, mit ihren Leibern, mit ihrer Existenz die österreichische Schande zuzudecken. Noch tönen die Stimmen der Putz und Fischhofs mir nach und das Geschrei, das Getümmel der wildaufgehetzten Pionniere, die in unsern Haufen hineinschossen und stachen, als gelte es, wilde Thiere zu ermorden. — Dann die Barrikadenstadt,

die Sturmpetition — der Katzenjammer der vom Kaiser verlassenen Bevölkerung! — Und im Vordergrunde all' dieser Bilder des öffentlichen Lebens, mein kleiner Privatjammer, die schwere Wahl zwischen einer ruhigen gesicherten Existenz und dem wechselvollen, unsicheren und gefahrvollen Dienst der Freiheit und des Vaterlandes — der Zwiespalt mit vielen der älteren Freunde, das Zerreißen so manchen Bandes, das uns mit der Vergangenheit verknüpfte. — — O, es war eine heroische, aber auch tragische Zeit! Und noch heute, wenn ich mich in die Erinnerung jener Tage versenke, drohen alte Wunden aufzubrechen!

Wenn ich auch zugestehen muß, daß ich selbst heute noch nicht im Stande bin, die revolutionären Ereignisse von 1848 mit kaltem ruhigen Blute zu behandeln, so glaube ich doch besser als Diejenigen, die mit kalten ruhigen, höhnisch lächelnden Blicken vorgeblich unparteiische Beobachter spielen, ein Bild der Ereignisse, — nicht eine bloße Zeichnung, sondern ein die Farben des Originals wiedergebendes Bild — liefern zu können. Und gar den Geist, den animus der Revolution, wie konnte ihn ein Hartig, Fiquelmont ꝛc. richtig auffassen? Ihnen war und ist die edle Begeisterung jener Zeit ein unverständliches Element. Männer wie Helfert kennen weder im Privat- noch im öffentlichen Leben ein anderes Motiv als: Geld, dort den regelmäßigen Sold des Beamten, hier das Gold der piemontesischen und kosmopolitischen Umsturzpartei. Und wenn sie auch den Verstand besitzen, Ursache und Wirkung richtig zu erkennen, so lag es doch im eigenen

und ihrer Partei Interesse, so schwarz als möglich die Gegner zu färben, sie sind dafür gedungen, um die Wahrheit zu fälschen, die Geschichte der Entstehung des neuen Oesterreichs in den Augen der kommenden Geschlechter zu verleumden. Denn nur in der Verleumdung der Gegner beruht die Rechtfertigung der Reaction.

Selbst vom modernen Freiheitsgedanken angehauchte Männer wie Anton Springer, scheuten sich in den Jahren der Reaction der Wahrheit die Ehre zu geben und dem herrschenden Belagerungszustand der Meinung zu widerstehen. Springer bricht selbst den Stab über sein Werk, stellt sich selbst als Geschichtsschreiber das ärgste Armuthszeugniß aus, indem er erklärt, daß alles von den Flüchtlingen gelieferte Material gänzlich zu verwerfen sei. Damit verwirft er auch der Rechtslehrer uraltes audiatur et altera pars, das jedem Rechtsspruche zu Grunde liegen muß. Springer war, obwohl im revolutionären Alter, an keiner nationalen oder freiheitlichen Bewegung betheiligt, muß also schon in jener Zeit kein Verständniß dafür gehabt haben. Das beweist sein Buch. Mit viel Fleiß zusammengestellt, enthält es eine gut geordnete Menge von Thatsachen. Allein sobald er von der einfachen Erzählung in's Raisonnement überspringt, spricht er wie etwa ein Blinder von den Farbentönen eines Oelgemäldes sprechen mag, er schildert die Qualität der Leinwand, die Größe des Gemäldes, den Geruch desselben, die mehr dick aufgetragenen Stellen der Farbe, ohne von dem Dufte, der die Darstellung verklärt, eine Ahnung zu verrathen. Aus den Erzählungen

Anton Springers haucht uns keine Ahnung jenes Völkerfrühlings von 1848 entgegen. Er war nicht dabei und gerade die am nächsten dabei standen, als der Geist der Freiheit den Deckel seines Grabes zerbrach, die schließt der unparteiische Historiker von der Zeugenschaft aus! gerade so, als wollte man Geschichte und Geist des Urchristenthums ausschließlich aus den Tagebüchern der Schriftgelehrten und Pharisäer studiren, die Apostel und Jünger aber als „betheiligt“ bei Seite schieben. Wenn bei Springer das Urtheil über Männer wie Fischhof, Goldmark, Violand etc. damit abgethan wird, daß er von den ersteren nur verächtlich bemerkt, sie seien Spitalsärzte, von letzterem, er sei ein Auscultant beim Landrecht gewesen — wenn er es wagt, den Legionären sogar den Muth abzusprechen — dann wird man in der That neugierig, zu erfahren, aus welchen Quellen er dieses Urtheil schöpfte. Helfert ist wenigstens bei wichtigen Ereignissen stets so naiv-ehrlich, den Hansjörgel als seinen Lieblings-Evangelisten zu citiren und als Autorität hinzustellen!

In Reschauers Geschichte der Revolution begrüßen wir das beste und completeste aller, über diesen Gegenstand erschienenen Werke. Reschauer hat vor allem das Verdienst, so lange es noch möglich war, auch die Blutzeugen der Revolution selbst vernommen und Quellen benützt zu haben, die mit jedem Jahre mehr versiegen.

Ich selbst beabsichtige nicht in diesen Mittheilungen eine Geschichte zu geben. Dazu fehlt mir zwar nicht die Lust, aber die nothwendige Zeit und Muße. Ich will einen Beitrag liefern, indem ich nur schildere, was

ich selbst miterlebte in einer ereignißvollen Zeit, welche mit der Vergangenheit radikal abschloß und einen Uebergangsproceß in eine bessere Zukunft einleitete, welcher auch heute noch nicht abgeschlossen ist.

Die Wurzeln der Ereignisse von 1848 ragen tief hinab in die Vergangenheit, die grünenden Aeste treiben täglich frische Zweige der Zukunft entgegen.

Seit den sogenannten deutschen Freiheitskriegen war die deutsche Geschichte sehr arm an Ereignissen. Die heilige Allianz, die Karlsbader Beschlüsse, die Fürstencongresse von Troppau und Laibach lasteten als schwere Grabsteine auf den fortschrittsbedürftigen Nationen. Nur die Unabhängigkeitskämpfe der Neugriechen, der Neuspanier in Südamerika, die vergeblichen Aufstände der Polen und endlich die französische Julirevolution waren Oasen in der politischen Sahara, die sich von 1815 bis 1848 hinaus erstreckt.

Die deutschen kleineren Staaten hatten wenigstens ein Sicherheitsventil für den Unmuth ihrer Bürger in ihren Kammern. Es war ein, den Regierungen vollständig unschädliches, constitutionelles Scheinleben. Aber wenn ein Itzstein eine fulminante Rede losgelassen hatte, waren die freiheitsdürstenden Badenser wieder auf ein halb Jahr beruhigt durch den Gedanken, daß man in ihrem Ländle doch noch den Fürsten die Wahrheit sagen dürfe. Ein solches den Unterthanen hingeworfenes Spielzeug war von außerordentlichem Vortheil. Es verhinderte die Ansammlung revolutionärer Gase im Innern der Nation, bis zu einer gefährlichen Explosionsfähigkeit. Mir ist bis heute noch immer nicht klar,

warum nicht alle Regierungen ein ähnliches ganz ungefährliches Vergnügen den braven Unterthanen machten. Sie hätten es mit Dankbarkeit angenommen, es hätte den Staatscredit verbessert, die Regierung hätte an der Spitze der freiheitlichen Bewegung gestanden und die Dynastie hätte denn doch in allen wichtigen Fragen ihren Willen durchsetzen können. — Metternich war aber auch nicht so klug, und wir mußten uns deshalb begnügen, die Reden der deutschen Kammerliberalen aus der „Allgemeinen Zeitung" mit wahrer Gier zu verschlingen. Aus dem nahen constitutionellen Ungarn tönte wohl auch manchesmal ein freies Wort herüber zu uns — allein wir waren von Ungarn gerade so abgeschlossen, als läge es fern in Thibet oder in China. Ebenso wie der geistige Verkehr mit Deutschland, wurde der constitutionelle mit Ungarn überwacht, um uns Kinder vor Unglück und Ansteckung zu bewahren. Alle österreichischen Nationen und Länder standen sich fremd gegenüber, wurden absichtlich auseinander gehalten, so daß jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlte. Die erste Entstehung oder vielmehr Wiedererstehung der slavischen Idee, die schon von allem Anfang an eine panslavische Färbung trug, wurde offenbar von der superklugen Regierung begünstigt, da sie darin ein Gegengift zu finden hoffte gegen den Magyarismus und Germanismus, ein neues Element, um für das jesuitische Divide et impera hergerichtet zu werden. So wurden denn alle möglichen Mittel angewendet, um die Nationen einander zu entfremden, ein Mißgiff der damaligen Regierung, welcher

bis zum heutigen Tage seine unheilvollen Consequenzen nach sich zieht. —

Während das Erwachen der slavischen Idee eher begünstigt wurde, trat man dem Gedanken der Zusammengehörigkeit der Deutschen schroff und unerbittlich entgegen. Denn in diesem Gedanken ahnte man damals schon den gefährlichsten Gegner des wahrhaften Oesterreicherthums. Alles was einen schwarz-roth-goldenen Schimmer an sich trug, war der Inquisition verfallen. Die deutsche Einheitsidee wurde aber nicht blos officiell verfolgt, sondern auch von anständigen Leuten als lächerliche Phantasterei verlacht. Diesem Hohngelächter „verständig praktischer Männer" sah ich mich sehr oft ausgesetzt. Selbst freisinnige Männer verhöhnten gelegentlich den Schmerz, den ich darüber äußerte, daß die deutsche Nation den schnöden Raub von Elsaß und Lothringen geduldet und noch nicht gerächt habe! — In den Schulen kam die deutsche Nationalität niemals zur Geltung. Selbst die officiellen Historiker stutzten die Geschichte so curios zu, daß neben dem Oesterreicher das eigentliche Deutschland nur als Appendix erschien. — Alle Angaben der Angehörigen fremder Nationen, das Deutschthum sei von jeher von der österreichischen Regierung protegirt worden, beruhen auf absichtlichem Irrthum, auf der Verwechslung des falschen neuangestrichenen Oesterreicherthums mit dem eigentlichen nationalen schwarz-roth-goldenen Deutschthum — welches zu allen Zeiten mehr gehaßt, gefürchtet und verfolgt wurde als z. B. das Slaventhum.

Wem die Bücher der Geschichte offen standen, der

bedurfte zu seiner Orientirung nicht der zeitgenössischen Ereignisse. Und auch die Ereignisse, sie kamen endlich. Die Anstrengungen der Italiener, auf die wir so lange verächtlich von oben herab zu blicken gewöhnt waren, sich ein einiges Vaterland zu erstreiten, der unleugbare aufopfernde Patriotismus der Gebildeten Italiens, waren beschämend für uns Deutschen und mußten uns mahnen auch unseres deutschen Vaterlandes Einigung anzustreben. — Die liberalen und nationalen Anwandlungen des damals freilich noch nicht für unfehlbar erklärten Papstes Pio nono, — die Zusammenberufung und Reden des preußischen Vereinigten Landtags — alles dies drang anregend in die verschiedenen Kreise der Gebildeten, der Studenten über die Grenzen herein und wurde mit gierigem Eifer erfaßt und verarbeitet.

Wir waren genügsame Seelen. In unseren vertraulichen Zusammenkünften konnten wir über eine Rede des Herrn von Auerswald stundenlang debattiren — wohl auch über Beckenraths, am Webstuhl des Vaters stehende Wiege Thränen der Rührung vergießen — die Broschüren Schuselka's, die Grenzboten, Oesterreich und seine Zukunft, machten auf uns einen mächtigen Eindruck, und als wir erfuhren, daß auch in den Kreisen des Adels, der Landstände und der Bürger ein aufgeregter, liberale Reformen anstrebender Geist spukte, da kam die Ahnung über uns, daß wir denn doch noch eine Umwälzung erleben könnten.

Wer wußte nicht, daß das Land factisch unter dem Drucke von Männern seufzte, die kein Recht hatten zu regieren, da der Regent in Folge von körperlichen Leiden

selten dazu gelangte, den Pflichten seines hohen Amtes vorzustehen, und daß in der That die Regenten des Landes ein moroser frommer Prinz und der herzlose Egoist Metternich seien, daß wir von einer wirklichen Ochlokratie regiert würden, die kein Gefühl für des Volkes Bedürfnisse hatte, das war ein vollständig öffentliches Geheimniß.

Die Freischaarenzüge der liberalen Schweizer gegen die Jesuiten in Luzern, die Ueberwältigung der katholischen Cantone des Sonderbundes durch die Eidgenossenschaft wurde mit einer Theilnahme verfolgt, als handle es sich um unser eigenes Schicksal. Während Metternich, die katholischen Bischöfe, die Spitzen der Aristokratie und das ganze officielle Oesterreich mit den Jesuiten gingen, befanden sich die österreichischen Massen im entgegengesetzten Lager. Wir triumphirten über Metternichs und des Sonderbundes Niederlage. —

In diese Stimmung warf die französische Februarrevolution, die Verjagung Louis Philipps und die Proclamation der Republik weitsprühende und zündende Funken. In ganz Deutschland kam es zu Demonstrationen gegen das alte, absolute Regiment oder den Schein-Constitutionalismus. Namentlich bewiesen in München die Studenten, daß sie über den Bierkrug und den Büchern die Noth des Vaterlandes nicht vergessen hatten. War es nicht natürlich, daß durch diese Ereignisse angeregt, alle die verschiedenen Kreise der patriotisch gesinnten Wiener Studenten, Tag und Nacht an nichts anderes dachten, als wie sie selbst beitragen könnten, auch des österreichischen Volkes unglückliche Verhältnisse

zu verbessern, von Oesterreich und seinen Studenten den Vorwurf abzuwälzen, als sei dies nur das Land der Phäaken und sorgloser einfältiger Jungen.

Auf der Landstraße, in der innern Stadt, auf der Wieden und vor allem unter den Medicinern der Alser-vorstadt kamen die verschiedenen Studentenkreise in Kneipen und Privatwohnungen nunmehr häufiger und eifriger zusammen als jemals vorher. Während die Gewerbsleute, Fabrikanten und Kaufleute, die Advocaten und Mitglieder des Lesevereines offene und geheime Besprechungen pflogen, und der Polizei Ursache zu Besorgnissen gaben, waren die Studenten die allereifrigsten und doch die am wenigsten beargwohnten. Denn wer hätte den „dummen Jungen" der Hochschule etwas Ernsthaftes zugetraut?

Auch außerhalb dieser Kreise wurde unter den Arbeitern und kleinen Gewerbsleuten fleißig gewühlt. Ein jeder einzelne Student war nach Art der Carbonaris vom Zirkel, dem er angehörte, beauftragt, unter das Volk hinauszugehen, um in Privatwohnungen und in Wirthshäusern Proselyten zu werben.

Am 8. März wurde in einer Versammlung von Medicinern, Juristen und Technikern eine Adresse an den Kaiser beschlossen und angenommen. Spreche man noch von der Möglichkeit, den Zeitgeist zu unterdrücken! Da arbeitete schon seit Jahren und Jahrzehnten der gesammte deutsche Bundestag unter Metternichs oberster Leitung daran, die verhaßte deutsche Burschenschaft auszurotten, und im Jahre 1848 sind es Mitglieder der Burschenschaft Arminia, die die ersten Schritte

zu jener Bewegung einleiten, welche sowohl Metternich als auch sein System zum Falle brachten. —

Die Wünsche des Volkes in Adressen auszusprechen, erschien vielen Kreisen sowohl der Studenten, als der Bürger der passendste Weg. Daß man es wagte, bittend dem Throne des Monarchen zu nahen, das klingt jetzt ziemlich harmlos. Damals setzten sich aber die Studenten, welche jene Adressen verfaßten und unterschrieben den ärgsten Gefahren aus und mußten jeden Augenblick darauf gefaßt sein in einer oder der andern Weise verfolgt und gemaßregelt zu werden.

Im Paradiese Oesterreichs, im oberen Landl, in Dietach bei Wels, hatte ich die Sommermonate des Jahres 1847 zugebracht und durch einige Bergtouren, z. B. über den Priel, das todte Gebirge, Aussee, Ischl, Schafberg u. s. w. neue Kraft geschöpft, so daß ich am 9. Februar 1848 mit Glanz mein erstes juristisches Rigorosum machen konnte. All' mein Wissen war das Product von Nachtwachen. Den größten Theil des Tages widmete ich meinen Zöglingen, die ich für die Prüfungen am Schottengymnasium vorbereiten mußte. Abends von 9 bis früh 2 Uhr mußte ich für mich selbst Statistik, Criminal- und Völkerrecht studiren. Allerdings war dies meine eigene Schuld, weil ich in Oberösterreich, den wunderbar geformten Alpen, der rasch dahinbrausenden Traun, den herrlichen Wäldern, der Reh-, Hasen- und Enten-Jagd, dem Schwimmen in grünen Fluthen, dem Turnen auf selbsterrichteten Apparaten, dem Studium des verborgenen, tiefangelegten und heute noch räthselhaften Charakters der Bauern Oberösterreichs, mehr Aufmerksamkeit

gewidmet hatte, als den Pandecten und den Commentaren von Heimberger und Mackeldey! Darum mußte ich die Nachtzeit dem Schlafe rauben und meine Gesundheit untergraben. Und heute noch muß ich mir gestehen, daß jenes Schwelgen in der herrlichsten Natur das allervernünftigste war, was ich in meinem Leben noch gethan habe. Für Studien, für die Wissenschaft, blieb immer noch Gelegenheit, — jene herrlichen Naturgenüsse sind mir niemals wieder zu Theil geworden!

Außerdem hatte ich, getrieben von sündhaftem Ehrgeiz, der höchste Springer bei Stephani zu sein, mich übermäßig angestrengt, meinen Fuß auf eine gefährliche Weise verrenkt, so daß ich lange nicht gehen konnte, und selbst am 13. März noch mühselig am Stock humpelte und von den Freunden Askenati und dem wackeren Turner Johann Hofer unterstützt werden mußte.

Sobald ich mein erstes Rigorosum gemacht, sammelte ich Material, um auf das zweite loszugehen. In einem Briefe vom 22. Februar 1848 an eine Verwandte in Oberösterreich, der mir im Jahre 1872 wieder zur Disposition gestellt wurde, schrieb ich: „Schon stecke ich tief im römischen Recht und wüthe unter den Paragraphen des Kaisers Justinian, wie Ajax unter den Trojanern. Ich möchte gerne fertig sein, wenn die Liberalen Deutschlands zur Sammlung trommeln, muß mich also sehr beeilen. Die Zeit geht einen schnellen Schritt. Es lebt hier ein Stockphilisterthum, dem es niemals licht vor den Augen werden wird. Was ich aber von jungen Leuten mittelbar und selbst kenne, das kocht und gährt und reibt sich die

Augen, als gelte es, von nun an einen keckeren Blick und ein regeres Leben zu bekommen. In den regierenden Regionen aber nichts als jesuitischer Trotz. Und so ist's eben recht. Man sagt, daß Fürst Metternich bankerott würde, wenn ihm nicht freie Eingriffe in die Staatscasse freistünden. Um seinen eigenen Privat-Ruin zu vermeiden, führt er den Staat dem Untergange entgegen. Man spricht davon, die Regierung habe Galizien um 300 Millionen an Rußland verkauft. Ebenso soll, wenn nach dem Abmarsch der Truppen in Galizien Unruhen ausbrechen, Nikolaus die Herstellung der Ordnung übernehmen. Albrecht soll nach Mailand geschickt werden, anstatt des Rainer, der, weil man nicht Reformen zugesteht, abdanken will. Gestern ist die Bekanntmachung des Standrechtes nach Mailand expedirt worden."

Da eine unabhängige Presse nicht vorhanden, und die wenigen Blätter unter strengster Censur erschienen, so war die Luft stets von den sonderbarsten Gerüchten angefüllt.

Am 16. Februar schrieb ich: „In der heutigen „Allgemeinen" lasen wir von den Münchner Bürger- und Burschen-Geschichten. Mich freut dieser ehrenhafte moralische Sinn der Studenten, der imponirende Ernst der Bürger. Werden die Wiener Bürger nicht in corpore sich vereinigen, um ein Anliegen durchzusetzen? Sie wären allmächtig, während sie jetzt gleich Buben behandelt werden. — Die letzten Censurgeschichten sprechen Hohn allen vernünftigen Wünschen: Goethe's Werke sind verboten! und können nur erga schedam verkauft

werden. Die Mysteries de Paris werden in den Leihbibliotheken weggenommen. Die Buchhändler müssen Tag und Nacht auf Ueberfälle gefaßt sein. Neulich hatte der Männergesangverein eingeübt: Was kommt dort von der Höh! Wurde nicht gestattet. In einem anderen Liede wurde der Vers geändert: — — „Welche Wonne, sie an meine Brust zu drücken —" die Censur fand diese Worte unmoralisch! — Schmerling soll für die niederösterreichischen Stände eine ausgezeichnete Petition um Preßfreiheit ausgearbeitet haben. Sogar die geistlichen Ständemitglieder äußerten sich zu Gunsten der Presse."

Am 1. März: „Im Hansjörgel steht ein fulminanter Schmähartikel gegen die Börsjuden und Geldmänner, als seien diese ganz allein an den schlechten Zeiten Schuld. Dieser Aufsatz scheint aus officiellen Kreisen zu stammen. Er wurde zuerst Bäuerle angeboten, der sich seiner mit knapper Noth erwehrte. — Oben sollen Leute wie Pipitz den Auftrag haben, eine Verfassung auszuarbeiten. — Von einer Verfassung wird allgemein gesprochen. — Louis Philipp soll abgedankt haben, weil weder Thiers noch Odilon Barrot ein neues Ministerium formiren wollten. — Die Wiener tanzen und machen Witze, z. B.: Es werde bei uns nicht wie in Sicilien die Verfassung von 1812, sondern die von 1811 gegeben werden. (Staatsbankerott)"

Am 2. März: „Die höchst betrüblichen Ereignisse in Paris vom 23., 24., 25. Februar haben dem Louis Philipp den Thron und mir ganze 20 Gulden

gekostet, denn in Folge jener Neuigkeiten habe ich mich entschlossen, die Mitgliedschaft des juridisch-politischen Lesevereins anzusuchen, welche nur um jenen Preis zu haben ist. Es geht dort für hiesige Verhältnisse sehr lebhaft zu. Die neuesten Nachrichten werden früh laut von denen vorgelesen, die zuerst im Besitz der Zeitungen sind. — Abends bespricht man sie, freut sich darüber und legt sich schlafen. Fast jede Stunde haben wir ein neues Gerücht. Gestern z. B.:

1. Sardinien hat an Oesterreich Krieg erklärt.

2. Königin Victoria schrieb dem Kaiser eigenhändig, Englands Seemacht stehe ihm gegen jeden Feind zu Diensten, unter der Bedingung, daß er seinen Völkern eine Verfassung gebe! Unsere Regierung ging darauf ein. Sie will die Verfassung, aber zuerst nur für Lombardei-Venedig geben.

3. Ein Baron V., der von Berlin kam, wo er der königlichen Tafel beiwohnte, erzählt: Während der Tafel kam ein Courier, gab dem Könige die Depesche über Louis Philipps Flucht. Friedrich Wilhelm IV. stand ganz blaß auf und rief: Donnerwetter, die Rheinprovinzen!

4. In Galizien sollen Volks-Unruhen ausgebrochen sein.

5. Die ungarischen Stände wollen die Rückberufung der ungarischen Regimenter aus Italien verlangen — im Falle eines Krieges die Kriegssteuern verweigern — wenn man nicht den anderen Provinzen eine Verfassung giebt.

6. Graf Montecucoli ist mit Vollmachten nach Verona

geschickt worden. Dort soll sich die Regierung etabliren. Man scheint Mailand aufzugeben.

7. Die Stände (Niederösterreichs) beriethen heute am 2. in corpore zu Fuß zum Kaiser zu gehen mit einer Declaration of rights. Professor Holger sprach auch sehr tapfer für eine Petition, die auch in der ganzen Stadt circuliren solle. Dieser Schritt kann aber erst in 14 Tagen stattfinden. Prof. Holger sagte ihnen, sie sollten sogleich etwas thun, denn in 14 Tagen dürften die Stände möglicherweise gar nicht mehr vorhanden sein.

8. Es werden Unterschriften für eine Schriftsteller-Petition gesammelt, und mit Unterschriften vieler anderen Notabilitäten versehen.

9. Hofrath Fränzel ist mit dem russischen Gelde auch schon da. Doch ist auf der Börse alles sehr gedrückt."

Am 3. März: „1. Das Ministerium Russel gestürzt. Hochtories am Ruder. L. Philipp in London. Montpensier soll geblieben, ein Sohn des Gesandten Apponyi erschossen sein. In Paris nur 5 bis 600 todt.

2. Lamoricière an der Spitze von 40.000 Mann in Paris eingerückt. Contre-Revolution für die Regentschaft der Orleans. (Die sich und den Grafen von Paris nur durch ein Fenster der Deputirtenkammer rettete.) — Seitdem nichts näheres, als daß Lamoricière tödtlich verwundet worden sei. In Lille, Amiens die Emissäre der Republik mit Jubel aufgenommen.

3. Die Pariser Republikaner erklären nachträglich, es sei Entthronung und Republik durchaus nicht beab-

sichtigt gewesen. Als die Entlassung der Minister am 23. bekannt wurde, habe alles zugerufen: vive le roi! Erst als am Abend, vor Guizots Wohnung, 20 Bürger erschossen wurden, hielt sich das Volk für verrathen, und beschloß es mit Louis Philipp so zu machen, wie mit Charles X."

Am 4. März: „Das Gerücht wird immer stärker: Metternich dankt ab. Ludwig geht. Johann tritt an ihre Stelle. Auch sagt man, der Kaiser wolle abdanken. Die „Preßburger Zeitung" berichtet: der conservative Deputirte von Raab verlange vom König Garantie der Banknoten. Alles stimmt bei und deutet auf 1811. Kossuth beantragte, den König zu ersuchen, den Erbstaaten eine Verfassung zu geben."

Am 8. März schrieb ich an Bruder Hermann: „Ich möchte jetzt Zeit haben für längere Briefe. Jeder Tag liefert Stoff zu riesigen Depeschen. Die Ereignisse drängen in dichter Reihenfolge. Sie sind überflüssig lange vorbereitet und überraschen uns nicht. Die Früchte, die jetzt draußen im Reich beim Wehen des frischen Westwindes vom Baume fallen, sind wohl schon überreif. Die wackeren Mannheimer, Mainzer und Hanauer helfen kräftig schüttelnd nach. Das herrlichste an allen diesen Erscheinungen ist die Bildung eines einigen Vaterlandes. Das deutsche Parlament hat sich so fest und allgemein in die Gemüther vererbt, daß es eine Volksidee geworden ist, die bei dieser gesunden Witterung wachsen muß. — Hier zeigt sich eine Rückwirkung der Ereignisse. Natürlich noch schwach. Der Gewerbverein brach Bahn. Vorgestern wurde von Hornbostel,

Arthaber u. s. w. schnell eine Adresse an den Kaiser vorbereitet, Abend von Arthaber dem Erzherzog Franz Carl vorgetragen, der sie sogleich freundlich beantwortete und zur Uebergabe an den Kaiser annahm. — Gleich darauf wurde sie im Leseverein vorgelesen; der Credit sei erschüttert, die Gewerbe lägen darnieder, Weltereignisse bedrohen die Ruhe, nur der Anschluß an die deutschen Brüder gewähre Trost, und die Hoffnung Sr. Majestät Weisheit werde jene Maßregeln ergreifen, die im Stande sind, das gestörte Vertrauen wieder herzustellen. — Die Universität beabsichtigt eine Adresse an den Rector Jenull, damit er ihre Wünsche und Bedürfnisse bei den Ständen verfassungsgemäß vertrete. — Die Studenten beabsichtigten etwas ähnliches. Sie wollen um Wehrhaftmachung in corpore bitten. Diese Woche sollen sich noch mehrere darüber besprechen. Die Techniker gehen mit. — Die Deputation der böhmischen Stände mit Beschwerden und Wünschen ist gestern angekommen. — Kossuths Rede für Verfassung aller Erblande wird in allen Kaffeehäusern vorgelesen. Die Wiener Stände sind thätig. Sie beabsichtigen eine Wallfahrt zu Hof und wollen dort eine Preßfreiheit petitioniren. Während dieser Wallfahrt beabsichtigen die Studenten und Techniker eine Demonstration, was den Ständen aber sehr unangenehm sein soll. Prof. Holger übernahm es sie zu beruhigen. — Die Welschen geben nach und kriechen zu Kreuz. Sie senden eine Deputation. Es scheint, daß Montecucoli ihnen dies gerathen hat. — Der König von Preußen soll hier sein, der von Bayern soll gestern

flüchtig hier eingetroffen sein. — Am Rhein trägt alles schwarz-roth-goldene Cocarden. — In Prag mußten von der Polizei sechsmal bösartige Maueranschläge abgerissen werden.‘

Noch am 12. März schrieb ich der Frau des Bruders: „Muß Dir heut einen ausschließlich politischen Brief schreiben. Einen anderen brächt' ich heute nicht zu Stande. Denn noch bin ich aufgeregt und glühend von der heutigen Studentenversammlung. Es war vor acht Tagen in vielen Köpfen der Gedanke entstanden, den deutschen Brüdern ein Lebenszeichen zu geben. Es sollte die Studentenschaft als solche zeigen, daß die großen Ereignisse an ihr nicht spurlos vorübergehen. Eine Kundthuung mußte zugleich der Regierung gemacht, dem Wiener Volke aber eine Anregung gegeben werden. Am meisten erhitzte und drängte uns der furchtbare Gedanke, daß sich Oesterreich vom deutschen Reiche trennen und Rußland in die Arme werfen könnte. Man müßte der Regierung ganz unumwunden und deutlich den Willen des Volkes kund thun. Allen dünkte das Vorgehen der Stände zu zaghaft und langsam. Vor acht Tagen ward die Adresse entworfen. Dreißig Studenten, Juristen, Mediciner und Techniker versammelten sich in der Wohnung des Mediciners Fritsch. Die Adresse, die zuerst zur Vorlesung kam und von einem Juristen verfaßt worden war, erschien den Anderen zu zahm. Dem zweiten Entwurf opponirten die Juristen als zu poetisch-tollkühn. Endlich einte man sich für ein Mittelding, das in kräftigen Ausdrücken alle Punkte der ersten enthielt. — Heute Sonntag um acht Uhr

sollte im Universitätsgebäude die Unterschreibung vor sich gehen, unterdessen ein jeder der Eingeweihten seine Bekannten dazu einladen. — Sedlnitzky mußte ebenfalls davon Wind bekommen haben, denn er schickte heute früh einen Commissär zum Professor Kudler, dem Senior der Professoren, und ließ fragen, ob es nicht rathsam sei, heute zur Universität Polizei oder Militär aufzubieten? Kudler aber rieth entschieden davon ab, damit nicht sehr großes Unheil geschehe. — Als wir uns heute früh sehr zahlreich auf der Universität einstellten, fanden wir den großen Saal der Aula geschlossen. Erst als Miene gemacht wurde die Thüren einzubrechen, eröffnete der Schuldiener Nußbaumer den Saal auf eigene Verantwortung. Im Nu war der Riesensaal gefüllt. Alles lauschte mäuschenstill den Worten der Adresse, die ein mit der Burschenkappe gezierter Student vorlas. Bei jedem Satz hielt er inne und wartete auf die Genehmigung, die stets durch einen einzigen einstimmigen Zuruf gegeben wurde. Er war zu Ende, man fing an zu unterschreiben. Da begann Professor Hye vom Katheder herab zu sprechen. Er sprach bei großer Stille ununterbrochen über eine halbe Stunde, um die Studenten von ihren gesetzwidrigen, unklugen Schritten abzubringen. Als er geendet, ertönte ihm wieder ein furchtbares, entschlossenes, einstimmiges: Nein! Einzelne Wortführer machten ihm klar, daß man einen ungesetzlichen Weg wandeln müsse, weil kein gesetzlicher Weg vorhanden sei. Hye fing nun an zu handeln, er schlug vor, sie dem Rector zu übergeben: Nein! den Ständen? Nein! sondern nur dem Kaiser und zwar sogleich! —

Hye erschöpfte sich nun in Vorstellungen, Bitten, Beschwörungen, Alles umsonst. Im Gegentheil wurde er selbst immer mehr auf unsere Seite herübergerissen, er erklärte sich zuletzt mit der Sache ganz einverstanden, er mißbillige nur die Form. Man solle ihm doch Vertrauen schenken. Er verspreche ihnen im Namen der Professoren, sich alle Mühe zu geben, damit die Adresse an den Kaiser gelange. — Nein, Nein! — Hye erschöpft, rief zuletzt die „europäische Berühmtheit", den Prof. Endlicher zu Hilfe. Dieser suchte ebenfalls zu beschwichtigen und versprach ebenfalls, Sr. Majestät solle die Adresse erhalten. Das genügte aber alles noch nicht den entschlossenen beharrlichen Leuten. Sie wollten noch immer jeder Einzelne den Namen unter die Adresse setzen. — Hye klagte zuletzt, daß man ihm so wenig vertraue. Man solle bedenken, daß er, indem er sich hier so frei ausspreche, seine ganze Existenz auf's Spiel setze. Das Damoklesschwert der Untersuchung schwebe über seinem Haupte, weil er ein wahrheitliebender Mann sei. — Endlich drang er durch. Man ließ von den Unterschriften ab. Man übergab ihm die Schrift unter der Bedingung, daß er mit Endlicher auf Ehrenwort, sogleich, heute noch zum Kaiser fahren und ihm die Adresse als Wunsch der Juristen, Mediciner und Techniker übergebe. Hye schlug auch noch die Theologen vor, allein dieser Vorschlag wurde niedergelacht. Als Hye nochmals erklärte, er wäre ein Schuft, wenn er sein Wort nicht halte, aber auch die Studenten sollten ihr Wort halten und ruhig den Saal verlassen, löste sich die Versammlung auf. Giskra sprach ebenfalls, doch

ohne Gehör zu finden. Kudler stand inmitten der aufgeregten Massen und sagte: Machen Sie, was sie wollen, nur werfens ka Fenster ein und machts kan Lärm auf der Straße!

Die Haltung der beiläufig 1500 Jünglinge war ausgezeichnet: diese Entschlossenheit und Beharrlichkeit hätte ich nicht für möglich gehalten. — Morgen gehen die Stände zum Kaiser, da wollen die Studenten sich in der Herrengasse aufstellen. Gott weiß es, was es da geben wird! — Dienstag und Donnerstag sollen wieder große Versammlungen auf der Universität stattfinden, um das Resultat zu besprechen. Diese werden noch zahlreicher besucht werden, als die heutige, welche Vielen unbekannt geblieben war."

Am 12. März Nachmittags traf Dr. Franz Groß sammt Frau, einer Tochter des Hauses, in Wien ein. Wie er mich noch 1872 erinnerte, begrüßte ich ihn mit den Worten: Du kommst gerade recht — morgen geht's los! — Abends bei Thee ersuchte Carl Hoffer und ich die Damen des Hauses Charpie zu zupfen, da es möglicher Weise schon am nächsten Tage, am 13. März, Verwundete geben könnte. Aus dem Scherz wurde blutiger Ernst. Vierundzwanzig Stunden später lag ich im Wundfieber in demselben Hause.

Am Sonntag Nachmittag und Abend des 12. März arbeiteten die Führer der Studenten wie die Biber. Jeder, der bei den Privatbesprechungen oder bei der Versammlung in der Aula auch nur einen unbedeutenden Antheil genommen hatte, wußte sich verfallen dem drakonischen österreichischen Strafgesetze, und daß es für

politischen Verbrecher auch unter der Regierung, die den gütigen Ferdinand als Deckmantel gebrauchte, keine Begnadigung gab. Es mußte allen daran liegen 1. soviel Theilnehmer und Mitschuldige als möglich zu gewinnen und 2. in den übrigen Classen der Bevölkerung und des Arbeiterstandes sich einen Stützpunkt zu verschaffen. Viele Studenten gingen schon am Nachmittage und spät Abends in die Vorstädte und in die industriellen Vororte hinaus, um die Massen aufzuregen, sie in Fluß zu bringen, sie zu bewegen, am 13. März der Universitäts-Demonstration ihren Beistand zu verleihen. Sogar in die Dörfer der Weinbauern der Nachbarschaft wurden Sendboten geschickt, um Theilnahme für das Beginnen der Studenten zu erregen. — Ich selbst schlich noch einmal spät Abends in die Wohnung des Prof. Holger. Er erklärte, es wäre allerdings den Ständen sehr erwünscht, wenn sie sich bei ihrem Vortrag auf sichtbare und hörbare Aeußerungen des Volkswillens berufen könnten.

Bisher seien die Anträge der liberalen Ständemitglieder von der conservativen Seite immer damit beantwortet worden, daß das eigentliche Volk vollkommen zufrieden, und den Ständen abgeneigt oder wenigstens gleichgiltig sei.

Diese Worte eines sehr gemäßigten loyalen Ständemitgliedes wurden von mir natürlich noch in derselben Nacht den Freunden hinterbracht, und dienten dazu, die Entschlossenheit mancher, namentlich unter den Juristen wieder herzustellen. Uns allen war eins klar: Hier galt es nicht zu zagen, sondern muthig vorwärts

zu gehen! Compromittirt in hohem Grade waren bereits die meisten von uns. — In diesem Bewußtsein haben auch sehr viele Studenten die Nacht vom 12. auf den 13. nicht in ihren gewöhnlichen Wohnungen zugebracht. Vor einer polizeilichen Razzia war man nicht sicher.

Der dreizehnte brach an. Wohl wenige der Studenten hatten sich eines ruhigen Schlafes erfreut. Mein Freund und Gönner Dr. E., mir persönlich geneigt, mit dem Resultate meiner pädagogischen Thätigkeit an seinen Söhnen sehr zufrieden, gehörte zu der altliberalen Schule der älteren Wiener Advokaten. Er hatte seine Sympathie mit der herrschenden Reformbewegung dadurch bethätigt, daß er bereitwillig die Adresse des Gewerbevereines zeichnete. Der Gedanke aber, daß sich unreife Elemente wie die Studenten, oder unlautere wie die Arbeiter darin mischen sollten, war ihm ein Greuel! — Jene Altliberalen gingen jederzeit in der Theorie sehr weit, sobald es aber sich um die Anwendung in der Praxis handelte, dann war ihnen das Metternich'sche System immer noch ein kleineres Uebel als das allgemeine Stimmrecht. Bei meinem Freunde und Gönner waren noch sehr schwer wiegende persönliche Gründe vorhanden, zu wünschen, daß die Reformbewegung nicht in eine Revolution ausarte. Er war nicht blos einer der renommirtesten Advokaten von Wien, sondern durch Gründung einer bedeutenden Spinnerei auch einer der ersten Industriellen Oesterreichs. Das in Folge der Februarunruhen von 1840, der Hungersnoth von 1847 hervorgetretene Darniederliegen aller Gewerbe, das Steigen des Metallwerthes, die Beengung

des Geldmarktes, kurz, nicht blos die politische, sondern noch mehr die geschäftliche Noth der Zeit lastete sehr schwer auf seinen Schultern. Außerdem hatte er gerade vor zwei Jahren in Oberösterreich eine Herrschaft gekauft, deren Hauptwerth in Zinsen und Gefällen, in Giebigkeiten bestand, die aus dem Herrenrechte abgeleitet wurden. Alles dies machte ihn besorgt um die Zukunft, und da ihm mein eignes Schicksal nicht gleichgiltig war, so ermangelte er nicht, soviel als möglich mäßigend meiner etwas radicalen Anschauung entgegen zu treten. Er hatte wohl gehört, daß auch die Studenten sich in den Strom der Bewegung zu stürzen beabsichtigten. Deshalb trennte er sich von mir am Morgen des 13. mit der Warnung, die zugleich zeigte, wie wenig Gewicht die Bürger auf die Universität zu legen geneigt waren.

„Ich habe gehört, die Studenten wollen auch eine Adresse erlassen. Wissen Sie etwas davon?"

„Ich habe auch davon gehört, weiß nichts näheres."

„Hoffentlich ist's nicht wahr. Wenn Sie etwas davon hören, thun Sie ihr möglichstes, die jungen Leute davon abzubringen. Eine Studenten-Adresse würde nur dazu dienen, die Stände, die Buchhändler, den Gewerbsverein lächerlich zu machen. Es wäre eine reine Parodie!"

Um 9 Uhr ging ich auf die Universität. Es war ein warmer Tag, nicht klar und hell, sondern dunstig. Um die Mittagszeit war mir im Ueberrock ziemlich warm geworden. Die Verabredung war, ohne Waffen ja ohne Stöcke zu erscheinen. Ich glaubte davon eine Ausnahme machen zu dürfen, da mein Fuß noch etwas

schwach war, so daß ich ohne Stock nicht gut marschiren konnte. Die Aula war voll. Auf dem Universitätsplatze standen Gruppen. Hye erschien, um die Scenen von gestern zu wiederholen. Der Bescheid, den er von der Majestät bekommen hatte, war so nichtssagend, wie man ihn erwarten mußte. Man würdigte diesen Bescheid keiner Verhandlung, keiner Erwägung. Der Verabredung gemäß wurde also zum Marsch nach dem Landhause aufgefordert, um den Landständen, die heute zusammentraten, die Sympathien des Volkes auszudrücken, und ihnen die Volkswünsche mitzutheilen, damit die Stände diese Wünsche dem Kaiser unterbreiten.

Hye gab sich alle Mühe, die Studenten von diesem Marsch abzuhalten. Er leistete an Beredtsamkeit, die ganz aus seinem Herzen kam, an Bitten, Beschwören und Drohen alles Mögliche. Er schilderte uns genau die unseligen Folgen, die unser ungesetzliches Vorgehen für uns haben dürfte, gab uns sogar ein nicht sehr bestechendes Bild vom Spielberg und von Kufstein zum Besten — erinnerte uns an unsere armen Eltern, an unsere Geschwister, denen wir, wenn das strenge Gesetz uns träfe, keine Stütze in den schlimmen Tagen des Alters sein würden. — Ihm antwortete nur der Ruf! Zum Landhaus! — Zuletzt apostrophirte Hye noch seine eigenen Schüler, die Juristen, und beschwor sie auf dem Boden des Gesetzes zu verharren. Vergebens! auch seine Juristen verließen ihn nach kurzem Schwanken, da sie es in diesem Momente für Ehrensache hielten, das Schicksal der übrigen zu theilen. — Es hätte wohl leichter dem schwäbischen Bauer bei

Donaueschingen gelingen können mit seinem Fuß die Donau aufzuhalten, als Hye den Strom der Revolution. — Erschöpft, verzweifelnd sank eine zweite Niobe Hye an der Aula zusammen, auch seine Juristen waren vom Sonnengotte der Freiheit getroffen, ihrem Schicksale entgegengeeilt.

Ich faßte den Arm meines Collegen Askanasi, eines Galiziers, und später im Hofe des Landhauses bot mir auch der Arm des Collegen und Turners Johann Hofer einen Stützpunkt auf der anderen Seite. Obwohl mein Fuß schon nach zwei Stunden mir den Dienst versagte und zur Heimkehr mahnte, so übte die Wichtigkeit des Tages doch einen solchen Zauber auf mich aus, daß ich nicht eher den Kampfplatz verlassen konnte, als bis ich verwundet zusammenfiel und weggetragen werden mußte.

Im Ständehause brachte erst Bischof die Geister in Fluß und die vom kleinen Tiroler Putz verlesene Rede Kossuths, der auch für die Erbländer die Constitution verlangte, gab das Schlagwort der Bewegung. Während all' dieser Reden vermißte ich damals schon die Befreiung des Bauernstandes. Keiner der Redner gedachte derselben. Ich rief öfter auf den Brunnen hinauf: Robot, Robot — allein die dort oben schienen das Wort nicht zu verstehen. Juden, Presse, Gewissen, Lehren und Lernen — alles wurde emancipirt, nur nicht der Bauer. Der erste aber, der der Lasten des Landvolkes gedachte, war Dr. Brühl, der innerhalb des Ständesaales in seiner Ansprache an die Stände auch eine Vertretung der Rustikalen verlangte.

Nach langem Bedenken entschlossen sich auch die Herren Stände mit dem Volke in Communication zu treten. Fischhof und andere Doctoren der Medicin, Philosophie und der Rechte gingen hinauf, um ihnen die Volkswünsche zu erläutern. Ein Mißverständniß, die Meinung, des Volkes Abgesandte seien gefangen, erzeugte zuerst etwas Sinn für Gewaltthätigkeit in der Versammlung. Doch rührten die Zertrümmerungen der Fenster des Ständehauses, wie ich ganz deutlich sah, von kleinen Gassenjungen her, die auch ihren Spaß dabei haben wollten. Die Burschen waren es auch, die dem Militär die ersten Stücke Holz entgegen warfen.

Bald nachdem Hermann den Zettel, auf welchem die Petitionspunkte der Stände verzeichnet waren, feierlich zerrissen hatte, weil sie den Wünschen des Volkes nicht genügen konnten, erscholl der Ruf: Militär, man umzingelt das Haus! Ich verlegte nun meinen Standpunkt, und bewegte mich, an Askanasi's Seite, vom Brunnen, dem Mittelpunkte der Versammlung, hinaus vor das Landhaus, und wir nahmen Posto links von dem großen Eingangsthor, im Front des ersten Fensters. — Die Stände, wenigstens eine Deputation von sieben Mitgliedern, waren zum Kaiser gegangen. Die Volksmassen, in welchen die Studenten nur einen kleinen Bruchtheil bildeten, erfüllten jetzt den Hof des Ständehauses, die Herrengasse, Schenkenstraße, und entschied sich zu warten, bis zur Zurückkunft der Delegation.

Inzwischen wurde Militär sichtbar. Eine bis zwei Compagnien bärenmütziger Grenadiere arbeiteten sich langsam und mühsam von der Freiung herauf.

Uns gegenüber, vor dem Ständehause, machten sie Halt. Ich begann die vordersten anzureden. Sie verstanden nix deutsch. Askanasi fing polnisch an, und ich kramte all mein böhmisch aus, das mir der alte Rhomatko mühsam eingetrichtert hatte. Wir machten ihnen begreiflich, daß die Leute hier gar nichts böses im Sinn hätten. Die armen Soldaten wurden durch sich eindrängende Studenten und Arbeiter getrennt, die Glieder aus der Verbindung gebracht, hier und dort wurde ein Gewehr dem Inhaber aus den Händen gewunden; die Grenadiere, von ihren Officieren getrennt, hörten kein Commando und zogen sich meistens durch die Strauchgasse in sehr deroutem Zustande vom Schauplatze zurück. — Ihr Rückzug gab das Zeichen zu lautem Triumphgeschrei. Die Menge, die jetzt aus einem Gemisch von wenigen Studenten, Bürgern und viel Arbeitern bestand — sogar Frauen waren noch in der Nähe — wurde übermüthig, und glaubte gewonnenes Spiel zu haben. Uns war es klar, daß die Grenadiere noch keine Ordre bekommen hatten, von ihren Mordwerkzeugen ernsthaften Gebrauch zu machen. Die Massen waren jetzt damit beschäftigt, Spitzel zu entdecken und zu malträtiren. Ich und mein Freund befreiten einen solchen, offenbar unschuldigen armen Teufel aus den Händen seiner blindwüthigen Verfolger. — Die Volksmasse suchte sich zu bewaffnen. Man benützte Holzstücke, Bruchstücke eines Schilderhauses, Fensterläden, Ziegelsteine. Von der edlen Kunst des Barricadenbaues verstand man damals noch gar nichts. Ein alter General Mat a u s ch e k hatte einen Versuch gemacht, durch die Menge zu reiten — wahrscheinlich

wollte er recognosciren. Als er vor dem Landhause angelangt war, wurde ihm verboten, weiter zu reiten — und als er dennoch nicht umkehren wollte, wurde er ganz sanft aus dem Sattel gehoben. Wir eilten herbei, halfen dem Alten wieder auf's Pferd und gaben ihm den Rath, wieder dorthin zurückzureiten, woher er gekommen war. Er mochte unterdessen sich wohl überzeugt haben, daß die Herrengasse an diesem Tage für Cavallerie kein Operationsfeld abgeben könne, und er folgte unserm Rathe.

Als wir uns eben nach der Schenkenstraße wenden wollten, um auch bei den dort postirten Soldaten unser Glück zu versuchen, erschienen über den Köpfen der Menge drei Generalshüte, Dreimaster mit grünen Federn. Der mittlere davon beschattete die damals schon mehr charakteristischen als schönen Gesichtszüge des Erzherzogs Albrecht, des Commandanten der Stadt Wien. Als Sohn des Erzherzogs Carl genoß er vor Jahren einer gewissen Popularität. Seitdem er aber als Commandant der Stadt Wien sich als rücksichtsloser Soldat entpuppte, namentlich seit er die Raucher zu Zielscheiben für seine Wachen bezeichnet hatte, war er eine der am meisten gehaßten Persönlichkeiten. Sobald die Menge seiner ansichtig wurde, erhoben sich allerhand Rufe, einige riefen Vivat, andere: zurück. Hände, Fäuste, Hüte und Kappen wurden in die Luft geschwenkt. Der Nachkomme Rudolphs von Habsburg rief den Nächststehenden zu: Sparts eure Vivats, gehts lieber nach Hause! Diese Worte waren gerade nicht nach dem Geschmack der Leute.

Das Schreien wurde ärger. Da salutirte der junge Mann die Menge sehr höflich. Man hielt dies für Hohn — und nun warfen Einige Holzsplitter in der erzherzoglichen Richtung. Ein solcher Holzsplitter soll seinen Kopf oder Hut getroffen haben. Obwohl aufmerksamer Zuschauer, konnte ich weder von diesem Wurf noch von einer Attaque seiner Person etwas bemerken. Askanasi, als ich ihn bei meinem ersten Ausgange nach dem 13. besuchte, machte die bissige Bemerkung: „Ah, dummes Geschwätz, wenn ein Stück Holz ihm an den Kopf geflogen wäre, das hätten wir ja hören müssen — das würde man weithin gesehen haben!" — Wie dem auch sei, der Erzherzog und seine zwei Begleiter wandten ihre Pferde rasch herum, und verschwanden, wie ich glaube, gegen die Freiung hinab. Reschauer erzählt, daß schon in diesem Augenblicke die Pionniere erschienen. Ich muß dem sonst sehr genauen und wahrheitsgetreuen Geschichtsforscher gegenüber bemerken, daß doch acht bis zehn Minuten zwischen dem Rückzug des Albrecht und dem Erscheinen der Pionniere vergingen, so daß ich stets unter dem Eindrucke war, und jetzt noch bin, daß der auf die Freiung hinabreitende sich insultirt fühlende Albrecht die Pionniere in die nöthige gereizte Stimmung versetzte, und gegen das Volk heraufschickte. Auch haben alle meine Bundesgenossen, mit welchen ich dies Ereigniß später besprach, diese Ansicht getheilt. — Von meinem Standpunkte vor dem Landhaus sah ich plötzlich unter den Massen ein arges Durcheinander, Verwirrung, beginnendes Laufen und Rennen von der Freiung herauf. Bajonnette blink-

ten über den Köpfen, und rasch wandte sich jetzt die Masse des unbewaffneten Volkes zur wilden Flucht die Strauchgasse hinab und die Herrengasse hinauf. Ich behauptete mit Askanasi und etwa 20 Anderen meinen Posten vor der Front des Landhauses und rief den Fliehenden aus Leibeskräften zu: Stehenbleiben, stehenbleiben, sie thun euch nichts! Die Menge aber floh unaufhaltsam, und eh ich mich dessen versah, waren die Pionniere da! Sie ließen von der Verfolgung der Fliehenden ab und schwenkten halb rechts gegen die Front des Landhauses, so daß wir zwischen den Reihen der Pionniere und der Front des Landhauses eingeschlossen waren. Es schien kein Entrinnen möglich. Da wir aber wehrlos waren, es keinem von uns einfiel irgend einen Widerstand zu leisten, so wäre natürlich höchstens eine Arretirung nach den gewöhnlichen Regeln der Kriegsführung am Platze gewesen, und rasch, wie ein Blitz, durchzuckte mich auch der Gedanke: nun bist du eingefangen! — Allein bald sollten wir etwas anderes erfahren. Die Pionniere fingen an auf Geheiß ihres wüthenden Hauptmannes, Czermak hieß der Mann, dessen Namen der Nachwelt nicht vorenthalten werden soll — auf die Wehrlosen zu stechen und zu feuern, schlugen mit Gewehr und Kolben darein. Der Hauptmann metzgerte mit seinem Säbel, hauend und stechend in dem Haufen der Unglücklichen herum, und begleitete jeden seiner Hiebe mit einem Schimpfwort: Canaillen, Lumpen, da habt's ihr! Mich attaquirte ein Soldat mit dem Bajonnet, zweimal stieß er nach meiner Brust. Da war der Stock in meiner Rechten mein

Glück. Zweimal parirte ich den Stoß des Bajonnets, und hielt den Stock zur Deckung vor mir. Da stach er wieder und stach durch die ungedeckte rechte Hand. Sein Bajonnet war aber so scharf — es hinterließ eine sternförmige Wunde, war also ein 4schneidiges — meine Aufregung so groß, daß ich keinen Stich, keinen Schmerz empfand, und erst, als ein warmer Blutstrahl mir in's Gesicht schoß und von meinem Hut herabrieselte, und mein Auge dadurch verdunkelt wurde, bemerkte ich, daß meine Hand die Quelle dieser Erscheinung sei. Der Gegner hatte die rechte Hand, nahe am Gelenk durchbohrt und die Pulsader (Radialis) durchschnitten. Ich wußte, daß jetzt keine Zeit zu verlieren sei, ich warf mich mitten unter die Pionniere, drang glücklich durch ihre Reihen hindurch, lief einige 20 Schritte die Herrengasse hinauf, bis ich links in eine kleine Gasse einbog, die jetzt Regierungsgasse getauft ist, damals aber einen anderen Namen trug. Auf diesem Wege hatte ich Leichen zu passiren. Rache schreiend, von oben bis unten mit Blut bedeckt, erreichte ich noch die Wallnerstraße, wo ich erschöpft, vom Blutverlust, zusammenbrach. Arbeiter, darunter zufällig ein Landsmann aus der Heimat, hoben mich auf. Der Landsmann band sein Taschentuch um meine blutende Hand. Sie trugen mich in die nächste chirurgische Officin in der Naglergasse. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Lehnstuhl sitzend, den Chirurg beschäftigt, meine Hand zu verbinden. Während ich mich langsam erholte, wurden noch zwei andere verwundete Studenten hereingebracht. Ich ersuchte nun die freundlich sich meiner annehmenden

Arbeiter, mich in meine Wohnung in der Wollzeile zu bringen. Ich wurde von ihnen mehr getragen als geführt, und fühlte mich auf dem ganzen Weg über den Graben und Stephansplatz wie ohnmächtig. Graben und Stephansplatz waren angefüllt von Herren und Frauen, die noch scherzend spazieren gingen, und Witze machten über die Revolution, die gar nicht losgehen wollte. Man hatte hier noch keine Ahnung von den Blutscenen in der Herrengasse. Die Läden jedoch waren geschlossen. — Die Wirkung aber des blassen Verwundeten, mit Blut bedeckten Studenten auf jene noch heiter scherzende Masse war eine schreckliche. Blut ist doch ein eigner Saft und wirkt eigenthümlich aufregend auf die Menschen, macht das phlegmatisch und ruhig pulsirende Blut Derer aufkochen und toben, die vergossenes sehen. Die Frauen schrien laut auf. Die Männer aber ballten stumm die Fäuste. Das blutige Bild wirkte mehr als die besten Reden. — Merkwürdig war die Wirkung zu Hause. Natürlich hatte den ganzen Tag hindurch die größte Aufregung geherrscht, aber die Stimmung war zum Theil gar sehr dagegen, daß die jungen Leute sich hineinmischen wollten. — Als aber das blutige Bild des Verwundeten erschien, war das ganze Haus für die Revolution gewonnen. Vater E. rief: „Jetzt dürfen wir keine Geduld mehr haben, es muß Ernst gemacht werden. So darf man mit uns nicht verfahren!“ Sogleich ließ er sein altes Gewehr in Stand setzen, das er als Wiener Freiwilliger dereinst im Krieg gegen die Franzosen getragen, und rückte noch in derselben Nacht mit der bewaffneten Bürgerschaft aus.

Die sonst so lammfromme Mutter aber schickte den Bedienten zu ihrem Sohne Heinrich, der als k. k. Lieutenant irgendwo einen Wachposten befehligte und ließ ihm sagen, er dürfe ihr nie mehr unter die Augen treten, sich nicht mehr als ihren Sohn betrachten, wenn er sich zu Feindseligkeiten gegen das Volk mißbrauchen ließe, er solle den anderen Officieren mit gutem Beispiel vorangehen. — Und Heinrich folgte in der That lieber dem Commando der Mutter, als dem des Erzherzogs.

So lag ich nun im Bett und ließ Eisumschläge machen, während draußen der Tanz erst recht ernsthaft losging. Von Zeit zu Zeit aber tönte auch in meine Stube das Geschrei der Aufregung und Begeisterung von der Straße herauf, und aus dem Charakter dieser Töne wurde mir die Beruhigung, daß es noch immer vorwärts ging. Am andern Tage schon kamen von Zeit zu Zeit die Genossen, Carl Hoffer, Neusser, Jorde und brachten mir fröhliche Kunde von den Errungenschaften. Und wohl hatte ich diese Errungenschaften nöthig. Nahm diese Bewegung einen ungünstigen Ausgang, dann mußte ich erwarten, in Untersuchung gezogen zu werden, und meine kreuzförmige Narbe würde verrathen haben, daß ich mit den Bajonnetten der Pionniere in sehr nahe Berührung gekommen war.

Schöne Zeit — der ersten Freiheitsliebe; alle Menschen waren einig. Es gab noch keine Parteien unter den Wienern. Professoren, Hofräthe und Studenten standen in einer Reihe. Es war das Paradies vor dem Sündenfalle, vor der Erkenntniß. Diese Einigkeit, diese Begeisterung war unüberwindlich!

Ohne allen Zweifel war jener blutige Angriff der Pionniere der Wendepunkt der ganzen Bewegung. Das vergossene Blut Derer, die man unschuldig wußte, denen die allgemeinen Sympathieen sich zuneigten, brachte Feuer in die Massen, erzeugte auch in den Bürgern jene todesmuthige Stimmung, wie sie in der Jugend schon am Morgen des 13. vorherrschte. Von dieser Berserkerwuth einer Volksmasse, welche Blut fließen sah, kann sich der ruhige Bürger und Familienvater ebensowenig einen Begriff machen, wie der jugendliche Privatdocent der Geschichte, der den Geschäften auf der Straße ausweicht, um sie später aus den Acten zu studiren. — Wie wir jungen Leute in den Tod marschirten, als gälte es einen Juristenball mitzumachen, ebenso entschlossen standen in der Stunde der Nacht grauhaarige Bürger vor der Burg den Kanonen gegenüber. Hätte Pollet dem Commando des Erzherzogs Maximilian Folge geleistet — ich bin heute noch überzeugt — mit all' den Erzherzogen wäre damals sehr unzart verfahren worden, und von der Burg wäre kein Stein auf dem andern gelassen worden. Dahin gingen wenigstens in den Märztagen die Urtheile gemäßigter älterer Bürger.

Albrecht hatte kein reines Gewissen. Er wußte, daß er an dem Blutvergießen Unschuldiger vor dem Landhause die Schuld trug. Die Studenten — damals noch bescheiden — wollten keinen zu grellen Mißton bringen in die Harmonie der Sphären der Märztage, verlangten also nicht des „schneidigen" Commandanten Bestrafung, sondern begnügten sich, seine Entfernung

von Wien zu verlangen. — Diesem wußte man zuvorzukommen, und Albrecht verließ Wien sehr rasch nach den Märztagen, um zu der Armee in Italien zu gehen. — Man gab sich aber fortwährend Mühe, die Studenten mit ihm auszusöhnen, ihm die Verzeihung der Aula zu gewinnen. — Officiere, Hofschauspieler, Professoren wie Hye und Endlicher arbeiteten in dieser Richtung. Man erzählte den Studenten, wie leid es ihm jetzt thue, wie er sogar darüber Thränen vergossen habe. — Professor Josef Neumann, der in den ersten drei bis vier Monaten nach dem 13. März den Studenten gar arg den Hof machte und Weihrauch streute, ein Mann, der nie die Fühlung mit der Hofpartei verlor, und stets stolz war, unter die Hoflakaien zu gehören, war auch einer, der zu Gunsten Albrechts bei jeder Veranlassung arbeitenden Männer. In seiner Rede, die er am Grabe der Gefallenen des 13. März hielt, sagte er: „Denken wir nicht an Jene, welche das Unglück hatten, Euch auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern — entweihen wir dieses heilige Opfer, das mit unauslöschlichen Flammen zum Himmel emporsteigen wird, solange auch nur ein einziges Herz unter Oesterreichs Scepter zu finden, nicht mit der Regung eines thierischen Zorngefühles, die Euch schlugen, sie sind unglücklich genug in ihrem Bewußtsein, und — weil ausgeschlossen von unserer Eintracht und Liebe. — Wir wollen nicht vergessen, daß Erziehung, Gewohnheit, ja die Schuld des Volkes selbst, das mit seinem Schlamme sie umgeben — mit Heuchelei, knechtischer Gesinnung, Nichtswürdigkeit und der Menschheitswürde Verleug-

nung ihren guten Kern vergiftend umhüllen — sie mit unheilbarer Blindheit schlagen ließ, auch sie unfähig gemacht hat, den Strahl österreichischer Freiheitssonne zu ertragen. — Die unglückselige Verblendung, sie wird in reuevoller Buße sich aufhellen und dem Vaterlande die verlorenen Söhne wieder zuführen. — Ihr aber, Seelen der Erschlagenen, Ihr werdet verziehen haben, wo man sich Eurer Verzeihung würdig gemacht. — —"

Diese erbärmliche Bedientenseele konnte nicht unterlassen, selbst bei dieser heiligen Gelegenheit aus der Stellung, die ihm als Grabredner zuertheilt wurde, ein kleines Capital für sich selbst dadurch herauszuschlagen, daß er statt einer Grabrede für die Gefallenen — ein Plaidoyer hielt für ihre Urheber.

Die später allgemein citirten Ausfälle Albrechts gegen das Volk, wie: Es sind nur einzelne Mißvergnügte, denen man schon das Maul stopfen wird — oder: Ich werde sie schon zu tractiren wissen, waren ebenfalls nicht geeignet, ihm die Sympathie des Volkes zu erringen. So oft in der Aula der Antrag gestellt wurde, den Albrecht zu pardonniren, erhoben sich nur sehr kleine Minoritäten dafür und Albrecht blieb in der Acht der Legion, bis jene Legionäre selbst wieder unterlagen und keine Barmherzigkeit, keinen Pardon finden konnten. Ueber die Veranlassung des Blutbades vor dem Landhause Licht zu erhalten, war ich natürlich selbst persönlich interessirt. Ich forschte nach allen Seiten, und meine erste auf dem Schauplatze der Ereignisse gebildete Anschauung fand sich durch spätere Untersuchung bestätigt. Der sich für beleidigt wähnende Albrecht

war zurückgeritten auf die Freiung, und allsogleich erschienen die von Czermak geführten Pionniere. Diese Soldaten und dieser Hauptmann benahmen sich sehr rücksichtslos. Sie müssen durch irgend ein Commando, durch irgend eine Harangue dazu gestachelt worden sein, und zwar bevor sie auf dem Schauplatz vor dem Landhause erschienen. Das Verhalten des Volkes kann diesen Reiz nicht verursacht haben, denn es floh in hellen Haufen vor den Soldaten — nirgends wurde ein Widerstand geleistet — das Volk konnte durch meinen Zuruf nicht zum Stehen gebracht werden. Daß von unserer Seite, d. h. von Seite derer, die an der Front des Landhauses standen, den Pionnieren nichts zu Leid gethan, kein beleidigendes Schimpfwort, keine Projectile entgegengeworfen wurden, das weiß ich ganz gewiß und wurde von Leidensgefährten bestätigt. Es wäre auch keine Zeit dazu gewesen. Die Pionniere waren sehr rasch da und ohne alle Provocation wurde das Gemetzel begonnen. Ebenso weiß ich, daß diese Gefangenen, zwischen Pionnieren und Landhaus Eingeschlossenen ohne Waffen waren. Ich allein trug einen Stock, der mein Leben rettete. — Mein Nachbar zur Linken trug ganz ernsthafte Verletzungen davon. Er trug einen Hut, der mittelst eines federnden stählernen Apparates zugeklappt werden konnte. Eins von jenen scharfen Bajonnetten drang durch diesen Hut und verursachte eine drei Zoll lange Wunde der Kopfhaut, und fällte ihn zugleich zu Boden. Darauf erhielt er, der auf dem Boden liegende — einen Stich durch den Oberarm. Als er in der Verzweiflung das Bajonnet des mordlustigen Gegners mit

der Hand erfaßte, erhielt auch diese Hand tiefe Schnittwunden. Zuletzt beruhigte ihn vollends ein Kolbenschlag, den er auf den Kopf erhielt, so daß der Feind von ihm abließ, wohl in der Meinung, er sei maustodt. — Geraume Zeit, nachdem ich schon mein Krankenlager verlassen hatte, besuchte ich ihn fast jeden Tag. Während der ganzen Zeit des Jahres 1848 konnte er sich nicht recht erholen. — Meine eigene Wunde war nur durch den mit der Trennung der Pulsader verbundenen Blutverlust gefährlich. Der Chirurg hatte die Ader nicht gefaßt nnd mit einer Ligatur unterbunden, sondern einfach einen Druckverband angelegt, der die Blutung stillte. Es entwickelte sich später ein kleines, nettes Aneurisma, das sich jedoch unter fortwährendem Druck langsam wieder verkleinerte, und nur eine kleine Erhöhung zurückließ. Als ich durch die Reihen des Militärs mich durchschlug, mochte ich wohl noch mehrere Kolbenschläge und Stöße erhalten haben, denn es fanden sich später noch mehrere geschwollene schmerzhafte Contusionen an verschiedenen Stellen meines Körpers.

Als ich 1872 wieder nach Schlesien kam, fand ich noch im Besitze meiner Schwester Therese einen Brief, den ich mit der linken Hand mit Bleistift an die Eltern schrieb: „Mit der linken Hand! Die rechte hat für's Vaterland geblutet. Ein kleiner Bajonnetstich in's Fleisch wird bald wieder gut sein, trage den Arm in der Binde. Montag war's. Wir siegten und warfen 5000 Soldaten zur Stadt hinaus. In der neuen Verfassung wird auch der Bauernstand vertreten sein, über Steuern und Gesetze mitreden. Ich bin jetzt stolz

auf meine Wunde. Viele sind todt. Heute werden 14 feierlich begraben."

Meinem Zögling Alfred dictirte ich mehrere Briefe in die Feder an Verwandte und Freunde, darunter einen ausführlichen Bericht an Schuselka in Hamburg. Erst am 23. war ich im Stande, meinen ersten Brief mit der rechten Hand zu schreiben. „Meine Wunde erregte, als ich vor drei Tagen zum erstenmale die Brüder auf der Universität besuchte, allgemeinen Neid. Ein solches Ehrenmahl würde jeder gern besitzen."

Der wechselvollen Stimmungen der Wiener Bevölkerung nach dem 13. kann ich mich wohl noch erinnern. Der hochgehende Wellenschlag der Ereignisse drang bis hinauf an mein Krankenbett, die Kämpfe, Erwartungen und Befürchtungen der Freunde spiegelten sich wieder in den Träumen meines Wundfiebers.

Da es nicht der Zweck dieser Schrift sein kann, eine „Geschichte" zu schreiben, sondern — mit Erlaubniß der gestrengen Herren Professoren, welche jeden Betheiligten, sobald er zur „Umsturzpartei" gehört und im Stadtgraben sterben oder fliehen mußte, alle Glaubwürdigkeit absprechen — nur meine eigene Erlebnisse zu schildern, so werde ich die auf den 13. März folgenden Ereignisse nur flüchtig andeuten.

Während wir noch im Landhause versammelt waren und als Einzelne im Hofe vor den Ständen eine wahrhaft revolutionäre Sprache geführt hatten — wurde natürlich allen klar, daß nicht Erfolge haben, nicht siegen, soviel heiße als auf den Spielberg marschiren! Selbst für die weniger Compromittirten war die Abstel-

lung unter's Militär zu befürchten. Es gab also für uns alle keine Wahl! Es mußte energisch vorangegangen, alle Furien der Revolution mußten entfesselt werden, um den Gewalthabern Schrecken einzuflößen. Wenn die Massen der Vorstadtbevölkerung, wenn die Arbeiter in eine rücksichtslose Action eintraten, so war zu hoffen, daß der Hof geneigter sein werde, den intelligenten Ständen die Hand zu bieten, um durch ihren Einfluß die Empörung der gefährlicheren Massen zu beschwichtigen. Der Erfolg hing in erster Linie davon ab, ob die Bürgerschaft sich mit der Revolution verband oder nicht. So lange dies zweifelhaft war, sollten Redner und Aufwiegler in die Vorstädte wandern, um die Massen in Bewegung zu bringen. Die Ereignisse arbeiteten günstiger für uns, als wir in den bangen Stunden des Vormittags erwarten konnten. Das vergossene Blut brachte Ernst, Entschlossenheit und revolutionäre Energie in die gesammte Einwohnerschaft Wiens. Diese Gesammtheit wuchs bald den Ständemitglieder über den Kopf. Einzelne Bürger, Bürgerofficiere, Ständemitglieder, der Rector, die Decane der Universität, Professoren und Schriftsteller bildeten die Parlamentärs und Vermittler zwischen Volk und Hof. Sie machten der vollständig kopflosen, aufgelösten, in sich selbst gespaltenen Hofpartei begreiflich, daß viele Hunderte der unbewaffneten Studenten entschlossen seien, sich auf das Zeughaus und auf das Militär zu stürzen, um sich, wenn die Volksbewaffnung nicht bewilligt würde, auf diesem Wege in den Besitz von Waffen zu versetzen. Mehr noch als diese Vorstellungen gutgesinnter Vermitt-

ler, notorisch getreuer Anhänger der Dynastie, mögen wohl die in den Vorstädten aufsteigenden Feuersäulen, mag die Mittheilung des Militärs gewirkt haben, daß man mit 7000 Mann diesem Sturme nicht gewachsen sei.

Metternich dankte ab. Der Anhang der Erzherzogin Sophie weinte ihm keine Thräne nach. Die Volksbewaffnung wurde bewilligt, der erste Sieg war errungen. Die Gesammtheit der an der Spitze der Regierung stehenden Machthaber hatte sich als impotente Vogelscheuche erwiesen, ohne Ideen, ohne jeden gesunden Menschenverstand, hin und her schwankend, und vor allem: als nicht ehrlich! Sobald sie mit anderen Mitteln regieren sollten, anders sprechen als durch den Mund der Kanonen, waren sie mit ihrem Witz zu Ende. Durch den Mangel an Kartätschen verloren sie ihre absolute unantastbare Stellung im März und nicht durch ihren Verstand, nicht durch überzeugende Gründe, sondern durch die Macht der Kanonen haben sie dieselbe im October zurückerobert.

Während sie im Empfangszimmer Miene machten sich in's Unvermeidliche zu fügen, wurde schon im Nebenzimmer mit dem Manne unterhandelt, der all' das Gewürm, welches sich unterhalb des Barons bewegte, geneigt war mit seinem Stiefel zu zertreten. — Alle Vertrauensseligkeit des leichtgläubigen Volkes verschwand, als man am 14. erfuhr, daß die Regierenden den Händen des gehaßten und gefürchteten Chefs der aristokratischen Militärpartei W i n d i s c h g r ä t z das Leben der Wiener Bürger überantworten wollte. „Aus dem Regen in die Trauf — von Albrecht zu Windischgrätz!“ hieß es.

— In jenen frühesten Tagen der Märzrevolution wurde der Grund gelegt zu jenem Mißtrauen, das sich von da an wie ein rother Faden durch alle Phasen der Wiener Bewegung hindurchzog. Man ahnte, daß hinter den, den Thron umgebenden Coulissen eine ganz andere Bühne sich befinde, deren Acteurs vor dem Auge des Volkes niemals sichtbar wurden. Man glaubte darum bessere Garantien solcher Hinterlist gegenüber verlangen zu müssen. Preßfreiheit und Nationalgarde genügte nicht mehr. Erst als das Oel der Zusage einer Constituirung des Vaterlandes auf die empörten Wogen ausgegossen wurde, legte sich der Sturm. Von dieser Zeit an herrschte bei Hofe die Maxime, alles zu bewilligen, um nur über die gefährlichste Zeit mit heiler Haut hinüber zu gelangen; man war ohnedies entschlossen, später alles wieder zurückzuerobern, es kam auf eine Zusage mehr nicht viel an!

Kaiser Ferdinand kommt dabei gar nicht in Frage. Er war von Anfang an bis zu Ende die Person, hinter welche sich die Ludwig, Metternich, später die Bombelles, Fürstenberg, Sophie und wie uns der Historiker der Reaction mittheilt, auch die für ganz unschuldig gehaltene Kaiserin Anna um die Leitung der Drähte stritten. Ferdinand besaß so wenig Arg und Falsch wie ein neugeborenes Kind, — war also in jeder Beziehung unverantwortlich! Von den anderen Theilnehmern an der höchsten Gewalt wird wohl Niemand nach alledem, was die Geschichte der folgenden Monate und Jahre gelehrt hat, behaupten wollen, daß sie ehrlich die Compromisse und Verträge zu halten gedachten, die ihnen,

wie sie allerdings mit Recht behaupteten, nur durch Gewalt und Drohung abgetrotzt worden waren.

Und darin hatten sie Recht. Nur der brutalen Gewalt wichen sie, jeden zollbreit ihrer Privilegien haben sie hartnäckig vertheidigt. Erst als der Obercommandant Albrecht, als der getreue Latour erklärte, dem Sturm nicht gewachsen zu sein, als das Bürgermilitär mit der Revolution fraternisirte, als die Studenten zum Angriff zu schreiten drohten, das arbeitende Volk Fabriken und Pharrhäuser angriff, die Flammensäulen der Vorstädte selbst das Innere der Burg erleuchteten, da endlich gaben sie der Gewalt nach! — — Sie schlossen einen Vertrag mit ihren Gegnern; die Bürger ziehen von der Burg zurück, die Studenten helfen die Ordnung wieder herstellen, dafür geben wir: Entlassung Metternichs und Volksbewaffnung. — Darauf gingen die Studenten und Bürger freudig ein, zogen mit ihren Waffen hinaus, und hielten die Arbeiter von weiteren Excessen ab. — Während sie nun ihren Theil des Programmes ruhig ausführten, übergiebt man an Alba-Windischgrätz die Allgewalt, ernennt ihn zum schrankenlosen Herrn über Leben und Tod.

Sollte solches Verfahren nicht stutzig machen, nicht Mißtrauen erzeugen, sollte es nicht Grund genug sein, neue Garantien zu verlangen?

Sie zogen wieder in drohenden Massen vor die Burg und ertrotzten andere Zugeständnisse, endlich auch das Versprechen einer Constitution. — Und so wurde bewilligt und wieder bewilligt, von des Kaisers Hand die deutsche Fahne geschwenkt, Wahlen nach Frankfurt

ausgeschrieben, die octroyirte April-Verfassung auf Begehren der Wiener wieder ad acta gelegt, das Preßgesetz, kaum gegeben, schon widerrufen, ein constituirender Reichstag einberufen — kurz man gab in Allem nach, man duckte sich so lange, bis Radetzky seine Aufgabe in Italien gelöst, Latour eine gewaltige Nordarmee geschaffen hatte, so daß es im October leicht war, mit einem eisernen Gürtel den Krater der Revolution zu isoliren. — Als man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, wurden alle jene Verträge und Compromisse in den Papierkorb geworfen, und der unbequeme Ferdinand selbst bei Seite geschoben, damit man nicht durch seine vielen Zusagen gebunden sei!

Man hat fortwährend gestrebt in dem Beginnen der Wiener Bürger und Studenten die Kettenglieder einer von Polen, Juden und Zigeunern sorgfältig geplanten Verschwörung zu entdecken, die Märzrevolution war von fremdem Gesindel im allgemeinen, die Octoberrevolution von Pulszky mit ungarischem Gelde gemacht worden! — Beweise konnte man dafür nicht liefern. — Man that aber den erfahrenen polnischen Wühlern Unrecht. Hätten sie den Plan der Märzrevolution gemacht, sie wäre wohl nicht so gemüthlich beendet worden. Die Märzrevolution trug den Stempel des „ersten Versuches" zu deutlich an sich, als daß man sie den Barrikadenkämpfen von Paris auf Rechnung setzen könnte! Unter den maßgebenden Studenten war das schwarz-roth-goldene Element so überwiegend, daß sich kein anderes daneben Geltung verschaffen konnte. Der deutsche Gedanke, das Bewußtsein des Zusammenhanges mit dem

Volke, mit den Studenten Deutschlands, gab den ersten Anstoß zu revolutionären Besprechungen. Nur Deutsche nahmen an den Vorberathungen Antheil. Kein einziger Pole oder Italiener hatte eine irgendwie hervorragende Rolle. Burian, der allgemein für einen Polen galt, und niemals widersprach, war der in Galizien geborene Sohn eines k. k. Beamten und einer echt deutschen Siebenbürgerin. Er verachtete das polnische, uncultivirte Element und fühlte sich als Deutscher, besonders als unsere deutsche Verbrüderung ihm klar gemacht hatte, daß ein in Polen geborener Deutscher sowenig ein Pole sei, wie das im Kuhstall geborene Pferd ein Kalb. Ebenso deutsch fühlten andere Studenten, die wie Habrowski, Priborski, Namen slavischen Klanges trugen. Desgleichen war der unter den südsteiermärkischen Slaven geborene Professor Füster ein überzeugungstreuer Deutscher — jedenfalls ein entschiedener Gegner der tschechischen Politik. — Ich vermuthe, daß die polnischen Studenten gerade nicht in der Stube hocken blieben, als es galt das alte Oesterreich zu Grabe zu tragen — allein Außerordentliches leisteten sie so wenig wie die Italiener. Das Verdienst und der Tadel gebührt den Deutschen ganz allein. —

Die Bevölkerung Wiens und Deutschösterreichs zeigte sich gleichgiltig gegen die separatistischen Bestrebungen der Ungarn? Nicht so ganz. Es machte keinen angenehmen Eindruck, daß die Italiener, welche die bösen Tage der Sclaverei mit uns theilen mußten, nun die schönen Tage der Freiheit mit uns nicht gemeinsam genießen wollten, daß die Magyaren den kopflosen

Zustand der alten Bureaukraten, die seit 21. März das Ministerium bildeten — freilich noch immer unter der Fiction, daß Ferdinand und nicht Ludwig regiere — dazu benützten, sich fast vollständig vom übrigen Oesterreich zu trennen, und ein eigenes Nachbarreich zu gründen. — Allein die Augen der Deutsch-Oesterreicher waren weniger nach Osten, als vielmehr nach Frankfurt gerichtet. In der Voraussetzung, die deutsche Bewegung werde mächtig genug sein, mit der Kleinstaaterei aufzuräumen, und eine Centralgewalt unter Oesterreichs Oberleitung zu errichten, konnte man gern auf die Gesellschaft fremder Nationen Verzicht leisten. Die Gleichgiltigkeit der Deutschen gegen eine durch Ungarns, Italiens und selbst Galiziens selbstständige Loslösung verursachte Schwächung der Gesammt-Monarchie, die sonst als ein großer politischer Fehler erscheinen würde, läßt sich nur durch ihre Hoffnungen auf Wiedervereinigung mit Deutschland in genügender Weise erklären.

Was den Fiquelmont, Taaffe und Pillersdorff vorschwebte, das ist wohl heute noch nicht klar. Denen aber, die das trübende Element der Wiener Bewegung bildeten, war schon damals klar, daß für den Deutsch-Oesterreicher der Anschluß an seine Stammesgenossen eine Lebensfrage sei. Sie kümmerten sich daher wenig darum, ob Ungarn und Galizien mehr oder weniger lose mit den anderen zum deutschen Bunde gehörigen Ländern in Zusammenhang blieben. Natürlich war diese Berechnung durchaus verfehlt für den Fall, daß die deutsche Bewegung mißlingen, daß das Frankfurter Parlament sich impotent erweisen würde. Allein wer

hätte vor dem October 1848 dies geglaubt? Aus demselben Grunde, aus welchem man in den deutschen Kreisen gegen eine Lostrennung Ungarns gleichgiltig war, opponirte man desto heftiger gegen jede Sonderstellung Böhmens. Deshalb war die Wiener Bevölkerung wenig erbaut davon, daß dem Tschechenvater Palazky die Stelle des Unterrichtsministers in einem Ministerium Pillersdorff angeboten worden war.

Der größtentheils in tschechischer Atmosphäre lebende, aus tschechischen Quellen, zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Oesterreichs schreibende Anton Springer, nennt es ein Wunder, daß die Wiener Bevölkerung, nachdem sie eben das Joch der alten Regierung gebrochen, sich der Herrschaft Unmündiger und Unverständiger unterwarf?

Ich möchte wissen, in welcher Republik Herr Springer groß geworden ist, daß ihn etwas Wunder nimmt, das in Monarchien zu den ganz gewöhnlichen Ereignissen gehört. — Wer die Thatsachen kennt, sollte sich nicht wundern. Die Wiener Studenten waren eben nicht unmündig, im Sinne des Gesetzes und relativ, d. h. im Vergleich mit dem Volke des damaligen Wiens und Oesterreichs, überragten sie an Wissen, politischer Erfahrung, an Charakter und Patriotismus, nicht nur des gewöhnlichen Bürgers, sondern auch der Intelligenz durchschnittliches Niveau. — Die Leiter der Studentenschaft befanden sich in den höchsten Jahrgängen des Jus, der Medicin und Technik — unter den Doctoranten — Privatdocenten und selbst Professoren. Warum sollten denn diese über die Majorennitätslinie längst hinausge-

wachsene Männer der Wissenschaft nicht gerade so verständig gewesen sei, wie z. B. Herr Springer, der von einem Prager Katheder herab so absprechend und frivol über alles urtheilt, was von der Wiener Volkspartei ausgegangen ist. Wenn unser Prager Historiker, dem Gott ein langes Leben schenken möge, damit er weise und gerecht zu urtheilen lerne, nur ein einziges Mal den Verhandlungen des Comité's der Legion beigewohnt hätte, er würde sicher eine bessere Meinung von diesen vielverleumdeten, aber um Wien und das Vaterland hoch verdienten jungen Männern mit fort in seine Studirstube genommen haben.

Die Studenten hatten in den Märztagen eine kühne in Oesterreich ganz unerhörte Initiative gezeigt. Selbst die Gegner gestanden, daß ihrer Action nicht berechnende Klugheit fehlte. Warum sollte von ihnen nicht geltend bleiben, was jedem Sieger gut geschrieben wird, warum sollten Glück und Zufälligkeiten, die den Sieg entscheiden halfen, nicht auch den Studenten, wie andern Siegern, auf die Seite ihres Guthabens geschrieben werden? Daß das im März eroberte Prestige ihnen auch in den späteren Tagen verblieb, ist denen kein Räthsel, welche wissen, mit welcher beispiellosen Mäßigung die Führer der Studenten von ihrer Macht Gebrauch machten, mit welcher Aufmerksamkeit sie fortwährend die Wacht der Freiheit bildeten und Lärm schlugen, sobald durch irgend eine Taschenspielerei die Freiheit wegeskamotirt werden sollte! — Und an wen sollte das Volk sich anlehnen? Etwa an die abgelebte, bankerotte Beamtenwelt? An die Dynastie? An die

Collegen des Anton Springer, die regelrecht groß und alt gewordenen Professoren der Hochschule, die Wiener Advocatenwelt, die Kreise des Lesevereins? Viele Männer unter ihnen, die im Studirzimmer ebenso weise, gute und dicke Bücher geschrieben wie Anton Springer, hatten im Sturme der Revolution vollständig Fiasco gemacht. In der That, es scheint, als ob alles, was über 40 Jahre alt war, nicht im Stande war, den Geist der neuen Zeit zu verstehen. Kein Wunder also, daß die ganze Bevölkerung nicht nur von Wien, sondern von ganz Oesterreich den Studenten vertraute. Hat nicht die Legion mit Sehnsucht nach Männern und Vereinen die Hände ausgestreckt, in die sie Vertrauen setzen konnte? Hat sie in den Märztagen nicht gerne die Leitung ihres Rectors, ihrer Professoren, endlich des Lesevereines anerkannt? Hat sie sich nicht dem Sicherheitsausschuß untergeordnet, gab es jemals einen Competenzstreit mit dieser Behörde? Als endlich der Reichstag die souveräne Vertretung der souveränen Völker Oesterreichs auf der Scene erschien, hat nicht etwa die Legion sich ihm vollständig zur Disposition gestellt, obwohl der Reichstag als Constituante nur eine Schöpfung der Initiative der Legion war und obwohl die Majorität dieses Reichstages weder nationell noch freiheitlich den Ansprüchen der Legion genügte?

Was endlich hat denn die Legion als solche verbrochen? Sie hat in erster Linie das Preßgesetz des alten Herrn Taaffe am 1. April verworfen. Sie hat darin Recht gehabt. Sogar in vormärzlicher Zeit wäre dies ein elendes Gesetz gewesen. Die Legion handelte

dabei nicht eigenmächtig, sondern folgte dem Rathe von Männern wie Giskra, Kuranda und Schuselka. — Die Legion als solche hat ferner die octroyirte April-Charte verworfen, und damit vollständig Recht gehabt. Es war eine von jenen Schablonen, die vor dem Jahre 1848 nur dazu dienten, den Völkern etwas vorzugaukeln, sie mit constitutionellen Formen zu unterhalten, während der allerhöchste Kriegsherr mit der Armee, und sogar mit dem Gelde der Nation nach Gutdünken schalten konnte. Der Erfolg sprach für die Legion. Die Verfassung des Kremsierer Reichstages entsprach dem Willen der Völker Oesterreichs und sah ganz anders aus als die Charte des Herrn Pillersdorff. Daß zuletzt keine und selbst jene nicht zur Geltung kam, die der gegenwärtig regierende Monarch seinen Völkern als die allerbeste geschenkt hatte, das ist schließlich nicht der Fehler der Legion, sondern jener unzähligen Schaar von mündigen und verständigen Männern, die stets bereitwilligst der Reaction freie Bahn erlaubten, und niemals auch nur den kleinen Finger zur Rettung von Freiheit und Verfassung zu regen gewagt haben.

An mehreren Stellen geht der unparteiische Geschichtsforscher Springer so weit, den Muth der Studenten zu bezweifeln. Nun, Augenzeugen waren anderer Meinung. Auch die Staats-Conferenz, sie würde keine Bewaffnung, keine Constitution bewilligt, Windischgrätz würde seine Krallen nicht vorsichtig wieder zurückgezogen haben, wenn sie nicht eben so wie Rector und Professoren überzeugt gewesen wären, daß sich die Studenten allerdings, wie sie drohten, mit der Faust

auf das Militär stürzen würden, um sich Waffen zu erstreiten. — Auf eines Hartig, Dunder, Fiquelmont, Helfert und der übrigen reactionären Schriftsteller perfide Geschichtsfälschungen, auf die authentische Darstellung des Latourmords zu entgegnen, kann mir nicht einfallen. Allein Springer ist ein österreichischer Historiker — unter den Blinden ist ja der Einäugige König — er ist ein Deutscher — was ich zwar nicht aus dem Geist seines Werkes, sondern aus seiner Berufung nach Straßburg schließen zu dürfen glaube — deshalb lohnt es sich wohl der Mühe, das Urtheil eines Mannes zu corrigiren, der in der Lage ist, draußen im Reich die öffentliche Meinung über die Deutschösterreicher zu informiren. — Hätte Springer am 6. October 1848 die Haltung der Legion zu beobachten das Glück gehabt, als sie auf dem Eisenbahndamme ohne alle Deckung zum erstenmale im offenen Feld und zwar ganz unerwartet von den Kugeln des Regiments Nassau bestrichen wurde — er würde seine höhnischen Bemerkungen wohl aus seiner Geschichte Oesterreichs weggelassen haben. — —

Wohl acht Tage mußte ich Bett und Zimmer hüten. Der große Blutverlust ersetzte sich nur langsam. Mein erster Ausgang galt am 20. März natürlich der Universität. Die Kameraden begrüßten mich mit heller lauter Freude. Sie hoben mich auf die Schultern und trugen mich im Triumph umher. Ich ließ mich in der zweiten Juristen-Compagnie unter dem Commando meines Collegen und intimen Freundes Burian einschreiben. Die angebotene Charge eines

Lieutenants lehnte ich ab, und bat mir unbestimmten Urlaub aus, da mich mein Fuß am Marschiren, meine Wunde an der Handhabung des Gewehres hinderten. Auch hatte ich wirklich nicht die ernsthafte Absicht, meine Zeit mit Soldatenspielen zu vertändeln. Ich glaubte unser sehnsüchtig erstrebtes Ziel erreicht. Wir standen auf constitutionellem Boden, auf dem ein öffentliches Leben gestattet, die friedliche Weiterentwicklung unserer Zustände eine leichte Arbeit sein würde. Für diese Arbeit nun galt es sich vorbereiten, das Versäumte nachzuholen, rasch die Rigorosen und Doctorat zu machen und die materielle Basis der Zukunft vor allem sicher zu stellen. Welche Perspective eröffnete sich nicht in dem neuem Rechtsstaate einem strebsamen, jungen Advokaten, welche Siege konnten noch im öffentlichen Rechtsverfahren, vielleicht sogar in der Volksvertretung dereinst erfochten werden. Wahrlich nun war es erst eine rechte Lust zu studiren. — Ich war damals wohl auch dafür, daß die Legion als Ehrengarde der Freiheit, als Wächterin des Errungenen, bestehen bleibe, allein die Ausübung einer in die Regierung eingreifenden Gewalt, lag mir und meinen Freunden fern, lag überhaupt nicht in der Absicht, nicht im Plane der Legion. Jener maßgebende Antheil an den Regierungsgeschäften wurde durch die Fehler, Halbheiten und Zweideutigkeiten der Regierenden, sowie durch das felsenfeste Vertrauen der Bürger und Arbeiter der Legion aufgezwungen.

Wahrlich Zeitgenossen, wir haben Herrliches und Großes erlebt! Die schmerzhaften Nachwehen blieben uns freilich auch nicht aus. Wir mußten erleben, daß

die ganze herrliche Pflanzung des Völkerfrühlings von rohen, schweren Soldatenstiefeln zertreten wurde und nur zarte Pflänzchen später kümmerliche Zweige trieben. Allein jene Tage erlebt zu haben, muß für ein Menschenleben genügen. Und daß der Menschheit edlerer Genius nicht stirbt, daß er oft ganz unvermerkt aus dem Schmutz und Schutz eines scheinbar gemeinen Daseins sich siegreich strahlend emporhebt, diese Gewißheit ergiebt sich aus den März-Ereignissen des Jahres 1848. Wenn solches Volk, solche Jugend im Mistbeet vormärzlicher Frivolität und Oberflächlichkeit gedeihen konnte, so ist mir um unseres Volkes Zukunft nimmermehr bange.

Meine erzieherischen Pflichten wurden mir leicht gemacht, da meine Zöglinge schon im April mit der ganzen revolutionsmüden Familie nach Oberösterreich gewandert waren. Desto tiefer versenkte ich mich in die Tiefen des römischen Rechtes. Im Juli beabsichtigte ich mein zweites Rigorosum zu machen. Obwohl ein beurlaubtes, passives Mitglied der Legion, nahm ich doch an dem verführerischen Thun und Treiben in der Aula den lebhaftesten Antheil. Meine Wohnung lag leider in zu gefährlicher Nähe — Ecke der Wollzeile und Essiggasse — so daß ich durch die Freunde, die auf dem Wege zur Universität regelmäßig bei mir Einkehr hielten, stets von demjenigen, was sich ereignet hatte, oder sich ereignen sollte, unterrichtet war.

Das waren freilich die Wonnenmonde der Universität. Erst jetzt konnte sie sich mit Stolz ihres Daseins freuen. Die Mitglieder alle, sie schienen geistig und

körperlich um einige Zoll gewachsen. Aus den „Buben" waren Männer geworden, die sich mit ernsthaften Fragen befassen mußten. Mit vollem Recht schwelgten sie im Sonnenscheine der auf die Märzrevolution folgenden glorreichen Tage. Und schöne schwarz-roth-goldene Tage waren es, deren jeder mit welthistorischen Ereignissen schwanger schien.

Alle Länder, alle Nationen Oesterreichs schickten Deputationen nach Wien, welche stets neben der Aufgabe, dem Kaiser ihre speciellen Anliegen mitzutheilen, niemals vergaßen, bei der Universität vorzusprechen, um ihren besonderen Dank auszusprechen.

Eine der ersten war die der Prager, den phantastisch aufgeputzten Restaurateur F a st e r an der Spitze, den stets langweiligen Trojan als Sprecher. Schon bei diesem ihren ersten Auftreten begingen sie die Tactlosigkeit, die lange Rede, welche T r o j a n in deutscher Sprache gehalten hatte, wahrscheinlich um das Princip der Gleichberechtigung ad absurdum zu führen und lächerlich zu machen, nochmals in tschechischer Sprache wörtlich zu wiederholen. Polen, Ungarn, Croaten, sogar Deputirte der Pariser Universität erschienen — aber keine beging ein ähnliches Vergehen gegen den Anstand. — Schon in der Woche des Kampfes waren die Ungorn dagewesen, allein kein Wort magyarisch war über ihre Lippen gekommen und die Ungarn hatten — mit Verlaub der Herren Tschechen — damals doch auch schon eine eigene Sprache und Nationalität. — Auch die Bewohner Oberösterreichs erschienen in der Aula, und sprachen den Studenten Anerkennung und Dank aus.

Unter ihnen befanden sich zwei Bauern aus der Nähe des Stiftes St. Florian. — Die Grazer sprachen begeisterte Worte: „Wir holen Stahl und Eisen aus den Tiefen unserer Berge. Sollte jemals ein Volksfeind an dem Bau, den Ihr aufgeführt habt, zu rütteln wagen, wir kommen Euch zu Hilfe mit den Schwertern, die wir aus unserem Eisen schmieden.“ Sie wurden umarmt und geküßt. — Olmützer Bürger und Studenten erschienen mit der Bitte, daß wir sie als Brüder ansehen, im neuen Kampfe auf sie zählen sollten. — Krems erschien am 30. durch seine Jugend und durch Bürger vertreten. — Nach ihnen kamen die 300 buntgekleideten Illirier, mit drei blauweißrothen Fahnen, stramme, bärtige Männer, auch Geistliche, Bauern, Grenzsoldaten in malerischer Abwechslung. Ihr Sprecher Dr. Gay, der Erfinder der illirischen Nation, sprach klug und weise: „Wir sind alle Brüder in der Freiheit. Nationalitäten sind bloße Formen, vor ihnen gilt die Freiheit. Wenn es jemals gelten sollte, die Freiheit, die Ihr erkämpft habt, zu vertheidigen, dann rechnet auf unsere Hilfe.“ Ein Wiener, Dr. juris, antwortete Gay, umarmte ihn, gab ihm den Bruderkuß, und nun erfaßte jeder der Croaten sich einen Studenten, und es wollte des Küssens kein Ende werden. So schieden unsere österreichischen Brüder in der Freiheit aus Croatien, ließen uns aber zum Angedenken eine ihrer blauweißrothen Fahnen zurück, die von nun an oben auf dem Balkon in trauter Nähe der ungarischen hing; sie blieb dort hängen unter den anderen Fahnen, die die Aula schmückten, wohl so lange, bis dieselben kroatischen Brüder wieder in die

Aula kamen, und zwar im October als erbitterte Feinde, und alle Fahnen herabrissen, die Trophäen der Studentschaft vernichtend und die Universität in einen kroatischen Stall verwandelnd! — Das Erscheinen meiner Landsleute aus Schlesien war zu spät angemeldet worden, so daß nur eine kleine Versammlung von 200 Studenten zu ihrem Empfange bereit war. Allein des Dr. Franz Hein, des Führers der Deputation, herzlich biderbe Ansprache, kommend aus ehrlichem überzeugungstreuen Herzen — der in der Liebe zur Freiheit nicht wankte, und, obwohl streng demokratisch, ein Hasser des Adels, sogar dem Volk das Opfer brachte, sich baronisiren zu lassen, um nur in jener Form und unter diesem Titel dem geliebten Volke in des Kaisers Nähe dienen zu können — erregte durch innere Wahrheit einen solchen Enthusiasmus, daß jene 200 schrien, als wären es 2000. Als Curiosum lasse ich die Hauptstellen aus Heins Rede folgen: „Ein Tropfen nur in das Meer des Dankes, das aus Millionen Herzen Euch zuströmt, ist es, den wir Euch bringen, aber aus den Tiefen unserer Herzen kommend. Dank Euch, Ihr todtesmuthigen Männer, wenn auch nicht in der Jahre Zahl, doch in der edelsten Begeisterung, im Kampfe für das Vaterland zu Männern der That gereift! Daß Oesterreich frei, das dankt es Euch vor Allem um so freudiger, als Oesterreichs dauerndes Heil eben in den jugendlichen Staatsbürgern seine Stütze suchen und finden muß. — Seit Vollendung unserer Studienjahre in der Provinz vereinzelt — geknechtet durch die Gewalt — konnten wir Eure Gefahren nicht

theilen — aber unserer Herzen heißeste Wünsche waren mit Euch. Heil aber und ewiger Ruhm Euch Ihr Edlen, Tapferen, denn Ihr habt uns Heil gebracht. — Ihr werdet auch wachen, daß die kostbaren Schätze, die der Kaiser verlieh, nicht verkümmert werden durch ängstliche oder falsche Rathgeber. Wiens Universität wird der Hüter dieser Palladien sein von Geschlecht zu Geschlecht!"

So Dr. Franz Hein im Namen der Landeshauptstadt Troppau zu den Studenten in Wien. Daß der Mann nüchtern war, als er diesen Brei den jungen Männern um den Mund schmierte, das kann ich bezeugen. Von Begeisterung trunken, war er ebenfalls nicht — er kannte das Ding Begeisterung nicht — stets war er klug, berechnend, auf welcher Seite der größte Vortheil für den Dr. Hein abfallen konnte. Dieser Gesandte Troppaus fordert die jungen Männer ausdrücklich auf, fort und fort die Freiheit zu hüten und gegen des Kaisers falsche Rathgeber zu vertheidigen. Die Studenten folgten diesem Rath, opferten sich für die Freiheit und für Dr. Hein, indem sie es ihm durch den 15. Mai ermöglichten, einen Sitz im constituirenden Reichstag zu erlangen, sie suchten auch die Errungenschaften gegen Jelachich und des Kaisers falschen Rathgeber Windischgrätz zu vertheidigen, geriethen aber dadurch in's Unglück — wo aber blieb dann Dr. Hein? Er hatte inzwischen wie der Croate Dr. Gay bereits in's andere Lager, in's Lager der Todfeinde der Studenten hinüber voltigirt, und erhob seine Stimme gegen die Studenten! Als die Croaten unseres guten Freundes Gay vor Wien erschienen, da begab sich Hein

zurück in die idyllische Ruhe der guten Stadt Troppau und wie der Esel in der Fabel, gab er dem sterbenden Löwen noch einen derben Fußtritt in Form eines Manifestes, in welchem er sich unter anderen Autoritäten auch auf seinen Charaktergenossen Tuvora, ebenfalls einen Renegaten, zu berufen die Tactlosigkeit besaß.

Alle diese Deputationen der Städte, Länder und Völker wurden stets feierlich vom Rector und seinen Decanen in der Aula empfangen und zwar in feierlicher ehrwürdiger Amtstracht. Vor den Gasthöfen dieser Delegationen stellte die Legion stets Ehrenwachen aus.

Am 30. März erschien auch der neue Unterrichtsminister Sommaruga in der Aula, ein freundlicher Greis, und sprach in einem längeren Vortrag seine Absicht aus, die Universität nach deutschem Muster zu reorganisiren. Schon waren die Semestral-Prüfungen aufgehoben, und ich schmeichelte mir auch, daß auch die Taxen für Rigorosen und Doctorat wegfallen würden.

Ueber die wechselnden Bilder jener Tage giebt ein Brief vom 2. April an meine Correspondentin in Oberösterreich eine Andeutung: „Die Universität ist wachsam und — mißtrauisch. Man fürchtet eine Art ständische Verfassung. Das Verfassungs-Comité läßt gar nichts von sich hören. — Das Treiben der Universität fängt an, den Gewerbsleuten Schrecken einzuflößen. Es ist Verabredung, alles Unglück der Universität in die Schuhe zu schieben. Solche Schritte, wie der gegen Windischgrätz, obwohl er nicht von der Universität, sondern nur von etwa 200 Studenten ausging, werden gegen alle ausgebeutet. Das neue Preßgesetz wird vom

allgemeinen Unwillen begrüßt. Deswegen bildeten sich gestern früh schon um zehn Uhr Gruppen in und um die Universität. Die jungen Leute, namentlich die Philosophen, wollten es sogleich verbrennen. Dagegen aber sprachen sich die Besonnenen aus, da wir jetzt gesetzliche Wege haben. Hye, der zu dem mit Ausarbeitung des Gesetzes beauftragten Comité gehörte, erscheint und verspricht in öffentlicher Aula-Versammlung das Gesetz durchzugehen und alle Einwendungen anzuhören. Auch erscheint unter den Studenten der Fabrikant Granichstädten, dem, wie ich höre, drei Fabriken ruinirt worden sind, und beschwört die jungen Leute, nichts zu thun, was neue Aufregung in's Volk werfen könnte. Seine Worte machen einen tiefen Eindruck! — Um zwölf Uhr erschien die Deputation von Krakau — rothe Pelzmützen, weißrothe Gürtel. Rede, wie gewöhnlich voll von Lob und Schmeicheleien der tapferen Studenten. Das Ding klingt schon langweilig und fade! Es sind auch Bauern dabei, welche den Kaiser fragen wollen, ob sie wirklich in Zukunft keine Edelleute umbringen dürfen. Alle sagen, daß die unbedingte Abschaffung der Robot nothwendig sei, um Unruhen vorzubeugen. — Um 4 Uhr war die Aula gedrängt voll. Hye erzählt, das Preßcomité bestand außer ihm aus Gerold, Artaria, Hofrath Zani. Man legte das badische zu Grunde, als das freisinnigste. (Sturm. Was geht uns Baden an!) Giskra bemächtigt sich des Wortes, und kritisirt das Gesetz durch alle seine Paragraphe ganz ausgezeichnet, mahnt zur Mäßigung und schlägt vor, durch eine Deputation dem Ministerium eine Peti-

tion um Verbesserung des Gesetzes zu überreichen. Der Juristen-Commandant Schneider meint, ein Preßgesetz sei überflüssig, das Criminalgesetz genüge vollkommen. Stimmen rufen: Kuranda ist hier. Kuranda muß auf die Tribüne. Er bittet um ein Preßgesetz, damit die Schriftsteller nicht der drakonischen Strenge des Criminalgesetzbuches verfallen. Aber dieses badische Provisorium sei schlecht. Wir leben nicht mehr anno 1831, wo es ganz gut war. — Ich entdeckte Schuselka. Geschrei. Er muß ebenfalls hinauf. Er muß reden: „Heut sei der 1. April, und es scheine, als wolle man uns in den April schicken. Pillersdorff meinte es vielleicht recht gut, aber das Gesetz sei unglücklich ausgefallen. Es sei wie die Waffen aus dem Zeughaus — nicht zu brauchen. (Beifall.) Er schlägt vor, das Gesetz ganz zu ignoriren. Er selbst bedürfe keines Preßgesetzes, um, wie zuvor, die Wahrheit zu bekennen. Die Studenten sollten sich nicht wieder auf die Schulbank setzen, wie es das deutsche Volk nach 1813 gethan. . .“ Er sprach sehr energisch und unter großem Beifall. — Hye wurde kaum mehr zum Wort gelassen, als er zuletzt erklärte, alle diese und noch schärfere Erinnerungen habe er selbst dem Comité gemacht. . . Hye, Schneider, Kuranda, Schuselka, Giskra gehen sogleich als Deputation zu Pillersdorff. — — Die Studenten wollten warten und polemisirten in's Finstere hinein. Endlich wurden Fackeln gebracht, die Aula nahm sich wunderbar aus. Die Fahnen vom Balkon sahen neugierig drein. — Um 7 $1/2$ Uhr kam die Deputation zurück. Pillersdorff stand sogleich vom Speisen

auf, und hörte die Einwürfe Giskra's. — Schuselka sagte, daß es die Aufgabe Oesterreichs sei, jetzt am allerfreisten zu sein, und nicht durch derlei Gesetze die deutschen Brüder abzuschrecken. — Pillersdorff erklärte, er sei selbst überzeugt gewesen, daß das Gesetz nichts tauge. Er selbst habe gar keines geben wollen. Er habe es nur auf Andringen der kleineren Beamten in den Provinzen gegeben, die irgend einen Schutz gegen die Preßangriffe verlangten. Es werde gar nicht in Anwendung kommen. Er ist ihnen für die Belehrung dankbar! — — Jubel der Studenten. Schuselka und Kuranda werden auf den Schultern getragen. Der helle Haufen begleitet die von einer Ehrenwache Umschlossenen unter Vivats auf die Straße. Sie retten sich endlich in einen Fiaker. — Abends traf ich Schuselka noch in den „drei Raben", wo er versicherte, er komme in seinem Leben nicht mehr auf diese stürmische Universität. (In Hamburg ging's ihm schlecht. Es freute ihn, daß Ihr seine alte Mutter besucht habt.) — — Die Troppauer waren beim Kaiser. Bei Pillersdorff klagten sie, Lazansky wolle ihnen nur eine Communalgarde, keine Nationalgarde bewilligen. — Das wunderte den Minister gar sehr! — Der Leseverein, der im Begriffe ist, sich in einen Reformverein umzuwandeln, fängt an, über das Treiben der Universität die Nase zu rümpfen. — Ein Club der Volksfreunde hat sich gebildet. — Wir wollen einen Verein bilden, zur Hebung und Beförderung deutscher Sitte, deutschen Wesens, auch in Bezug auf Geistesbildung, Studien, sowie auf Turnerei, Kleidung. — In der Universität ist Fechten und

Singen angekündigt. — Heute, 2. April, empfangen wir am Stephansplatz drei deutsche Fahnen.

Eine 30 Klaftern lange flaggt von der Pyramide des Stephansthurmes, eine klafterlange in der Aula, die dritte auf dem Balcon der Universität. Erst versammelten sich Studenten und Sänger auf dem Universitätsplatz und sangen das deutsche Vaterland. Dann ungeheure Volksversammlung auf dem Stephansplatz, und wieder erbraust das Vaterlandslied und die Menge jubelt. Vom Thurme erscholl es aber durch das Sprachrohr: Es lebe das vereinigte heilige Deutschland — die Freiheit — der constitutionelle Kaiser. — Weiter gings an Josephs Statue vorbei, vor die Burg — nachdem man durch Endlicher des Kaisers Einwilligung erhalten, wurde auch am Balkon, vor des Kaisers Fenstern, die deutsche Tricolore befestigt. Eine wichtige Demonstration! Es liegt wahrscheinlich Speculation dahinter — das Volk aber fühlt wirklich deutsch. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun! Das österreichische und deutsche Volk bauen und alle Egoisten und Speculanten eilen geschäftig herbei, um zu sehen, was etwa für sie abfällt. Der Neuwall und Neumann erscheinen tagtäglich auf der Aula, machen der Legion förmlich den Hof. Bei dieser schwarz-roth-goldenen Demonstration machte Neuwall den Sprecher des Volkes und — gut brüllte er! König Wilhelm und Kaiser Ferdinand melden sich als Candidaten für die deutsche Kaiserwürde, schwingen die deutsche Fahne um die Wette! Am Ende ziehen sie noch zum Turniere aus! Bisher ist unser Ferdinand im Vortheil. Der König von Preußen ist

ja zu sehr verhaßt. Die heutige Scene vor den Fenstern des Kaisers scheint bestellt gewesen zu sein. Neuwall erzählte mir im Leseverein: Als Endlicher in die Burg ging, um die Ankunft der Legion zu melden, da wich Pipitz drei Schritt zurück vor Schrecken. Als man nichts verlangte als Durchmarsch und Singfreiheit, ging Pipitz zum Kaiser, der's erlaubte, aber bitten ließ, sich am äußern Burgplatz aufzustellen, weil dort mehr Raum und der Kaiser dort alles besser hören könne, zugleich bat Pipitz, man möge ja nicht den deutschen Kaiser leben lassen. — In Gliedern von je vier Mann Arm in Arm ging's nun stille durch die Burg hinaus vor die Fenster. Aus dem ersten Stock winkten und grüßten Kaiser und Kaiserin, aus dem zweiten Sophie mit ihren Kindern. Nachdem das deutsche Vaterland und die Volkshymne gesungen worden waren, hielt Neuwall zum Kaiser hinauf eine kräftige Ansprache, worin er hauptsächlich bat, die Hydra der Bureaukratie vollends zu zertreten, und die schlechten Rathgeber zu entfernen. — Die deutsche Fahne wurde dem Kaiser hinaufgetragen und er sprach unter Thränen, faßt leidenschaftlich bewegt: „Ich weiß, Ihr habts mich gern, aber glaubts mir ich hab' Euch auch gern. Seid's überzeugt, es wird alles noch ein gut's End nehmen.“ Sogar die Kaiserin sprach einige Worte deutsch. Auch sie weinte vor Rührung. —

Die „unmündigen“ jungen Männer der Legion hatten einen recht gesunden, politischen Instinct. Namentlich witterten sie es sehr rasch, wenn irgend ein reactionärer Wolf im Schafskleide der Demokratie in der Aula

herumschlich. Täglich erschienen die Herren, darunter nicht blos Professoren, sondern auch Hofräthe und geheime Räthe machten der Legion ihre Aufwartung, um auf den Fittigen des jungen Aars emporgehoben zu werden, zur Unsterblichkeit — oder wenigstens zu einem gut salarirten Amt, einer Deputirten-, oder wohl gar einer Ministerstelle! Das eklige Schauspiel trat besonders grell hervor, als auch die Legion daran ging, Deputirte in das Vorparlament in Frankfurt zu wählen. Da überflossen jene Herren von dem süßesten Honigseim deutscher und freiheitlicher Gesinnung. Da war keine Rede vom wahrhaftigen Oesterreicherthum. Die Legionäre gingen aber nicht auf den Leim. Die Folgen dieses Fiascos zeigten sich bald. Die Neuwall und Neumänner, die älteren Advocaten Wiens verschwanden von der Aula, sie gründeten einen constitutionellen Verein, und gerade sie waren es, die zuerst das Kreuzige über die Legion riefen!

Selbst gegen die eigenen Kameraden und Führer übte die Legion oft ein unerbittliches Scherbengericht. Sehr oft sanken die Actien Goldmarks oder Giskra's unter Pari, und es bedurfte einer Reihe neuer treuer Dienste, bis sie sich im Rath der Aula wieder Gehör verschaffen konnten. Der nervöse, oft schwankende Giskra griff dann oft zu extremen Maßregeln, so z B. als er einem Lynchgericht über einen Spitzel präsidirte, den er zur Strafe und zum abschreckenden Beispiel für andere auf den Pranger stellen, durch die Straße führen und endlich der Polizeidirection gegen Quittung abliefern ließ. Es ist freilich nicht zu vergessen, daß dieser Spitzel mög-

licher Weise von der Volkswuth zerrissen worden wäre, wenn Giskra nicht durch jenen Carnevalszug der Sache einen mehr komischen Anstrich gegeben hätte.

Der Bruch zwischen Leseverein und Legion erfolgte erst dann, als der Leseverein — der seinen Einfluß eifersüchtig zu bewahren suchte — sich durch sein Gebahren bei mehreren Gelegenheiten lächerlich gemacht hatte. Um die Mitte des April tauchten Redner und Agitatoren auf, die gewissermaßen nicht zur Zunft gehörten, z. B. Tausenau und Schütte. Letzterem wurde vor allem vorgeworfen, daß er, der Westphale, kein Oesterreicher sei! Sie stempelten ihn zum rechtslosen Fremdling, zum Schreckgespenst und setzten endlich durch, daß er polizeilich ausgewiesen wurde. Warum? Weil er ein fein gewandter Redner, wie sie damals in Wien sehr selten waren, einflußreich zu werden, einigen Advocaten des Lesevereines, einem Bach, Würth, Sommaruga, Wildner v. Maithstein, Gredler, einem Hye, Concurrenz zu machen drohte, weil er im Odeon zu großen Massen wirkungsvoll zu sprechen verstand und vor allem anderen, weil er den schrecklichen Vorschlag machte, eine Volksversammlung unter freiem Himmel abzuhalten. Von dem kleinlichen, feigen und ungerechten Geist jener Spitzen der politischen Intelligenz Wiens gab ein Plakat Zeugniß, worin das Volk gewarnt wurde, „unter Gottes freiem Himmel“ sich zu versammeln. — Schütte wurde nach der alten Sedlnitzki'schen Manier ausgewiesen. Der Absolutismus hatte seinen Metternich, Gentz, Buol, Haynau ohne Bedenken aus dem Reich, Bernhard Meyer, den Staatsschreiber des Son-

bundes, sogar aus der Schweiz geholt. Diese liberalen Herren aber, die Alle das deutsche Band trugen, betrachteten den Westphalen als Ausländer — und verlangten zur selben Zeit, daß Deutschland sich einige unter Kaiser Ferdinand. — Die Mehrzahl der Studenten gehörte weder zu den Anhängern Schütte's noch Tausenau's. Allein sie sahen auch keinen Grund ihn zu fürchten, oder gar zu maßregeln. Auch Schütte würde sich rasch abgenützt haben, und in der That, wer fragte in den letzten Wochen vor der October-Revolution nach Schütte? Man hatte allmälig hinter ihm etwas von dem unreellen Humbuger entdeckt.

Ich war Zeuge seines allerersten Auftretens in der Aula. Er wurde aufgefordert zu sprechen und war wie immer gern bereit dazu. Hye, der Wächter des Gesetzes, frug ihn nach seinem Paß, d. h. machte ihm begreiflich, daß in diesen heiligen Hallen nur Studenten oder promovirte Doctoren das Privilegium hätten zu sprechen. Schütte aber setzte den Professor sehr rasch auf den Sand durch die Antwort: Ich habe in Berlin und Bonn studirt, bin Doctor juris et philosophiae! Schütte durfte nun ganz nach Muße den Strom seiner geschmeidigen, aalglatten Beredtsamkeit über uns ergießen. Bei ihm klappte alles, Form und Gedanke. Solche Redner waren damals selten und übten auf ein noch nicht verwöhntes, nicht blasirtes Publicum eine große Gewalt aus. Man war froh, einen Redner zu hören, der nicht stecken blieb. Schütte sprach über Oesterreichs Stellung zu Deutschland. Er deutete sehr schlau an, daß Deutschland einen Führer suche, daß Oesterreich zur

Führung prädestinirt sei. — Kaiser Ferdinand trotz seiner Güte sei nicht dazu geeignet, die Führerschaft zu übernehmen. Dagegen fand er in Johann die nöthigen Eigenschaften, die Aemter des deutschen und österreichischen Kaisers zu vereinigen. Gleich im Anfang seiner Rede citirte Schütte vier griechische Verse aus der Iliade — natürlich machte er damit Sensation! Mir kamen gerade diese Verse bekannt vor und endlich fand ich aus, daß dieselben Verse in einem längeren Artikel der Beilage der „Allgemeinen Augsburgerin" vor wenigen Tagen in einem Artikel angeführt wurden, der ebenfalls die deutsche Centralgewalt behandelte. — Nun, diese Idee war nichts weniger als feindselig gegen Oesterreich. Schütte strebte, wie die Meisten von uns, nach einer demokratischen Monarchie an der Spitze von Deutschland-Oesterreich, und damit wäre alles zufrieden gewesen. — Armer Schütte! in Hoboken sahen wir uns wieder, als er aus dem Rebellionskriege zurückgekehrt in dem letzten Stadium der Schwindsucht, nach meiner Hilfe verlangte. Er hatte als Quartiermeister der deutschen Division unter Blenker gedient. Auf dem Todtenbette ließ er gern die Wiener Ereignisse Revue passiren und lächelte über die Verleumdungen und Aengste der Schwarzgelben sowohl, als über die Märchen, die über seine Verbindungen mit Sophie von den Liberalen erzählt worden waren. Er war ein sehr talentvoller Abenteurer, liebte den Genuß feinerer Sorte, und verdiente den Haß Windischgrätzs ebensowenig wie das blinde Vertrauen einiger Arbeiterkreise. Er war nichts weniger als ein Socialist. Ihm bleibt das Verdienst, das Schlagwort: constituiren-

der Reichstag, zuerst unter die Massen geworfen zu haben. Als er ausgewiesen unter polizeilicher und nationalgardlicher Begleitung am Prager Bahnhof ankam, war sein Erscheinen schon bekannt geworden. Seine sämmtlichen Prager Gläubiger standen dort und verlangten, Schütte sollte hier bleiben und seine Schulden bezahlen, während die Behörde ihn in's „Ausland" fortschaffen wollte. Endlich verglich man sich. Die Behörden bezahlten die Gläubiger und diese gaben ihre Ansprüche auf die Person Schütte's auf. Noch am Tage vor seinem Tode, als er diese hochkomische Scene erzählte, lachte er, daß das Bett wackelte.

---

2. Schwarz-Roth-Goldene Zeiten.

Die Ereignisse des April drehten sich um die octroyirte — ohne Befragung der Stände oder des Volkes vom Kaiser geschenkten Verfassung vom 25. April. Den Conservativen gefiel sie nicht, weil sie nicht das Resultat ständischer Berathungen war. Die „maßgebende" Instanz der Studenten unterzog sie derselben scharfen Kritik, mit welcher sie das Preßgesetz zersetzt und zerfasert hätte und das Resultat war entschiedene Opposition gegen das, auf einem Census beruhende Wahlgesetz und gegen die zweite Kammer der Verfassung. Nur solche Doctrinärs, welche vermeinten, alle Verhältnisse, alle Völker und Stimmungen müßten sich nach der

Schablone des Staatslexicons von Rotteck und Welcker formen lassen, fanden in der Verfassung Pillersdorffs ihre Ideale verwirklicht. Der juridische Leseverein ging auch diesesmal einen anderen Weg als die Universität. Er feierte das Geschenk der Verfassung mit einem Fackelzuge. Ebenso waren die meisten der Provinzen zufrieden gestellt. Am 15. Mai suchten die Studenten durch eine Petition, welche sie in corpore sammt allen ihnen zugeneigten Nationalgarden geleiteten — was man später Sturmpetition nannte — eine Abänderung dieser Verfassung bei dem Ministerium durchzusetzen. Da Pillersdorff sich in die Burg begeben hatte, so schlugen die Studenten denselben Weg ein, ihre Deputationen hatten in der Burg ihre Conferenzen mit dem Ministerium, ohne mit der geheiligten Person des Monarchen in die geringste unconstitutionelle Berührung zu kommen, und — da nach Bericht des Kriegsministers die 10.000 Mann Soldaten mit 40,000 kampflustigen Garden es nicht aufnehmen konnten, so wurde nach alter Sitte „alles bewilligt" und die Majestät versprach einem constituirenden Reichstage die Ausarbeitung der Verfassung zu überlassen.

Mit dem 15. Mai, dem Versprechen eines verfassungsgebenden Reichstages, wäre die große Mehrzahl der Bevölkerung, wären namentlich die Provinzen ebenso zufrieden, wahrscheinlich noch mehr zufrieden gewesen, als mit der Pillersdorff'schen Verfassung. Allein die von der Camarilla vollzogene Entführung des Kaisers nach Innsbruck, unter dem Vorwande — er sei in der Burg seiner Väter nicht sicher — beeinflußte das Urtheil

der in der Regel von einer oberflächlichen Gefühlspolitik geleiteten Bürger. Des Kaisers Flucht verdarb ihnen die Freude am 15. Mai! Alle officiellen Quellen spieen Fluthen der Lüge und Verleumdung gegen die Legion. Lazansky in Prag, Hohenbruck und Chorinsky in Oesterreich, erzählten Schauergeschichten von der Vergewaltigung des gutherzigsten aller Monarchen. Die Bevölkerung war geneigt, alles zu glauben — denn wie wäre sonst jener auffallende Schritt des Kaisers zu erklären, zu entschuldigen gewesen? — Wenn all' diese Lügen sich als Lügen entschleierten, dann hatten der Kaiser und seine Umgebung mit dem Wohl des Landes ein unverantwortliches Spiel getrieben! Von allen Seiten zogen Deputationen ganzer Länder und Corporationen nach Innsbruck, um den Kaiser ihrer loyalen Gesinnung zu versichern und nebenbei auch etwas im Trüben zu fischen. Wie schön wäre es für Ungarn gewesen, wenn die Majestät die Ruhe, die sie in Wien nicht fand, in der Burg von Ofen gesucht hätte — oder wie vortheilhaft für die treuen Tschechen, wenn sie auf dem Hradschin in Prag ihre Residenz aufgeschlagen hätte? — In hündischer Selbsterniedrigung aber wurden die Speichellecker der gesammten österreichischen Monarchie jedoch, wurden Magyaren und Tschechen, Tiroler und Kroaten übertroffen, von einer Seite, woher man bisher solches nicht gewöhnt war, nämlich aus dem kleinen Schlesien, wo der Ausschuß der Landstände, der noch dazu den fürchterlichen Namen des „Conventes“ trug, auf Antrag eines Mitgliedes, Dr. Franz Hein, eine von demselben Hein verfaßte Adresse annahm, worin im

Namen der Stände Schlesiens gegen die Errungenschaften des 15. Mai protestirt und Se. Majestät gebeten wird, diese Concessionen zurückzunehmen, energisch einzuschreiten, den Reichstag von Wien wegzuverlegen — worin zugleich mit einem Separat=Bündniß mit den böhmisch=mährischen Ständen gedroht wird, „um Sr. Majestät diese Provinzen gegen den andringenden Strom des Republikanismus zu vertheidigen." Diese Adresse des Dr. Hein und des altehrwürdigen Conventes der schlesischen Stände war wohl, nebst den späteren Proclamationen des Windischgrätz das allerbeste, was die guten Wiener jemals von den dankbaren Provinzen zu hören bekamen!

Daß der Verfasser dieser Adresse derselbe Hein gewesen sei, der erst am 29. März in der Aula mit jener dithyrambischen Adresse die Studenten apostrophirte, deren poetischer Anfang: „Einen Tropfen zum Meere des Dankes . . ." mir unvergeßlich nachklingen wird, oder auch daß er mit dem centralistischen Mitgliede Hein des Kremsierer Reichstags, oder auch mit dem späteren Minister der Justiz Hein in naher Beziehung stehen sollte — das bleibt ein psychologisches Räthsel! —

Diese Adresse des Troppauer Conventsmitgliedes aber wirkte insofern gut, daß sie die österreichische Menschheit von ihrem Loyalitäts=Delirium curirte. Mit dem „second sober thought" kehrte an der Hand der Wahrheit der gesunde Menschenverstand wieder zur Herrschaft zurück, und als man energisch daran ging, die Legion nach dem Wunsche der Camarilla aufzuheben — da stand wieder das ganze Volk von Wien wie ein

Mann zur Seite der Legion, Latour mußte zum erstenmale seine Soldaten zurückcommandiren und es blieb als Resultat des 15. und 17. Mai nichts übrig, als auf der einen Seite der „constituirende Reichstag, auf der anderen eine — Blamage, die durch gar nichts bemäntelt werden konnte, so daß, als auf die Forderung des Reichstages der Kaiser nach Wien zurückkehrte, es gerade die verhaßten Legionäre waren, die ihm schon am Landungsplatz bei Nußdorf entgegentraten.

Die Legion aber beschäftigte sich nicht nur mit Preßgesetz und Verfassung. Sie bildete eine kleine Nebenregierung, die der eigentlichen des Ministeriums sehr starke Concurrenz bereitete. Im April beharrten auch die Studenten auf dem Rechte, Abgeordnete zum Vorparlament in Frankfurt zu senden. — Am 6. schon waren die Liguorianer ausgetrieben worden. — In den Katzenmusiken entdeckte die Legion ein einfacheres Mittel, Ministerien zu stürzen, mißliebige Personen aus Wien hinauszutreiben, kurz ihre Gegner mit Hilfe des Schreckens vom Kampfplatz zu vertreiben — einfacher zwar und bequemer, als Sturmpetitionen und Revolutionen, allein kleinlicher und unästhetischer! So wirksam sie auch waren, so waren sie der Stellung, welche die Legion einnahm, ebenso unwürdig wie die Folter der Jurisprudenz des 19. Jahrhunderts.

Im Juni begrüßten die Studenten die Abgesandten des deutschen Volkes Raveaux und Heckscher auf der Aula, und sprachen in einer etwas unhöflichen Weise ihre Sympathien für die Linke des Frankfurter Parlamentes aus. Raveaux wurde mit außerordentlichem

Jubel empfangen. Er rieth den Studenten das Schwert wieder abzulegen und sich für die ernsthaften Kämpfe des Lebens durch Studien vorzubereiten. Dieser Rath, gar nicht nach dem Geschmack der Versammelten, war in so geistreich liebenswürdiger Manier vorgebracht, daß sie sich durchaus nicht verletzt fühlten. — Heckscher hingegen wurde wegen seiner etwas zweideutigen Haltung im Parlamente mit gemäßigtem Zischen empfangen. Mir imponirte es, daß er sich dadurch nicht im mindesten beirrt zeigte. Der schlaue Hamburger Advocat wußte ebenfalls bald das ihm entgegenkommende Mißtrauen zu bewältigen. Er proclamirte sich als Republikaner (Bravo!). Er liebe die Fürsten nicht — er hasse sie auch nicht, da er dieselben nicht kenne, und er hoffe auch, daß er niemals in die Lage kommen werde, sie kennen lernen zu müssen. (Bravo!) — —

Mein Plan, im Juli das zweite Rigorosum zu machen, war leider nicht auszuführen. Es war mir nicht möglich von der Aula wegzubleiben. Die dort verhandelten Haupt- und Staatsactionen waren zu interessant, als daß ich hätte davon wegbleiben können. Mein noch schwacher Fuß, meine von der Wunde des 13. März herrührende körperliche Schwäche im Allgemeinen, die Aufregung und Spannung, die jeder Tag brachte, hinderten sowohl eine vollständige Kräftigung des Körpers, als die zum gründlichen Studium des römischen Rechtes nöthige Sammlung. Als Ende Mai meine beiden Zöglinge abgereist waren — fing ich freilich an das Versäumte dadurch nachzuholen, daß ich in altgewohnter Weise bis spät in die Nacht bei meinen

Büchern wachte und erst Morgens zwei Uhr mein Lager aufsuchte — allein ich gelangte zu keinem Resultat. In der zweiten Hälfte des Monats Mai entwickelten sich neue Streitfragen, die mich mehr in Anspruch nahmen, als alle Streitigkeiten über erste und zweite Kammer. Die Tschechen erhoben mehr und mehr ihr bekanntes wildes Karyatidenhaupt. Lauter und lauter ertönten die Klagen der Deutschen aus Böhmen, namentlich aus Prag. Hier setzte derjenige sein Leben auf's Spiel, der es wagte, ein deutsches Band zu tragen. Im Landesausschuß saß wohl der eine oder andere Deutsche, wagte aber nicht seine Stimme zu erheben, um seiner Nation gleiche Rechte zu vertheidigen. Nicht einzeln, sondern in Schaaren flohen Deutsche aus Prag und suchten gewöhnlich ein Asyl in Wien. Die Tendenz der Tschechen, Böhmen, Mähren und Schlesien in ein mit der österreichischen Monarchie nur nach Art Ungarns zusammenhängendes Reich zu vereinigen, trat immer deutlicher hervor. Die Politik des Innsbrucker Hofes schien solches Streben zu begünstigen, und das Ministerium Pillersdorff war zu schwach, um dem Uebergriff der Prager ein energisches Halt! zuzurufen. Es schien sogar in seiner gewohnten Manier durch Nachgiebigkeit den tschechischen Bestrebungen die Spitze abbrechen zu wollen. Sie luden den wüthendsten Parteimann der Tschechen, den gründlichsten und blindesten Hasser der deutschen Nation, den geschworenen Feind der Einheit Deutschlands, den Professor Palatzky ein, nach Wien zu kommen, um das Ministerium des Unterrichts anzunehmen! Natürlich wurde, sobald dies Factum ruchbar

wurde, von allen Seiten von der Presse, von der Universität und endlich auch vom Verein der Deutschen energisch dagegen protestirt, so daß, als Palatzky in Wien ankam, der Wind schon derartig stürmisch wehte, daß er es denn doch für passend hielt, die Ehre und Last des Portefeuilles abzulehnen.

Die Bildung eines deutschen Vereines für die stark bedrohten Interessen der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien war nunmehr von der größten Wichtigkeit, war eine Lebensfrage für jene Provinzen. Es fand sich auch bald eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern versammelt, der Verein zählte rasch über 200 Mitglieder, hielt fast täglich Sitzungen, stand in beständigem Verkehr mit dem Ministerium, mit dem Sicherheitsausschuß, dem Studentenausschuß — entwickelte eine lebhafte Thätigkeit in der Presse und wußte in kurzer Zeit das Nationalgefühl der Deutschen Böhmens aus der gewohnten Lethargie zu erwecken. Daß in den deutschen Bezirken die Wahlen nach Frankfurt vorgenommen wurden, war — bei der Lauheit und Gleichgiltigkeit der Behörden — größtentheils das Werk des deutschen Vereins. — Das Vorhandensein dieses thätigen Vereines war ein Glück für die Deutschböhmen, denn nur diesem Vereine war es zuzuschreiben, daß jene große Deputation der Prager, welche in der ersten Hälfte des April erschien, nicht alle gewünschten Concessionen vom Ministerium erhielt. Als die Ankunft der Tschechen bekannt war, versammelten sich rasch die tonangebenden Mitglieder des deutschen Vereines, entwarfen eine Adresse und Petition gegen die Bestrebungen der Tschechen, trugen sie auf die Universität und Technik,

wo sie bald mit zahlreichen Unterschriften bedeckt war und eilten damit zu Pillersdorff. Es war die höchste Zeit! denn schon trafen sie im Vorsaale die Tschechen. Bei der Unentschlossenheit Pillersdorffs war es nun sehr wichtig, wer zuerst vor ihm erscheinen dürfe. Die Deutschen erhielten den Vortritt und Pillersdorff war ungeheuer froh, zu erfahren, daß es in Böhmen, Mähren und Schlesien auch eine bedeutende Anzahl von Deutschen gäbe, die nie in eine von den Tschechen begehrte Sonderstellung, niemals in eine Trennung von Deutschland einwilligen würden! Er dankte für das Material, das ihm durch diese Deputation mitgetheilt wurde und das er als Waffe nicht nur gegen die Tschechen selbst, sondern auch gegen die Tendenzen der Hofpartei zu verwenden gedachte. Pillersdorff bestätigte, daß der Prinz Franz Joseph in der That bereits zum Statthalter von Böhmen ernannt worden sei, dem eine ähnliche Stellung eingeräumt werden sollte, wie dem Stephan in Ungarn. Auf Pillersdorffs Rath begab sich die Deputation auch zu diesem neuernannten Statthalter und theilten ihm ebenfalls das interessante Factum mit, daß in Böhmen zwei verschiedene Nationen ihren Wohnsitz hätten. Der projectirte Statthalter sah die Deputation mit großen Augen an, als wollte er sagen: Ich begreife gar nicht, was das mich angeht? — Abends 9. April versammelte sich der Verein im Gasthofe zur Stadt Wien, um den Bericht der Deputation zu empfangen. Die Sitzung gewann dadurch an dramatischem Interesse, daß auch mehrere Mitglieder der tschechischen Deputation erschienen, um mit den Deutschen, unter denen

Dr. Löhner eine leitende Rolle spielte, über die streitigen Fragen zu unterhandeln. Ein Dr. Klieber aus Prag fungirte als ihr Sprecher. Er verkündete, daß ihnen Centralstellen für Administration und Justiz bewilligt worden seien, und eine neue Wahlordnung der Städte- und Landgemeinden zum böhmischen Landtage nach ihrem Vorschlage angenommen worden sei.

Die tschechischen Gäste wurden nun interpellirt, ob sie nach Frankfurt wählen, oder sich lieber mit Rußland verbünden wollten.

Der Tscheche antwortete bestimmt, jene Verdächtigung, daß sie sich mit Rußland verbünden wollten, sei eine Lüge. Was die Wahl nach Frankfurt beträfe, so sei zur Zeit ihrer Abreise darüber in Prag noch nichts beschlossen worden. Wenn man aber Böhmen dazu zwingen wolle, werde es sich sicherlich widersetzen und zwar nöthigenfalls mit Gewalt, man solle nicht vergessen, daß Böhmen das Land der Hussiten sei! — Natürlich wurden die Vorwürfe von deutscher Seite nicht gespart. Man warf ihnen vor, daß sogar Mitglieder der Deputation sich in Wien geäußert hätten: Lieber mit Rußland als mit Deutschland, daß in Prag keine deutschen Farben, und keine deutschen Laute mehr geduldet würden; die Tschechen sollten nicht vergessen, daß Böhmen thatsächlich schon zu Deutschland gehöre, daß wir Deutschen eine Losreißung niemals dulden, daß wir auch ohne sie nach Frankfurt wählen würden! — Natürlich trennte man sich in sehr gereizter Stimmung. Mich freute es bei allen, selbst bei älteren Herren, eine entschiedene deutsche Gesinnung zu entdecken.

— Die Tschechen aber arbeiteten seitdem emsig weiter, bis schließlich im Slavencongresse ihr Bestreben, Oesterreich in ein Slavenreich zu verwandeln, seinen Abschluß, und im Juli-Aufstande die schließliche Erledigung fand. Wien war fortwährend der Sitz einer geheimen, unheilvollen Agitation von tschechischen Emissären. Unter den Katzenmusik-Anführern zeichnete sich ein tschechischer Dr. Dworazek aus. Prager Swornoster suchten die Arbeiter im Prater aufzuwiegeln, so daß endlich der Sicherheitsausschuß einschritt und alle Prager Studenten und Emissäre mit gebundener Marschroute nach Prag zurückspedirte.

Ich lasse einige Briefe an meine Correspondentin in Oberösterreich folgen, welche das beste Bild damaliger bewegter Tage geben werden:

Am 6 April. Ein großes Ereigniß verdrängt das andere. Kein Tag ohne Begebenheit, die in ruhigen, gewöhnlichen Zeiten Stoff für Monate bieten würde. Am 2. April schwingt der Kaiser vom Balcon seines Hauses die deutsche Fahne, mit welcher bereits der Stephansthurm, die Universität, der Leseverein, Musikverein geschmückt sind. Jedermann trägt die reichen und stolzen Farben auf Hut und Brust. Sogar die bisher so cosmopolitischen Wiener Damen werden allmälig schwarz-roth-golden. Eure Schneiderin Fräulein Lack erzählt sogar, daß die Fürstinnen Schwarzenberg und Liechtenstein, für welche sie arbeitet, ihr aufgetragen haben, von nun an nur deutsche, ja keine französischen Sachen mehr zu liefern. — Die Stadt ist ruhig, d. h. was unsereiner so ruhig nennt. Dich wür-

den die vielen überflüssigen Katzenmusiken und die Aufzüge der Arbeiter wohl erschrecken, welche eine Lohnerhöhung verlangen. Außerdem wird die verwöhnte Jugend und oft auch das Alter durch das tägliche Exerciren sehr in Anspruch genommen. Selbst Dein Vater und die Brüder müssen schon früh um sechs Uhr aufstehen, und bis halb neun sich in den Mordwaffen üben. Schwager Pepi ist ebenfalls zum großen Jammer seiner Frau unter die Garde gegangen. So oft er ausrückt fließen mehr Thränen von ihrer Seite, als er wohl jemals Blut in dem Dienst des Vaterlandes vergießen wird. Zu allem Unglück will ihn die Compagnie zum Hauptmann machen, weil er so martialisch aussieht und so „unterhaltlich" commandirt! Darüber nun, daß auch der Pepi revolutionäre Moden mitmacht, ärgert sich Cousine Marie halbtodt. Sie ist noch immer nicht ausgesöhnt mit der neuen Zeit und wird es auch niemals werden, so lange sie mit den gräflich Taaffeschen im Verkehr bleibt. Vor einigen Tagen ärgerte ich sie durch eine radikale Aeußerung so sehr, daß sie mir unter Thränen des Zornes prophezeite, in einem halben Jahre werde der ganze revolutionäre Unsinn wieder weggeblasen sein! — Von den Krawallen der Schneider, Bäcker, Lehrjungen, Maurer redet man kaum. Höchstens lacht man, wenn die vereinigten Schneidergesellen für sich und die Lehrbuben in einer dem Magistrat überreichten Petition Federbetten, den Titel Herr, Sie, und das Verbot der Ohrfeigung verlangen — und auf Befragen, ob sie den Inhalt der Petition kennen, Nein sagen, und als er ihnen vorge-

lesen wird, über den ihnen mitgetheilten Spaß selber lachen. Tausende von Maurern haben die Arbeit eingestellt, ziehen täglich durch die Straßen, suchen andere von der Arbeit zu vertreiben, hören die höflichen Zureden der Studenten und der Garde andächtig an, freuen sich, daß man so höflich mit ihnen spricht — haben aber erst heute die Arbeit wieder aufgenommen, da man ihre Forderung erfüllt hat. Am 3. versammelte sich die Universität, um Abgesandte zum Vorparlament in Frankfurt zu wählen. Am Vormittag dieses Tages ging ich auf die Universität, um einer Comitésitzung über die Uniformirung beizuwohnen. Man kam zu keinem Beschluß. Unter den vielen Vorschlägen gefiel mir einer am meisten, er rührte von einem Künstler her, der selbst ein kleines Gypsmodell eines Legionärs mitbrachte. Der echt künstlerisch-geniale junge Mann heißt Hans Gasser. — Darauf wurde in der Aula die Frage auf's Tapet gebracht, ob wir Studenten nicht ebenfalls das Vorparlament beschicken sollten. Es wurden auch schon Namen vorgeschlagen, wie Giskra, Hye, Endlicher. Ich rief aus: „Wir dürfen nicht Männer wählen, die uns heute ebenso schmeicheln wie früher dem System, sondern solche, deren Gesinnungsgold die Feuerprobe des Unglücks bestanden hat.“ Ich nannte Schuselka; der Name zündete. Alles erklärte sich für ihn. Ein Dr. Segen hob hervor, daß wir in der Facultätsversammlung nicht vertreten seien, daher unsere eigene Generalversammlung halten müßten; umsonst machten Giskra und andere auf das illegale eines solchen Vorschlages aufmerksam, es wurde beschlossen, um 5 Uhr zur Wahl zu schreiten.

Unterdessen gab der Rector die Erläuterung, daß die Studenten, Doctoranden und Doctoren, die nicht zur Facultät gehörten, ebenfalls wählen sollten. Schilling und Sommaruga wurden zu Fiquelmont geschickt, der vereinbarte, daß Stände, Bürger und Universität je drei Abgeordnete wählen sollten. Unsere drei waren eine reine Usurpation, die aber vom Rector sanctionirt wurde, ohne Excellenz Fiquelmont weiter zu befragen.

Um fünf Uhr große Versammlung in der Aula, Studirende und Facultät unter einander gemengt. Der Rector bittet die Studenten abzutreten und zuerst die Facultätsmitglieder wählen zu lassen. Der Erz-Demagoge Professor Neumann kann aber diese schöne Gelegenheit, sich populär zu machen, nicht unbenützt lassen, er macht den Gegenvorschlag: man solle sich nicht kastenartig, sondern Facultäten und Studirende sollten gleichmäßig abstimmen! Dagegen scharfe Opposition der Facultäten. Lärm: „Das geht nicht. Ihr seid erst Lehrlinge, habt noch zu lernen!" — (Sturm.) „Ihr seid auch noch Lehrlinge, man hört niemals auf zu lernen."... Facultätsmitglieder: „Fort, man beschimpft uns!" — Die Facultätsmitglieder, Löhner an der Spitze, begeben sich in den Consistorialsaal. — Neumann schlägt nun vor, Candidatenlisten zu entwerfen. Jeder Candidat solle zuerst sein Glaubensbekenntniß ablegen. — Ich trete gegen diesen Unsinn auf. — Die Mehrzahl jedoch dafür. — Man lärmt lange hin und her. Endlich dringt der Siebenbürger Gall durch mit dem Vorschlag: Jeder solle drei Namen auf

einen Zettel schreiben. — Dies wird angenommen. Die Mediciner ziehen sich in den Secirsaal; die Juristen, Philosophen, Theologen und Techniker in verschiedene Hörsäle zurück.

Beim Fackelscheine dauert die Zählung der Stimmen bis acht Uhr. Endlich kam die Nachricht, daß die Facultäten gewählt hatten: Endlicher mit 200, Hye mit 135, Mühlfeld mit 95 Stimmen. Unsere Zählung ergab: Schuselka mit 408, Kuranda mit 218, Schneider mit 218 Stimmen. Kuranda und Schneider erfreuten sich keines großen Beifalles, obwohl ich persönlich von Schneiders Charakter die beste Meinung habe. Betreffs Schuselka's, für den ich sehr stark agitirte, hatten mir Viele eingeworfen, er sei Republikaner! Kudler sollte eigentlich dabei sein. Viele stimmten gegen ihn, weil sie ihn für zu faul hielten, als daß er von Nutzen sein könnte. Man erzählte, daß die Gewählten schon nächsten Tages und zwar in Gesellschaft des Erzherzogs Johann abreisen sollten, was sich aber nicht bestätigte.

Wie alles Gute seit dem 13. März, ging auch diese Beschickung des Vorparlamentes vom Volke nicht von den unentschiedenen schläfrigen, nur ungern handelnden Behörden aus. Fiquelmont mußte erst von unten daran erinnert werden. Und selbst wenn er's nicht erlaubt hätte, wär's doch geschehen, weil man es für eine reine Volkssache ansah. — Am Vormittag des 5. waren endlich die Verhandlungen zu Ende, ob die Deputirten die Insignien des Kaiserthums mitnehmen durften oder nicht, Fiquelmont betrachtete dieselben als Eigenthum der k. k. Familie, die Deputirten sahen sie als Eigen=

thum der deutschen Nation an. Endlich entschied sich der Minister gegen die Sendung, nachdem er lange schwankend gewesen war. — Um zwölf Uhr erschienen Schuselka und Kuranda in der Aula, um Abschied zu nehmen. Kuranda sprach über die vielen Motten, die im alten Kaisermantel nisten. Er spricht schlecht, und wird unter den Rednern in Frankfurt nicht sehr glänzen. Schuselka, dem heute die polnische Deputation aufwartete, sprach mehr von der Befreiung Polens, als von der Deutschlands. Von den Reichsinsignien sagte er, man werde sie Dem bringen, dem sie gehören, dem deutschen Volke. Beide Redner machten nicht den Eindruck, als ob sie sehr entzückt wären über ihre Mission. Mag sein, daß das Unbestimmte ihrer Aufgabe sie etwas drückt. Offen gesagt, ist doch der Zweck nur ein diplomatischer, nämlich dem österreichischen Kaiser die alte vom Kaiser Franz in einem Augenblicke der Schwachheit niedergelegte Kaiserkrone wieder zu verschaffen. Dafür schwärmt vielleicht, mit Ausnahme der Sendboten der Studenten, die gesammte übrige Delegation.

Um fünf Uhr marschirte das gesammte Corps der Universität in voller Ausrüstung, auf dem Stephansplatz und Bischofsgasse eine Hecke zu formiren. Die meisten Studenten trugen Sammtrock, Säbelgurt, Stürmer mit Federbusch und deutscher Cocarde. Jedes einzelne Corps hatte seine deutsche Fahne. Am besten erschienen unstreitig die Mediciner, ältere, bärtige Gestalten. Ihr Fahnenträger ist der Siebenbürger Sachse Gall, das Musterbild eines deutschen Burschen. Von der Universität herauf, durch die präsentirenden Reihen nahte

der feierliche Zug, voran die reiche deutsche Fahne, die Pedelle mit den Stäben der Universität, die Notare, der Rector und die Decane mit ihren Insignien, endlich die Volksboten in Sammtröcken, breiten deutschen Schärpen, Stürmern und deutschen Cocarden, umgeben von der Ehrenwache der Studenten, gezogene Degen in den Händen, die Deputirten selbst tragen jeder einen Säbel an der Seite. So schreiten sie langsam und feierlich zur Stephanskirche unter das geöffnete Riesenthor. Der Gesangverein und bewaffnete Studenten schließen den Zug. Rede von Deutschlands Einheit, Hochs! Singen deutscher Lieder! Der Sturm bewegt die deutschen Fahnen. Aus den Fenstern werden Hände und Tücher und Fahnen geschwenkt, aus tausend Kehlen abermals Hoch! — In der vorigen Ordnung, nur geführt von einer Avantgarde von Medicinern, geht der Zug nun zur Nordbahn. Ich schloß mich den Sängern an. Die Fahne des Lesevereins neigt sich und die Fahnen des Zuges erwidern den Gruß. Die Deputirten alle weinen vor Rührung. Aus den Reihen der Zuschauer strecken sich Hunderte von Händen den Deputirten zum Gruß entgegen. Dem jungen Sommaruga namentlich, Bachs Ersatzmann, rollen die Thränen unaufhörlich über die Wangen. Am Rothenthurmthore sind die Basteien überfüllt von jauchzenden, rufenden Menschen. Hier hält der Zug, die Wache des Thores tritt in's Gewehr, der Generalmarsch wird geschlagen, der Verein singt das: Gott erhalte! und: Haltet Wacht! — Die Jägerzeile war mit Menschen überfüllt. Auf beiden Seiten steht die Nationalgarde dieser

Vorstadt unterm Gewehr. Vom Carltheater grüßt eine große deutsche Fahne. Eine aus dem Prater vom Exerciren zurückkehrende Compagnie reitender Garde salutirt und schließt sich dem Zug an. Der Bahnhof ist geschmückt mit deutschen Farben. Viele burschikos aussehende Studenten begleiten als Comitat die Deputation. „Bringt uns den Kaiser wieder", so lautet das Abschiedswort den Scheidenden nach. Unter stürmischen Hurrah und Glückauf erfolgte endlich die Trennung.

Es war eine hocherhabene Feierlichkeit, wird mir mein Lebenlang in der Erinnerung sein. Und nichts in der Welt würde mich entschädigen, wenn ich's versäumt hätte. Das wirst auch Du zugestehen, und mir dankbar sein für meine detaillirte Schilderung. Leider ist ein eifriges gründliches Studium des Römischen unter solchen Umständen rein unmöglich! —

9. April. Hier geht's nicht ganz gut. Der Gegensatz zwischen der Ruhe und der Energielosigkeit des Ministeriums und der Rastlosigkeit des vorwärts verlangenden Volkes ist gar zu groß. Bisher kam von oben auch nur ein Gesetz, das Preßgesetz, und das war schlecht. Vom Ministerium verordnet, wurde es von Pillersdorff widerrufen — dennoch von Taaffe in der „Wiener Zeitung" mit geringen Modificationen wieder publicirt und endlich von Pillersdorff privatim für unwirksam erklärt. Die „Constitution" hat einen stehenden Artikel, unter der Rubrik: Summa der Amtsthätigkeit des Ministers der Justiz, bringt sie sein einziges Rescript, in welchem er erzählt, daß an einem gewissen Tage im ganzen Viertel U. W. W. keine Ruhestörung vorgefallen

sei; Fiquelmont soll ein Schüler und Anhänger Metternichs und ein eifriger Russenfreund sein. Man sprach einige Zeitlang davon, eine Nordarmee zu errichten. Seit einiger Zeit ist diese Armee ganz verschollen; sie war dazu bestimmt, nöthigenfalls Rußland im Schach zu halten oder anzugreifen. Man glaubt auch, das Ministerium hege den Plan, der Nationalgarde den Dienst zu verleiden, und das ganze Institut in Mißcredit zu bringen. Es vergeht fast keine einzige Nacht, ohne daß die Garde alarmirt wird. Vorgestern elf Uhr, als Dein Vater sich bereits schlafen gelegt hatte, wurde plötzlich die Garde wieder alarmirt. Dein Vater und die Brüder ergriffen die Waffen und eilten zum Sammelplatz. Ich ging ebenfalls mit, durchstreife alle Straßen; niemals habe ich Wien ruhiger gefunden! Nur das Rennen der eiligen Garde und die Trommeln stören den Frieden der Stadt. Vor dem Zeughause stehen sie auf ihre Gewehre gelehnt, und fragen sich gegenseitig, was giebt's? Und keiner kann Antwort geben. Endlich werden sie in den Hof der Schotten eingesperrt. Dort müssen sie bis vier Uhr stehen. Man hatte für die Schotten für diese Nacht eine Katzenmusik erwartet! Dein Vater kam wüthend heim. Unter dem Commando von Hoyos ist die Garde von 40,000 bis auf 7000 herabgesunken. Obwohl tagtäglich in den Blättern attaquirt, rührt sich Hoyos nicht vom Platze. Während jener vorgestrigen Alarmirung ließ er sich nicht blicken, sondern schlief höchstwahrscheinlich den Schlaf des Gerechten auf weichem Pfühle! — Eine russische Depesche soll durch Lemberg passirt sein, welche

die Anfrage enthält, ob die Russen, sobald sie die Grenze Galiziens im Falle von Unruhen überschritten, von der Regierung als Freunde oder Feinde angesehen werden. Sogar die „Wiener Zeitung" verlangt nun, man solle sich ganz entschieden gegen Rußland aussprechen. Vor einigen Tagen ging schon das Gerücht, die Russen seien in der That in Galizien eingerückt. Windischgrätz, ein notorischer Freund der Russen, soll das Commando der räthselhaften Nordarmee erhalten haben. Fiquelmont an der Spitze der Regierung, Windischgrätz an der Spitze der Nordarmee, auf der Nordbahn können die Russen in kurzer Zeit vor Wien sein — aus allen diesen Umständen schließt sogar im Leseverein eine schwarzsehende Partei auf die Möglichkeit eines russischen Handstreiches! — Das mag übertrieben sein, aber Thatsache ist, daß russische Emissäre das Land Galizien durchstreifen.

Dabei nimmt die Frechheit der Tschechen, welche nicht leugnen können, daß sie mit den Russen sympathisiren, so überhand, daß in Böhmen ein Bürgerkrieg zu befürchten ist. Stefani kam vor wenigen Tagen aus Prag zurück. Keine einzige deutsche Cocarde in der ganzen Stadt zu sehen, er selbst sah sich genöthigt, die seinige herab zu nehmen, sonst wäre er Insulten ausgesetzt gewesen. Das deutsche Element wird blind fanatisch gehaßt. Emissäre der Swornost ziehen nicht blos innerhalb der Grenzen Böhmens, sondern auch auf dem Lande in Mähren herum, den Haß gegen die Deutschen, Feindschaft gegen Wien predigend. Auf der Olmützer Universität fand sich eine Prager Deputation ein, zum

Deutschenhaß und zur Vereinigung mit der böhmischen Krone auffordernd. Der Landtag in Brünn hat zum Glück einstimmig die Vereinigung mit Böhmen abgelehnt. Bei der Wankelmüthigkeit und Schwäche unserer Regierung ist dies doppelt erfreulich. — Schaffarzik ist nach Wien berufen worden, und unterhandelt mit der Regierung wegen der Errichtung von böhmischen Schulen. —

Unsere Leute hier sind doch durch jene tschecho-russischen Bestrebungen aus ihrer deutschen Lethargie etwas aufgerüttelt worden. Sie waren bisher der Meinung, Oesterreich erweise dem übrigen Deutschland eine außerordentliche Ehre und eine große Gefälligkeit, wenn es sich dazu herbeiläßt, die Hegemonie der deutschen Stämme zu übernehmen und für seinen Ferdinand die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Jetzt fangen sie jedoch an einzusehen, daß diesem Oesterreich, wenigstens soweit es deutsch ist — und nach Schuselka ist es ja deutsch — die Freundschaft und Schutzgenossenschaft Deutschlands eine Lebensbedingung ist, jetzt geht ihnen ein Licht darüber auf, daß wir Deutschen Oesterreichs Deutschland mehr und dringender bedürfen, als Deutschland des Hauses Habsburg bedarf. Welcher Hafen steht dem österreichischen Staatsschiffe offen, sobald es von den empörten Wogen dieser zahllosen Nationalitätchen stürmisch hin- und hergeworfen wird?

Ich aber wünsche, daß alle Streitfragen nationaler, politischer und socialer Natur auf ein halbes, ja auf ein ganzes Jahr vertagt würden, daß für diesen Zeit-

raum ein „Gottesfrieden“ eingeführt werde, auf daß ein armer Doctorand endlich einmal ruhig studiren könnte.“

14. April. „Dies Leben ist zu aufregend, namentlich durch den beständigen Wechsel der an der Tagesordnung befindlichen Gegenstände, als daß man's lange aushalten könnte. Ich sehne mich nach der Ruhe Eurer Dietacher Wälder, und würde gern auf einige Tage einen Tausch mit Dir eingehen und Dir gönnen, die schwarz-roth-goldene Herrlichkeit der freien Stadt Wien zu sehen. Du hast ganz Recht! die 30 Klafter lange Fahne des Stephansthurmes gewährt wohl den merkwürdigsten Anblick. Dies ist schon die dritte deutsche Tricolore, die den alten Gesellen ziert. Wind und Wetter und die gothischen Zacken und Spitzen der Pyramide hatten die zwei ersten sehr rasch in Fetzen gerissen. Diesmal hat man ein dauerhaftes Werk geliefert. Die Fahne ist auf ein Netz von Stricken fest aufgemacht. Sie hat ein bedeutendes Gewicht und kann nicht von jedem Luftzuge bewegt werden. Aus jedem Fenster Deiner Vaterstadt beinahe — sicher aber aus jedem Hause — flattert der deutsche Patriotismus. Die Austria Schwanthalers auf der Freiung birgt ihr schönes Haupt bedeutungsvoll in den Falten der deutschen Fahne. Unter ihr blickt der grollende Po finster in das ihm fremde Getriebe, kalt für Farben und Freude, die er nicht theilen kann. Auch aus Deinem Vaterhause ragt ein schönes Banner zwei Klafter weit in die Wollzeile hinaus, 16 Gulden Conv.-Mz. hat der Vater patriotisch daran gewagt. An diesen fühlbaren Manifestationen deutscher Gesinnung scheint den

Patrioten viel gelegen zu sein. Ein Verein deutscher Männer sendet lithographirte Zettel herum, und ersucht die deutschen Herzen der Hausbewohner gegenüber den Hetzereien tschechischer und magyarischer Separatisten ihre deutsche Gesinnung auch durch ein äußerliches Zeichen zu bethätigen. Andere Briefe aber suchen denselben edlen Zweck durch unedle Mittel, durch Fensterbedrohungen, Ankündigung von Katzenmusiken u. s. w. zu erreichen, wogegen sich allgemeiner Unwille kundgiebt. Manche, wie Dein Onkel Schaumburg, stecken gerade darum zum Trotz und mit Recht keine Fahne heraus, um nicht dem patriotischen Terrorismus nachzugeben. — Die Prager Deputirten sind mit dem Erlaß des Kaisers, der ihnen Gleichberechtigung, Centralstellen, Franz Joseph als Statthalter, Leo Thun und Lazansky als Chefs bewilligt, nicht zufrieden. Sie wollen nicht eher von Wien fortgehen, bis ihnen alles Verlangte, namentlich die Vereinigung Mährens, zugestanden ist. Diese Frechheit einer Fraction von Prager Literaten, Gastwirthen und Studenten hat alles, was deutsch fühlt, zu erbitterten Feinden der Tschechen gemacht. Die Deutschen sind wachsam. Der deutsche Verein tagt permanent in der „Sonne" und arbeitet fleißig an Adressen und Flugschriften für die Deutschen von Böhmen und Mähren. Eine Deputation aus diesem Vereine und dem Leseverein forderte den Minister Fiquelmont auf, die Wahlen für's deutsche Parlament anzuordnen. Er erklärte die Wichtigkeit einzusehen und dem Minister des Innern die nöthigen Mittheilungen machen zu wollen. Die beiden Vereine sorgen auch dafür, daß durch Anschlagzettel

das deutsche Volk zu diesen Wahlen aufgefordert wird. — Vom slavischen Elemente wird in Wien nichts laut. Polen und Magyaren tragen neben den eigenen auch die deutschen Farben. Aus Posen erhebt sich die Stimme der Deutschen stärker und stärker. Es wäre ein Zeichen unheilbarer deutscher Sentimentalität, daß man den Polen beinahe eine Million Deutsche in den Rachen werfen will! Als wenn das deutsche Parlament das Recht hätte, deutsche Männer vom Vaterlande auszuscheiden! Wird man nicht auch die Deutschen um Trient und Bozen herum den Wälschen schenken, damit sie aufhören den Tedeschi zu grollen? Preußen war klug und germanisirte seine eroberten Provinzen, es einigte, während Oesterreich separirte. Preußen wird für seine Klugheit möglicherweise jetzt das Primat in Deutschland davontragen! Unsere Regierung ist total unfähig. Die Tiroler Studenten über hundert, die von hier aus ihrem Lande zu Hilfe zogen, fanden nicht die geringste Unterstützung von Oben. Alles geht noch im alten Schneckengange in den Kanzleien der Herren Minister. Wenn nicht von unten geschoben wird, schläft man wieder ein und träumt sich in die Zeit des Vormärz zurück. Das Vertrauen Deutschlands kaum entstanden, beginnt schon wieder sich von uns abzuwenden. Hier aber herrscht wie immer das größte Mißtrauen! — Es klingt wahrhaftig lächerlich, wenn vier Wochen nach einer Revolution heut in der „Wiener Zeitung“ ein kaiserliches Decret erscheint: Vom 1. Jänner 1849 an soll anstatt Robot, Zehent ꝛc. eine entsprechende Geldleistung treten. Mit aller schuldigen Achtung vor

den Rechten und Zehnten der Herrschaft Dietach möchte ich denn doch behaupten, daß ein solches Decret nichts anderes ist, als eine Aufforderung an die Bauern, noch extra eine frische Revolution zu machen, da die Märzrevolution nur für die Städtebewohner und Schriftsteller gemacht zu sein scheint!

So widerwärtig die Häkeleien mit den Tschechen, um so angenehmer gestaltet sich unser Verhältniß zu den Magyaren. Eine Deputation Wiener Studenten ging nach Preßburg, um dem Reichstage eine deutsche Adresse vorzulesen. Die darin ausgesprochene Herzlichkeit eroberte die Magyaren, die in letzter Zeit wieder etwas mißtrauisch geworden waren. Man schloß allerseits Duzbrüderschaft, sogar mit Kossuth und den andern Ministern. Auf einem zu Ehren der Wiener gegebenen Balle erschienen Studenten, Juraten, Deputirte, Minister und Bauern, sich allseitig mit Du anredend. Die den Ungarn überbrachte deutsche Fahne bewog zu einem Gegengeschenk. Die vornehmsten Frauen des Landes Batthyanyi, Kossuth, Esterhazy und zwanzig andere arbeiteten vereint eine Fahne aus herrlichem Atlas, stickten in die langen Bänder ungarische Grüße, und verewigten ihre Namen am silberbekleideten Schaft. — Bei 40 Juraten kamen herauf und übergaben gestern auf dem Universitätsplatz feierlich das Geschenk. Ein Viereck schloß den Platz ab. Das akademische Musikcorps spielte abwechselnd das deutsche Vaterland und den Rakoczy. Sechs deutsche Fahnen flatterten an der Spitze der Compagnie. Von allen Fenstern der Universitätskirche und des Convicts wehten deutsche Banner. Auf der

Kirchentreppe standen Graf Hoyos, der Obercommandant der Legion, Colloredo, und die deutschen und ungarischen Redner.

In sechs Reden wurde das Thema der Verbrüderung behandelt. Bei jeder treffenden Rede erhoben sich Hoch und Eljen, die Studenten schlugen die Schwerterklingen an einander, schlugen klirrend den Tact zu den Stücken, mit welchen die Musik in den Jubel einfiel. Darauf zogen sie alle zusammen durch die Stadt. — — Vorgestern wohnte ich der endlichen Festsetzung eines Vereines zur Vorübung im öffentlichen und mündlichen Verfahren bei. — Mit unserem Verein zur idealen Ausbildung geht's nur langsam vorwärts. Wir müssen natürlich mit Aufnahme neuer Mitglieder sehr vorsichtig sein. — Dagegen erfreut sich der neugebildete Turnverein eines zahlreichen Beitrittes.

Hier geht's mit Schrift und Rede gegen den Erzbischof und die Geistlichkeit im Allgemeinen los. Die Geistlichkeit ist eingeschüchtert, apathisch. Bei der antiösterreichischen Haltung des Papstes wäre eine nationale Reform der Kirche nach meiner Meinung nicht gar so schwer durchzusetzen. Viele der niederen Geistlichen wünschen sogar eine Reform, wie ich selbst von ehemaligen Collegen erfahren habe. Hier sammelte sich eine Freischaar von Studenten, um nach Linz zu gehen und den Freinsberg von den Jesuiten zu säubern. Sag den geistlichen Herren in Wels, sie möchten etwas bescheidener auftreten, sonst könnte auch eine ähnliche Visite bis Wels ausgedehnt werden! — —"

24. April. „Wenn Ihr nicht eher nach Wien zu-

rückkehren wollt, als bis alles wieder ruhig wird, dann wird die arme Stadt wohl noch lange nicht Eure holde Gegenwart genießen können, denn hier tauchen noch immer neue Fragen, neue Verwicklungen auf und der gordische Knoten, welchen der Despotismus den Völkern zur Lösung hinterlassen hat, ist so wunderbar verwickelt, daß es noch immer zweifelhaft, ob dieser Knoten anders als durch die Schärfe des Schwertes gelöst werden kann. Die von Dir so gefürchteten Katzenmusiken lassen für Privat-Personen allerdings nach. Nur Standespersonen, Minister, Erzbischöfe werden davon betroffen. Dem alten unbeliebten Erzherzoge Ludwig passirte auch so eine kleine Katzenmusik. Er wollte lange nicht glauben, daß das Volk „ihn nicht mag" und er ging, um sich und andere davon zu überzeugen, spazierend über die Bastei, wie er es wohl in den schöneren Tagen vor dem März zu thun pflegte. Die ersten Menschen, die ihn sahen, waren von Erstaunen ergriffen. Sie konnten vor Ueberraschung nicht den passenden Ausdruck ihrer Gefühle finden, sie konnten sich aber von ihm nicht trennen, gingen ihm nach, andere folgten, und dies ganze Gefolge wurde allmälig von einem so lauten krampfhaften Husten, Niesen, Räuspern, sowie von einer Sucht zu pfeifen überfallen, daß daraus ein Geräusch entstand, das man in der Dunkelheit der Nacht wohl leicht für eine Katzenmusik erklärt haben würde. Erherzog Ludwig schien die Volksstimme ebenfalls verstanden zu haben. Er verließ bald darauf die Stadt.

Es hat sich herausgestellt, daß sehr viele Katzen-

musiken von jungen Cavalieren, Officieren in Civilkleidern arrangirt worden sind, man fand überhaupt, daß diese zwei Menschenclassen sich in letzter Zeit sehr thätig gezeigt, mancherlei unnützen Skandal verursacht haben, der auf das Kerbholz der Legion gesetzt worden ist. Herrschaftliche Kutscher und Bediente tragen ebenfalls dazu bei, die Wiener in schlechten Ruf zu bringen. Ich habe meinen Freunden in der Legion, die darüber erzürnt sind, deshalb gerathen, alles Katzenmusiciren in Verruf zu erklären, und jeden Legionär auszustoßen, der sich an solcher Barbarei betheiligt. — Was doch alles dieser Legion zugemuthet wird! Da erscheint neulich der berühmte Saphir und bat die Legionäre, sich des armen Dichters Kaiser anzunehmen, den Director Carl wegen Contractbruch gerichtlich eingesperrt hält. Nun hat Kaiser allerdings sehr viele Freunde auf der Universität, allein man rief dennoch Saphir zu: Das sind privatrechtliche Händel, geh'n uns nichts an! — An demselben Abende erschien auch Director Carl auf der Aula, um sich zu rechtfertigen, wurde aber nicht angehört. Director Pokorny giebt an der Wieden das deutsche Studentenstück „das bemooste Haupt," eine Verherrlichung der krankhaft-poetischen Verlumpung des deutschen Universitätslebens mit einer Katzenmusik-Scene, die unglücklicher Weise wohl das Modell aller Wiener Katzenmusiken geworden ist! Er läßt deutsche Burschen- und Nationallieder singen und spielen und erfreut sich eines enormen Zuspruchs. Nun buhlt auch Carl um die mächtige Gunst der Studenten und schickt täglich hundert Freibillets! —

Von der Masse der Wiener aber kann man bald sagen:

Der Spiritus zum Teufel ging — Das Pflegma ist geblieben!

Als die tollkühnen Studenten im März losbrachen, wurden die Wiener vom Worte Freiheit berauscht. Es scheint, daß sich jetzt der Katzenjammer einstellt. Man fürchtet sich vor der Freiheit und da jetzt jeder ein freier Mann ist, so fürchtet man sich vor jedem andern und zuletzt vor sich selber. Denn so ein freier Mensch ist doch etwas fürchterliches! die Wiener fangen wirklich an zu glauben, daß die Fremden, namentlich die Deutschen aus dem Reich an allem freien Unglück Schuld seien. Deshalb haben sie einen Fremdling aus Westphalen per vormärzlichen Schub über die Grenze bringen lassen. Die Wiener, d. h. eigentlich die Wiener Doctrinärs, Beamten und Greisler wollen sich Deutschland nicht unbedingt, sondern nur unter Vorbehalt einer ganz unbedeutenden Kleinigkeit: der Souverainetät anschließen, nur mit diesem Vorbehalt nach Frankfurt wählen. Das gäbe ein schönes deutsches Vaterland: mit allen möglichen Vorbehalten! Die Frankfurter Versammlung wird ausrufen: Scheert euch zum Henker mit eurem Vorbehalt — und die süddeutschen Republikaner, der König von Preußen und unsre tschechischen Brüder werden sich in's Fäustchen lachen! — In Böhmen ist der Auftrag zu den Wahlen für's Frankfurter Parlament noch gar nicht kundgemacht, als wäre Böhmen bereits von Deutschland losgerissen. Sollen die Deutschen vielleicht bei den Tschechen anfragen, ob sie deutsch sein dürfen?

Das Ministerium ist — gelinde gesagt — schwach. Man hat immerfort die Souverainetät Oesterreichs im Munde, während bald von Oesterreich nichts mehr übrig ist als seine Deutschen. Oder sehen sich etwa die Ungarn, Polen, Italiener, Tschechen in erster Linie als Oesterreicher an? Und wir paar Deutschen, was sind wir, losgerissen von Deutschland? Nichts als ein entwurzelter Baum! Warten wir nur den Wiener Reichstag ab. Wir werden sehen, wie die slavische Hydra, gesättigt vom Blute der Deutschböhmen, uns über den Kopf wachsen wird!

Plagt man die Schwarzgelben mit Katzenmusiken, so plagen diese wieder die Legion mit Gerüchten der sonderbarsten Art. Die Vorstädtler wagen sich kaum in die Stadt, wo der rasende Legionär jeden ruhigen Bürger niederschießen soll — die Stadtleute aber sperren sich ab und patrouilliren beständig, da sie sich von einem räuberischen Ueberfalle der Vorstädtler und Arbeiter nie sicher fühlen. Die lächerlichsten Fabeln werden von den unreifen Kindern der Freiheit geglaubt. So geht heute das Gerücht: Morgen Dienstag werden die Studenten die Republik proclamiren, weil sie mit der Verfassung unzufrieden sind. — Hingegen heißt es auch: Morgen wird das Studentencorps vernichtet. Es ist eine Feldmesse auf dem Glacis. Die Studenten werden in die Mitte des Militärs postirt, hinter ihnen die Kanonen. Auf ein gegebenes Zeichen fallen Soldaten, Nationalgarde und Artillerie über sie her! Zu gleicher Zeit rücken die Russen ein!

Das Zeug glauben alle Kinder. Aber auch in der

Legion giebt's viele Kinder. Sehr viele Studenten, namentlich Mediciner und Techniker haben sich mit scharfer Munition versehen. Das Gerücht ist allgemein. Gestern erschienen in der Aula fünf Bombadiers, erklärend: Sie hätten zwar den Befehl die Kanonen zu laden, allein sie würden auf keinen Fall auf die Studenten feuern. — Darauf erschienen Nationalgarden, mit denen die Legion seit den Katzenmusiken, seit Schütte's Ausweisung, seit den Uniform-Debatten auf gespanntem Fuße stand und erklärten im Auftrage ihrer Compagnien, die Garde werde treu zu den Studenten halten. Nach ihnen kam eine Deputation der Arbeiter: die Studenten haben nur einen Wink zu geben und alle Vorstädte kommen ihnen zu Hilfe! — — So geht's. Dabei soll man ruhig studiren und ruhig schlafen! — An Taaffe's Stelle ist endlich Sommaruga definitiv ernannt. Unterrichtsminister wird Endlicher, Hye oder Exner. — Von hier gingen Freiwillige nach Schleswig-Holstein ab. — Für Schwager Groß habe ich einen Stürmer bestellt, der dem Commandanten der Welser Nationalgarde alle Ehre machen soll. — —"

7. Mai. „Gestern langte aus Prag ein Brief von Moritz Hartmann an den deutschen Verein an. Er erzählt, als die zurückkehrenden Deputirten im Prager deutschen Vereine eben anfingen, von ihrer Sendung Rechenschaft zu geben, füllte sich der Saal allmälig mit bewaffneten Tschechen, die bei den Worten: Wahl nach Frankfurt — plötzlich lärmend losbrachen, Tische und Bänke zerschlugen und die ganze deutsche Gesellschaft auseinandersprengten. Es seien Tschechen von der

mehrere tausend Bewaffnete zählenden Vereinigung Swornost gewesen, Stocktschechen, auf jeden Wink des Nationalausschusses bereit, loszuschlagen. Der erste Schlag sei also gefallen, das Associationsrecht vernichtet, der deutsche Verein gesprengt. Hartmann und seine Freunde sind niedergeschlagen. Die Meisten lassen den Muth sinken, sie wagen es kaum sich auf der Straße zu zeigen. Kuranda und Wächter waren zugegen, können also, da sie sogleich abreisten, in Frankfurt das Allerneueste berichten. Aus dem Nationalausschuß waren schon längst die deutschen Mitglieder wegen unerträglicher Insulten ausgetreten. Schilling, der gerade durch Prag hieher reiste, wohnte der Unterredung der Frankfurter Deputirten des Vorparlamentes oder vielmehr des Fünfziger-Ausschusses mit Palatzky und anderen Vertretern des National-Ausschusses bei. Diese beharren trotz aller angebotenen Garantien in ihrer Absonderung von Deutschland. Aus Liebe zur Dynastie und der eigenen Nationalität wollen sie niemals irgend eine Geltung Frankfurter Parlamentsbeschlüsse in Böhmen erlauben. — Nach Schilling wollen sie ein großes slavisches Reich bilden mit Böhmen, Mähren und den nördlichen Comitaten von Ungarn. Letzteres wollen sie von der Adelsherrschaft der Magyaren befreien, da es ja doch im Grunde ein slavisches Reich sei. — Schilling stellt einen Bürgerkrieg in Böhmen in sichere Aussicht. — Hier in Wien sprach man schon davon, daß das Ministerium, dem man das allerschlimmste zutraut, den Frankfurter Reichstag gar nicht werde beschicken lassen, ja, daß es schon für die Idee des Slavenreiches ge-

wonnen sei. Dem widerspricht die „Wiener Zeitung“. In der darin enthaltenen Antwort an den National-Ausschuß erklärt das Ministerium, es werde die Wahlen nach Frankfurt vornehmen lassen.

In der „Agramer Zeitung“ erklärt Kukulewich rund heraus, daß die Südslaven ein großes Reich bildend sich mit all' den andern Slaven vereinigen und nach dem Wunsch der Mehrzahl eine eigene slavische Hauptstadt erwählen werden! Hingegen erzählt man sich wieder, daß das ungarische Ministerium mit den Serben sowohl, wie mit den Moldo-Wallachen, die sich mit Ungarn vereinigen wollen, in Unterhandlung stehe. — Giskra kam aus Mährisch-Trübau zurück und bringt gute Nachrichten aus den deutschen Theilen Mährens. Olmütz und Brünn protestiren gegen die Aneignungs-Tendenzen der Tschechen und werden nach Frankfurt wählen. Neusser kommt aus Neutitschein und berichtet, daß dort Alles erbittert sei gegen die Tschechen. Wenn irgend ein Gescheidter hinkäme, würden sie wohl nach Frankfurt wählen. Ich hoffe, daß die philisterhafte Agitation gegen Frankfurt ihren Culminationspunkt überschritten hat und einer vernünftigen Anschauung Platz machen wird.

Unsere Wiener Anarchie fängt allmälig an, viel von ihrem gemüthlichen Charakter zu verlieren. Das Ministerium, schwach wie ein Wickelkind, durch Zanini's Austritt noch mehr geschwächt, führt durch seine Kraftlosigkeit und sein Schwanken uns in den Abgrund einer neuen Revolution. Diese fürchterlichen Katzenmusiken sind eine förmliche Institution geworden. Fiquelmont,

der Russenfreund, ist ihnen zum Opfer gefallen! Cigarrenrauchend trieben sich die Delegaten des musicirenden Volkes in den Gemächern seines Palastes herum, sogar vor den Frauen seines Hauses keine Rücksichten des gewöhnlichsten Anstandes bewahrend! Solche Katzenmusiken sind vom Uebel, sie verrohen das Volk, machen die jungen Leute frech und unanständig — allein ein Fiquelmont im Ministerium ist allerdings ein noch viel ärgeres Uebel, und gefährlich für das Wohl, die Ruhe des Volkes. Ein Minister, den man fähig hält, das Land an die Russen zu verrathen, darf unmöglich geduldet werden. Ich bin überzeugt, wenn populäre, ehrliche Männer wie Bach, Dr. Berger, Schuselka, Baron Andrian, Endlicher und dergleichen Persönlichkeiten im Ministerrathe säßen, würde es keine Straßen-Scandale in Wien geben!

An der Universität ist den ganzen Tag Volksversammlung. Die ganze Bevölkerung von nah und fern bringt ihre Klagen, Wünsche und Bedürfnisse vor das Forum der Studenten. Sie haben die Aula — klugerweise — auch den Garden geöffnet, so daß diese von dem Treiben der Studenten an der Quelle sich überzeugen können. Gegenwärtig ist besonders viel Leben, da ein Ausschuß von Studenten und Garden eine Petition um einige Abänderungen der Verfassung vom 25. April beräth. —"

11. Mai. „Vorgestern erhielt ich vom Bruder einen wenig versprechenden Brief aus Schlesien, worin er seine Aussichten, nach Frankfurt gewählt zu werden, als sehr schlecht schildert. Dasselbe wurde mir in einem Briefe Tillers geheimnißvoll angedeutet. Ueberall haben

sich Gerüchte verbreitet von seiner ultra-radicalen und hetzerischen Gesinnung, so daß für ihn in Troppau und Jägerndorf keine Aussichten vorhanden wären. Dort seien andere ziemlich obscure Candidaten aufgestellt. — Wie kommt Hermann in diesen Ruf eines Radicalen?

Heute kam Freund Beyer direct aus Schlesien, wo er im Gebirge sich längere Zeit aufhielt. Hermann ist so gut wie gewählt. Schon aus Hermanns Brief stieg mir die Vermuthung auf, daß ich wohl selbst jenes radicale Schreckgespenst der schlesischen Beamten und Philister sei. Ich hatte dem Bruder Ignaz, dem Vater, namentlich aber auch diesem Freunde Beyer öfter von den Ereignissen in Wien Kunde gegeben, und sie aufgefordert, nicht mehr zu roboten, die Patrimonialbeamten nicht mehr als Obrigkeit anzuerkennen, in jedem Dorfe eine Nationalgarde zu bilden, sich Schnurrbärte wachsen zu lassen, Zeitungen zu lesen, Vereine zu gründen u. s. w. Heute erzählte mir nun Beyer, daß man meinen Bruder mit mir verwechselte. Als er das Mißverständniß erfahren und aufgeklärt hatte, namentlich als Hermann selbst in Freudenthal erschien, gewann er bald alles — Amtmann, Pfarrer und Bürgermeister mit eingeschlossen — für sich. Indessen die Bauern würden ihn dennoch nach Beyer's Aussage gewählt haben, auch Engelsberg und Würbenthal waren entschlossen, keinem anderen ihre Stimme zu geben.

Hier ist alles ziemlich ruhig. Das heute veröffentlichte Wahlgesetz befriedigt aber gar nicht. Indessen das Wiener Parlament ist wohl Nebensache und sehr unnöthig, daß man schon die Winter-Reitschule und den

kleinen Redoutensaal für die beiden Kammern herrichtet. Die erste Kammer kann nicht zu Stande kommen, sie fordert das Volk zum Widerstande — dafür entwickeln sich wichtigere Dinge in Frankfurt. Dorthin richten sich die Blicke. Unsere Regierung ist so schwankend und schwach, daß der ganze Verstand des Volkes und der Studenten nothwendig ist, damit nicht allgemeine Anarchie entstehe. Nicht in der Aula, sondern in dieser Schwäche liegt die Gefahr für uns. Die Tactlosigkeit der Regierung gegen die Deutschen artete in förmlichen Verrath aus. Die Slaven schreiben ihr Parlament nach Prag aus — die Ungarn drehen uns den Rücken. Der Dynastie bleibt außer den gutmüthigen Deutschen Niemand treu. Wir müssen einsehen, daß wir nur durch Deutschland über dem Wasser erhalten werden können. Die Stimmung wird auch — herausgefordert durch die maßlosen Frechheiten der Slaven — immer entschiedener deutsch. Die Tschechen werfen uns den Handschuh hin, die Deutschen in Böhmen und Mähren schreien um Hilfe — — was antwortet die Regierung?

Sie liebäugelt mit den Slaven und ruft Palatzky in's Ministerium! Das heißt die Deutschen mit der Faust in's Antlitz schlagen. Das zeigt auch, daß dieses Ministerium keine nationalen Gefühle kennt, daß man sogar den Tschechen uns opfert, damit auf den Trümmern des deutschen Oesterreichs die große Slovenia errichtet und mit dem dicken Blut der Deutschen zusammen gekittet werde. Das öffnet zuletzt den Schwarzgelbsüchtigsten die Augen!

11. Mai

Nachdem unsere guten Wiener rechts von den Ungarn und links von den Tschechen geohrfeigt worden sind, kommen sie endlich zur Besinnung, daß sie Deutsche sind und daß sie in ihren alten Tagen die schwierige böhmische Sprache nicht mehr lernen können. Es entwickelt sich allmälig ein deutsches Bewußtsein, gegen welches alle Reaction der Schwarzgelben, Beamten, Pfaffen und Aristokraten nichts vermögen wird.

Als die Nationen Oesterreichs im starren Schlafe geknebelt neben einander lagen, ohne sich regen zu dürfen, da hatten sie alle ruhig neben einander Platz. Seitdem sie aber nach dem 13. März entfesselt sich regen und dehnen, da giebt es Püffe und Rippenstöße, da fühlt sich eine jede Nation ganz unbehaglich in Oesterreich. Jede Nation möchte gern ausschließlich Herr sein im eigenen Hause, möchte nicht gern Tisch und Bett mit anderen theilen. Wo sie factisch allein sind, wie in Italien, in Oberösterreich, wird man diese Tendenz in der Ordnung finden, wo aber wie in Böhmen, Mähren und Schlesien gemischte Familien wohnen, dort entsteht Eifersucht, Streit und Kampf, dort sind uns aber auch unsere Brüder näher als die anderen und wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Sehen dies die Tschechen nicht ein, so muß es zum Streite kommen. Oesterreich — das zusammengeheiratete Conglomerat — von den meisten seiner Regierungen unrecht behandelt — muß jetzt, da sich die Menschen ihre Verhältnisse nach natürlichen und gesunden Regeln gestalten wollen, neue Bedingungen seiner Existenz suchen. Die pragmatische Sanction allein wird nicht genügen. Wenn es

diese Bedingungen nicht findet, so werden die Helden der „Wiener Zeitung", Häußler, Stubenrauch und Baron Buschmann seinen Zerfall nicht verhindern können. Wir Deutschen müssen zum Urquell unserer Existenz, zum deutschen Volke und Reiche, wieder zurück — mit der Dynastie, wenn sie will, ohne Dynastie, wenn sie sich dagegen sträubt. — Dadurch werden wir selber als Volk, dadurch wird Deutschland erstarken und mächtig genug werden, den turbulenten Wälschen sowohl, wie dem intriguirenden Czaar ein Halt! zuzurufen. Ein geeintes Deutschland würde besser als ein zerfahrenes Oesterreich Freiheit und Ordnung von Troppau bis Triest zu wahren wissen. — Ungarn ahnt seinen Untergang in den Fluthen des Slaventhums. Der alte blinde Wesselenyi hielt neulich eine von der Ahnung des Unterganges seiner Nation düster durchwehte Rede, fordernd, daß jeder Magyar sich waffne, damit, wenn er falle, der Magyar mit Ehren falle. Sie, die noch vor Kurzem dem deutschen Oesterreicher stolz den Rücken kehrten, zwingt die eiserne Noth, wieder zu uns zu kommen, sich mit uns zu verbünden gegen die ringsherum sich gespenstig erhebende Slava. Die Ungarn werden den Frankfurter Tag wahrscheinlich mit Gesandten beschicken. Auch die Polen, wollen sie nicht russisch werden, müssen im deutschen Schutz verbleiben. — Dänemark diente durch seinen abenteuerlichen Kampf des Affen gegen den Löwen nur dazu, uns zum Bau einer Flotte Anregung zu geben. Es wird zum Schattenbild herabsinken. — Wenn, wie es den Anschein hat, die französischen Schweizer der Jura und von Genf sich

der französischen Republik einverleiben lassen, dann werden die deutschen Schweizer sich sicher dorthin wenden, von wo sie bisher nur durch den Despotismus zurückgeschreckt worden sind. So wird sich inmitten Europas das schöne Deutschland als tonangebende Culturmacht constituiren, um Bildung, Recht und Freiheit zu schützen vom Rhein bis zum schwarzen Meere. Was könnte Oesterreich berechtigen, sich dagegen zu stemmen? Etwa seine Ohnmacht? Oder weil es stets so ausgezeichnet culturfördernd verwaltet wurde, daß wir jetzt, wo alle Krebsschäden zum Himmel stinken, nicht wissen, wo mit der Cur zuerst angefangen werden soll? Was ist das Resultat der historischen Kraftanstrengungen unsrer Regierungen? Oesterreich rettete im Kampf gegen den deutschen Geist die bedrohte römische Pfaffenmacht, vernichtete im eigenen Lande die Regungen der Vernunft, vernichtete Religions- und Gewissensfreiheit, spaltete Deutschland in zwei noch jetzt bestehende feindliche Lager. — Verdient es von uns Anerkennung und Dank dafür, für die Thaten einer Zeit, in welcher das Volk niemals befragt, nur willenloses Werkzeug und Opfer dynastisch-jesuitischer Politik gewesen ist? — Wird uns in nächster Zukunft die Dynastie gegen das Slaventhum schützen? Kann sie es? Will sie es? — Nein! Sie liebäugelt mit einer slavischen Kaiserwürde und läßt Palatzky berufen, damit er den Uebergang zu einer slavischen Regierung vermittle. Die Oesterreicher, Steirer, Tiroler sind zwar der Gefahr der Slavisirung nicht ausgesetzt, allein, was soll aus den Deutschen in Böhmen, Mähren, Schlesien und Illirien werden? Wenn man uns zu

Franzosen machen wollte wie die deutschen Elsässer, oder zu Engländern, Americanern, wenn wir in elegante, schnurrbärtige Magyaren metamorphosirt würden, das ließe sich der Wiener noch gefallen, allein Böhm zu werden — dazu vermag ihn nicht einmal die angestammte Liebe zum Kaiserhause!

Die Deutschen in Prag sind schon jetzt in der größten Gefahr, nicht nur ihrer Cocarden, ihrer Nationalität, sondern sogar des Lebens. Zum Glück sind sie so feig und eingeschüchtert, daß sie sich nicht rühren. Ja im Nationalausschuß sitzen viele deutsche Ueberläufer neben gesinnungslosen deutschen Aristokraten. Wenige dieser sauberen Versammlung sprechen gut tschechisch. — Die Berufung des tschechischen Führers, die trotz aller Petitionen nur wenig veränderte Wahlordnung und die erste Kammer werden wohl Pillersdorff stürzen, den recht braven, ehrlichen, aber schwachen, den Zeitverhält- nicht gewachsenen Mann. Dr. Wolf, Mitglied des Vereins der Deutschen, sagte ihm in's Gesicht, die Berufung Palatzky's hätte eine Katzenmusik am hellen Tage verdient, aber eine mit blutigen Köpfen!

Mein Fuß ist in den letzten Wochen wieder schlimmer geworden. Wenn ich auch eigentlich kein Revolutionär bin, und keinerlei Amt bekleide, so halten mich doch die Besuche der verschiedenen Clubs, der zahllosen Versammlungen stets in Athem. Ich werde einen radicalen Schritt thun, und mich von den Staatsgeschäften vollständig zurückziehen müssen, um ausschließlich meiner Gesundheit und meinen Studien zu leben!"

16. Mai. „Ich habe schon wieder eine Revolution zu melden, mit bedeutenden staatsrechtlichen Folgen — aber um Dich nur sogleich zu beruhigen, ohne Todte und Verwundete und — ohne Republik! Eine so gemüthliche Staatsumwälzung oder eigentlich Verfassungsumwälzung ist wohl noch selten vorgekommen. Ohne Verschwörung, ohne Vorbereitung, ganz aus dem Stegreife, holte sich das Wiener Volk nicht blos für sich, sondern für alle Provinzen und Nationen die derben gesunden Errungenschaften, die, obwohl nur einfache Consequenzen der Märztage, uns im Laufe der letzten etwas verfahrenen Ereignisse langsam entzogen worden waren. Eine idyllische aber folgenschwere Revolution, äußerlich nur als regelrechter Parademarsch sich darstellend. Ungehindert passirten die feinsten Damen tagüber das Schlachtfeld, auf welchem höchstens hie und da ein Tropfen Bier geflossen ist. — Ich glaube kaum, daß der Kaiser irgend welche Notiz davon genommen hat. — Höre! Unser Ministerium bestand aus alten Bureaukraten, die nicht das leiseste Verständniß hatten von dem Geist, der die Zeit und die Massen gegenwärtig beherrscht. Beim vielleicht ehrlichsten Willen war es stets tactlos, schwach und unconstitutionell, daß es bald alles Vertrauen, alle Achtung verlor. Factisch bestand gar keine Regierung. Jede 200 Mann, die eine Deputation schickten, konnten alles erreichen. Daß die öffentliche Ordnung durch nichts Schlimmeres als durch Katzenmusiken gestört wurde, ist nur dem gesunden Sinn unseres Volkes, namentlich den Studenten zu verdanken, welche die

Gewalt in der Hand hatten. Als das Preßgesetz zurückgenommen, der total unfähige Taaffe entlassen, die Liguorianer entfernt worden waren, kehrte auf einige Zeit das Vertrauen und die Ruhe in die Gemüther zurück. — Unterdessen war die Reaction sehr thätig im Ausstreuen von beunruhigenden Gerüchten, welche Studenten und Garden entzweien sollten. Die Stimmung war gereizt gegen die Studenten. Dieselben wußten sich aber zu helfen; damit Jedermann sich überzeugen könne, daß wir keine Republik, keinen Communismus wollen, daß wir nicht im Solde von Carlo Alberto stehen, wurde die Aula allen Bürgern und Garden geöffnet. Dadurch bildete sich allmälig ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Studenten und Garden heraus. Daß dann die Aula das Complot zur Wiedereinführung der Liguorianer entdeckte, dem Erzbischof Milde und Minister Fiquelmont Katzenmusiken brachte, einen gefangenen Spitzel unter Giskra's Anführung durch die Stadt geleitete, darüber jauchzte die Menge — der Kern der Bürgerschaft schüttelte zwar die Köpfe, war aber mit den Resultaten dieser Demonstrationen nicht unzufrieden. Ebenso verzieh man den Studenten, als den geborenen Wächtern der Freiheit, sehr gerne, daß sie jedes Gesetz, wie das Preßgesetz, daß sie die geschenkte Verfassung vom 25. April einer genauen strengen Kritik unterzogen. — Um diese Einigkeit wirksam zu benützen, um wenigstens eine Gewalt zu begründen, welche die Ordnung zu erhalten, Garden und Studenten von Excessen zurückzuhalten fähig sei, um in allen öffentlichen Angelegenheiten gemeinsam vorzugehen, wurde ein Central-

Comité der Nationalgarde und der Studenten gegründet, das von allen Compagnien beschickt, die öffentliche Meinung der Stadt Wien repräsentirte. Bisher war sein Wirken mäßigend und segensreich gewesen. Von nun an hörten alle stürmischen Auladebatten mit ihren übereilten Beschlüssen auf, machten dem Rathe der Garden Platz, der eine Macht zu werden begann. Diese Macht war den Männern der Reaction ein Gräuel. Am 14. erschien ein Tagesbefehl von Hoyos, dem Commandanten der Garde, der die Auflösung des Comités wünschte. Am 14. um 10 Uhr Nachts wurde Vergatterung geschlagen. Ich ging auf die Universität, die nur von der gewöhnlichen Wache besetzt war. Allmälig erscheinen die Studenten. Keiner kennt den Grund des Alarms. Die Garden glauben, wir Studenten seien die Veranlassung, das aufzulösende Comité habe eine Katzenmusik veranstaltet, andere wieder vermuthen, man fürchte einen Angriff der Arbeiter. Eine Deputation wurde zu Hoyos abgeschickt, der ruhig im Bette lag und ebenfalls die Arbeiter als Veranlassung nannte. Nirgends aber war von den gefürchteten Arbeitern eine Spur zu entdecken. Am andern Tage aber sind Alle über den unnützen Lärm, der Garden und Studenten entzweien sollte, gemeinsam sehr erbittert. Garden und Bürger erscheinen in der Aula und schwören, den Studenten solle kein Haar gekrümmt werden. — In der Nacht stand die ganze Garnison auf dem Glacis, auf den Basteien Kanonen! — Auf der Universität herrscht die größte Erbitterung. Die letzten Vorfälle, namentlich die Nichtberücksichtigung der Petitionen der

Garden und Studenten gegen Wahlgesetz und Verfassung, die Berufung Palatzky's, das Auftreten des Jellachich, die Adresse der mährischen Stände u. s. w. wurden einer leidenschaftlichen Kritik unterzogen. Nachmittag drei Uhr neue Vergatterung, Universität und Garde eng verbrüdert, beschließen eine neue Deputation zu Pillersdorff zu schicken und ihm die Volkswünsche nochmals energisch zu empfehlen. Pillersdorff will erst morgen Antwort geben. Nein, heute! Die Deputation geht nochmals hin und da sie etwas lange ausbleibt, marschiren Garde und Studenten mit fliegenden Fahnen unter Jubelgeschrei über den Graben auf den Kohlmarkt und auf die um die Burg liegenden Plätze. Denn Pillersdorff hatte sich aus dem Gebäude des Ministeriums in die Burg begeben und dorthin war ihm die Deputation gefolgt. — Mit dem Kaiser selbst kam kein Mitglied der Deputation in Berührung. Da durchaus keine Möglichkeit vorhanden war, mit der kleinen Besatzung von 8000 Mann dieser bewaffneten Schaar von Garden und Studenten entgegenzutreten, welche auch nicht dumm genug waren, zu warten, bis andere Regimenter aus Mähren und Galizien per Nordbahn vor der Stadt anlangen würden, so wurden die Forderungen bewilligt, diese waren im Wesen: 1. Die Reichsversammlung soll durch allgemeine Wahlen wie zur Frankfurter Versammlung gewählt werden und in Einer Kammer eine Verfassung ausarbeiten. 2. Das Central-Comité soll fortbestehen. 3. Die Wachen werden von Militär und Garde gemeinschaftlich besetzt. 4. Nur wenn's die Nationalgarde verlangt, soll das Militär

ausrücken. Dies die Resultate des improvisirten Aufstandes. Alles ging in bester Ordnung vor sich. Nachts Beleuchtung. — —"

24. Mai. — „Eure Dietacher Briefe verrathen, daß dort oben wegen der Wiener Ereignisse ein panischer Schrecken herrscht, und doch war die Stimmung nie gefahrloser, die Ruhe gesicherter als gerade jetzt. Sogar der 15. Mai griff zwar in die öffentlichen, aber niemals in die privatrechtlichen Verhältnisse ein. Obgleich mindestens 10.000 Arbeiter beisammen waren, ist doch von keinem Unfug gehört worden. Und wenn jemals der Geist des Umsturzes entfesselt hätte auftreten können, so wäre es an jenem Montag gewesen. Wenn hier jemals Republik oder Communismus möglich gewesen wäre, so hätten sich gewiß nach der übereilten Flucht des Kaisers nach Innsbruck Zeichen davon geäußert. Und jetzt — daß sich Gott erbarm! Jetzt ist die Herrschaft und der Triumphzug Metternichs viel eher möglich, als irgend ein Triumph der Freiheit. An jenem Montag wollte kein Bürger von der Universität wegbleiben, ihr begeistertes Umarmen riß die Studenten hin, und heute will von diesen Tausenden keiner dabei gewesen sein! — Die letzten Ereignisse beweisen, daß der Wiener für die Erfahrungen des öffentlichen Lebens noch Lehrgeld wird zahlen müssen, solange er fortfährt, mehr vom Herzen als vom Kopfe sich leiten zu lassen. Wäre der Kaiser nicht am 17. entflohen, die Wiener würden mit dem Resultate des 15. glücklich sein und sich dieses Tages rühmen. Durch diese gänzlich unmotivirte Abreise des Kaisers aber und über dem Halloh

der Provinzen gestalten sich die Ansichten anders. In Anbetracht dieser Stimmung der Wiener in den Provinzen und in Erwägung, daß mit dem 15. Mai dem Gebäude österreichischer constitutioneller Freiheit der Schlußstein eingefügt worden ist, beschloß bereits die Legion, sich als politischer Körper aufzulösen, und nur als Theil der Nationalgarde fortzuleben. Man fängt an einzusehen, daß, soll die Staatsmaschine wieder einen geregelten Gang gehen, die unregelmäßigen Einflüsse aufhören müssen. Diese abnorme Stellung der Legion war, einzig in der Weltgeschichte, das Product des Wundfiebers der österreichischen Völker. Darum soll man es ihnen danken, anstatt ihnen die Verantwortlichkeit für die Folgen eines frechen Streiches der Camarilla aufzubürden. Es gingen nicht nur aus den plötzlich sehr gesprächigen Provinzen, sondern auch aus Wien von jener Partei, die nun den Moment für Realisirung ihrer im Finstern ausgebeuteten Pläne gekommen wähnt, sonderbare Adressen hervor. Die Eine möchte Sr. Majestät nebst andern Sachen auch die Resultate des 15. Mai zu Füßen legen, eine andere jammert, daß uns damals einige Ruhestörer, ohne daß wir wußten, worum es sich handelt, bei der Nase geführt hätten. In den Provinzen ziehen die Emissäre der Aristokratie herum, wie Hohenbruck, Chorinsky, Schwarzenberg, um die Studenten durch die schwärzesten Lügen zu verleumden. Lazansky rühmte sich in Prag, dem Kaiser zur Flucht gerathen zu haben und wurde dafür durch Slavarufe belohnt. Diese Uebertreibungen öffneten den Wienern wieder die Augen. Von vielen Compagnien der Garde

wurden die Studenten aufgefordert zu bleiben. Trotzdem werden die Nicht-Wiener wohl alle auf die Ferien gehen. Auch in den Provinzen wird die langsam nachhinkende Wahrheit das Netz der gräflichen Lügner zerreißen. Es wird die Wiener lehren, bei jedem wichtigen Schritt den Verstand erst zu Rathe zu ziehen. Der Sicherheitsausschuß ist in voller Thätigkeit. Doch herrscht die größte Ruhe. Um den verderblichen Einflüssen eines Bombelles und der Hofdamen entgegenzuarbeiten, die Majestät von schlimmen Unbesonnenheiten abzuhalten, ist Doblhof nach Innsbruck gegangen. Daß Prag sich weigert, Befehle von Wien anzunehmen, wirst Du wissen. Aber auch Agram hat den Palatin im Bilde verbrannt, ein eigenes Ministerium eingesetzt und rüstet sich zum Kampfe. Die Tscheschen lassen von den Gebrüdern Klein und allen Büchsenmachern 30.000 Gewehre anfertigen. Der junge Sommaruga hat auf seiner Reise nach Frankfurt und Prag erklärt, daß die Nationalgarde Wiens mit Ausnahme des Kärntner und Wimmer Viertels einen Hochverrath am Kaiser begangen hat und Oesterreich seine Todeswunde erhielt. Und doch ist gerade dieser junge Heulmeyer Mitveranlasser der Ereignisse des 15. Mai. Denn er war kaum aus Frankfurt angelangt, als er schon im Leseverein sich äußerst erbittert gegen das Central-Comité aussprach, und die Garde des Kärntner-Viertels bewog, in einer Adresse an Pillersdorff gegen dieses Comité zu protestiren, welcher Protest dem Minister den Muth gab, die Auflösung des Central-Comités zu verfügen, und dies veranlaßte den 15. Mai. — — Weiß Gott, wie lange es noch

dauert, bis die Angelegenheiten des Vaterlandes sich vernünftig geordnet haben, und ein armer Doctorand von den Weltereignissen nicht mehr in seinen Studien unterbrochen wird!" —

29. Mai. „Diesmal beneide ich Euch nicht um die grünen duftenden Wiesen, die brausenden Wellen Eurer Traun, die glänzenden Fernsichten in die Alpen. Hier ist voll pulsirendes Leben, hier wird Geschichte gemacht und der edle Kampf der Freiheit mit jedem Tage erneuert. Hier auf dem Steinwall, umrauscht vom schwarz-roth-goldnen Banner, beim Wirbeln der Trommeln und dem Heulen der Sturmglocken, in der Mitte todesmuthiger Schaaren am lodernden Wachfeuer ist der Platz der Patrioten. Was unsere kühnsten Phantasien kaum träumten, was die Herzen ehemals nach Griechenland zog, das Joch der Türken zu brechen, was uns in unseren Studien aus der Welt der Griechen und Römer begeisternd anhauchte — wir sehen, wir erleben es selbst in schlackenreiner Gestalt. — Den Männern war es eine Lust, die Werkzeuge der Reaction aus den Thoren der Stadt hinauszudrängen. Ihnen gebührt, wenn sie auch kein Leben einbüßten, für ihre Todesentschlossenheit der Ruhm der Geschichte. Doch der Lorbeer gebührt den Wiener Mädchen und Frauen. Edel und groß stehen sie da! Beim ersten Barricadenbau in der Wollzeile waren noch wenige Arbeiter zugegen, so daß nur Studenten, Garden, Männer im Frack — aber auch Mädchen und Frauen in Shawls und Hüten, Stubenmädchen, Hausmeistersche und distinguirte Damen die erste Mauern errichten halfen. Später

gaben an der Barricade der 40 Künstler vor dem Hause des Erzbischofs eine Anzahl von jungen Damen jedem Manne der Besatzung eine Anzahl von Patronen, die sie selbst fabricirt hatten. In einem Korbe trug ihnen das Dienstmädchen die Munition nach. Das alles wird Dir in der idyllischen Ruhe oberösterreichischer Wälder sehr sonderbar vorkommen, wärest Du hier gewesen, Du hättest es ganz natürlich gefunden, daß anständige Frauen mit dem Gewehr einhergingen und wenn man ihnen die Last abnehmen wollte, indignirt antworteten: Ich habe so gut wie Sie ein Recht, die Freiheit zu vertheidigen. Geschäftig gingen Frauen und Fräulein der besseren Classen mit Vorräthen von Brod, Kipfeln, Semmeln, Käse, mit Krügen voll Bier, mit weißem und schwarzem Kaffee zwischen den Barricaden einher, und reichten die Portionen, Tassen und Gläser den Garden, Studenten und Arbeitern, die es brüderlich untereinander vertheilten. Am 26. Abends machte ich eine Kletterpartie durch die Stadt, die jener auf der großen Priel nicht viel nachgab. Alle 200 Schritt eine Barricade. Alle Fenstern garnirt mit Pflastersteinen, und über den Steinen hübsche Gesichterchen mit zarten Händchen die Steine ordnend. Im Hintergrund öfter ein akademischer Hut, düster herabdräuend. In der unteren Bischofsgasse entdeckte mein Kamerad an einem noch leeren Fenster des 2. Stockwerks ein recht feines Gesicht theilnehmend herabblickend. Schnell nimmt Jeder von uns zwei Pflastersteine, eilen rasch hinauf in die Wohnung, die uns sogleich, als hätte man schon auf uns gewartet, geöffnet wird. Die Mutter etwas verlegen, die

zwei Mädchen aber und ein Bube in Eduards Alter unsinnig froh. Die Mädchen verklagen die Mutter, weil sie keines von ihnen hinaus auf die Straße gehen ließ. Wir trösten die ängstliche Mutter: es sei jetzt gar keine Gefahr mehr vorhanden. Sie erklärte blos Furcht vor den Arbeitern zu haben und durch unsere Gegenwart vollständig beruhigt zu sein. Nachdem wir mit aller Artigkeit alle vier Fenster bewaffnet, werden wir ganz freundlich mit einer Tasse Kaffee bewirthet, wobei endlich auch der Vater des Hauses, ein Nationalgardist, erscheint. — Ich mußte fort, um, meinem Auftrag gemäß, den Zustand des Rothenthurmthores zu untersuchen. Mein pflichtvergessener Kamerad aber läßt sich bewegen, sitzen zu bleiben. Endlich beim Thor, wo der verhängnißvolle Schuß einen Bürger tödtete, finde ich den Platz vom Regimente Nugent und einer großen Menschenmenge besetzt, die Officiere sehr bescheiden, entschuldigend, die Soldaten in bester Laune. Den Officieren sah man an, daß sie Angst hatten und sich auf keinen Fall auf ihre Mannschaft verlassen konnten. Während ich noch mit ihnen sprach, kommt der Befehl, sich auf's Glacis zurückzuziehen, worüber das Militär ebenso sehr sich freute wie das Civil. — Ich klettere zurück über die vielen Barricaden und verkünde überall, zuletzt auf der Universität, das freudige Ereigniß. Mit dieser frohen Botschaft gelange ich auch auf die Brandstatt. Dort falle ich vor dem Eichbierhause den Garden des Schottenviertels in die Hände, die mich gefangen nehmen, in's Haus führen und mit Brüderschafttrinken beschäftigen. Die neugewonnenen

Brüder bitten mich zuletzt, mit ihnen in den Schottenhof, ihren Sammelplatz, zu kommen damit ich mich überzeuge, daß die Schottenviertler nicht, wie man sie verleumdet habe, den Studenten abgeneigt seien. Auf dem Wege kommen wir an dem Hause des Grafen Hoyos vorbei, der bei dem Versuch der Schließung der Universität eine Hauptrolle gespielt hatte. Eine erbitterte Menge horchte den Worten einen Redners, der dem Arbeiterstande anzugehören schien, er sprach: „Das ist nun schon die dritte Revolution, es nimmt gar kein Ende. Die lumpigen Aristokraten fangen immer von Neuem an. Es wird nicht eher ein Ende haben, als bis sie alle aufgehängt sind! Wir ruhen nicht, bis die Urheber der heutigen Revolution gehängt sind!" — Aufhängen! schrie Alles. Aus dem ersten und zweiten Stock sahen Studenten heraus. Einer derselben rief herunter: „Ja liebe Brüder, wenn wir den Vogel nur erst hätten — aber diesmal ist er entwischt!" — „Nein, er ist drinn, wir wissens!" — Ein Akademiker aus dem Fenster: „Brüder, wir hängen ihn, wenn er schuldig, darum muß erst der Mann vor's Gericht. Wir sind ja keine wilden Bestien! Wir alle sind zwar großmüthig, aber auch gerecht. Also nicht hängen, bevor er verurtheilt ist. Und die Legion wird sein Urtheil sprechen. Aber was wir brauchen, sind Geiseln, Unterpfänder, damit uns die Aristokraten nicht auf's Neue verrathen." — „Bravo, es leben die Studenten." Das neue Schlagwort, Geiseln, hat wohl an diesem Tage das Leben des Commandanten gerettet. Hoyos wurde nun, umgeben von Garden und Studenten, auf

die alte Universität geführt, wo er sicher war. Am 26. war der Ruf: Die Aristokraten müssen hängen, allgemein, und nur Studenten fanden Gehör dagegen. — Im Schottenhof blieb ich, bis es finster geworden war, und kehrte durch die Herrengasse und Kärntnerstraße zurück. An den Gewölbthüren war angeschrieben: Heilig ist das Eigenthum, aber auch: Nieder mit den Aristokraten! — Am 26. hatten Studenten und Arbeiter alles in ihrer Hand, Leben und Eigenthum ihrer Feinde. Wenn auch manche böse Zunge die ersteren Lausbuben, die letzteren Gesindel schimpft, beide haben groß gehandelt! — Statt den wüthenden Arbeitern und Vorstadtgarden ihre Feinde zu überlassen, haben die Studenten an diesem Tage manches Leben gerettet. — Die Arbeiter haben sich riesig abgearbeitet. Sie selbst hielten Ruhe und Ordnung aufrecht. Man weiß von keinem Diebstahl zu erzählen — und doch hatten nicht alle von ihnen satt zu essen bekommen. Erst am 27. wurden sie in Rollen verzeichnet, nach diesen Rollen gelohnt und gespeist, endlich am 28. und 29. wieder an ihre frühere Arbeit gewiesen, am 30. sind nicht mehr in der Stadt, als zur Pflasterung nothwendig waren. — Und ich glaube, daß dieser Zug der correcten Ehrlichkeit der Arbeiter unsere Reactionäre am meisten erbittert. — Ich habe mich überzeugt: was diese armen Leute uns zu helfen trieb, war nicht Skandal- und Raubsucht, sondern wirkliche Zuneigung, nicht zur abstracten Freiheit, sondern zu den Studenten, ihren Wohlthätern, denen sie eine humane Behandlung, Arbeit und Lohn verdanken. — —

Der Beschluß, die Legion aufzulösen, war schon gefaßt, als von allen Seiten, von Literaten, vom Kleinbürger, hauptsächlich vom Arbeiter der Ruf erscholl: „Die Universität solle nicht abdanken! kein Student soll fort, wir nehmen sie in Kost und Wohnung.“ — Eine Arbeiterdeputation erbot sich, daß jeder Arbeiter täglich von seinem Lohne fünf Kreuzer für die Studenten zurücklegen wolle!! — Als die Stimmung wieder von allen Seiten sich so sehr gehoben hatte, wird plötzlich am 26. in aller Früh ein Plakat angeschlagen, welches unter Androhung des Standrechtes die Legion aufzulösen befiehlt! Zu allem Ueberfluß erscheint noch ein Bataillon Nugent vor der Universität und verlangt von den etwa 40 wachehabenden Studenten, die Universität zu übergeben. Diese aber erklären einstimmig, lieber zu sterben, als solchen Verrath zu begehen, sie laden ihre Gewehre, schreien das Volk aus dem Schlafe, und verbarricadiren mit Schulbänken rasch die Treppe, die zur Aula führt. Füster, rasch herbeigeholt, parlamentirt mit den Officieren, bis endlich die Menschenschenmenge so ungeheuer angeschwollen ist, daß das Bataillon darunter ganz verschwindet, und der Officier auf seinem Pferde vor all den Drohungen erbleichte. Hinzukommende Garden spielten mehr die Rolle von Vermittlern als von Bundesgenossen des Militärs. Endlich gaben Hoyos, Montecucoli und Hye den Studenten eine Stunde Bedenkzeit. Da ging's mit Blitzesschnelle durch die Gemüther. Man hatte aus der Flucht des Kaisers, aus dem Innsbrucker Manifest, dem Treiben der Bombelles, Chorinsky, Hohenbruck,

Lazansky und Leo Thun schon lange die Glieder der Kette einer reactionären Verschwörung gewittert. Nun sah man, wie die erste Errungenschaft des 13. März, die Bewaffnung der Studenten, nicht durch ein Gesetz, sondern einfache Verordnung vernichtet werden sollte. „Wenn die Studenten fort sind, ist alles verloren.“ — Dazu die Nachricht, daß während der Nacht drei neue Regimenter auf dem Glacis sich aufstellten und endlich die Thoren besetzten und in die Stadt einrückten — endlich, daß ein Bürger am Rothenthurmthor erschossen wurde — — da brach's los. Von allen Thürmen läutets Sturm, in allen Straßen wirbeln Trommeln, der Ruf zu den Waffen wird allgemein. Aus den Fenstern der Hörsäle fliegen krachend die Schulbänke, an denen wir so manches Jahr friedlich gesessen, fliegt das Katheder, von dem Springer und Leeb und Winiwarter ihre Weisheit verkündeten. Aus diesem heiligen vom Geist der Gesetzlichkeit durchdrungenen Holze wurden die ersten Barricaden gebaut. — Vom Stubenthor bis zur Riemerstraße stand Militär. Knapp vor der Front des Militärs wird die erste Barricade der Wollzeile gebaut, wozu ein naher Bauplatz Pfosten, Bretter und Ziegel liefert. Sobald die Barricade in vertheidigungsfähigem Zustande und mit etwa 12 scharfgeladenen Gewehren besetzt war, wurde mit dem Officier unterhandelt und auf Bitten und Drohen zog er sich bis unter das Stubenthor zurück. — Die Arbeiter und Garden der Vorstädte eilten bald massenhaft herbei und ertrotzten den Einlaß durch die geschlossenen Thore. — Die Stadtgarden setzten ihre conservativen Anführer ab und zogen

unter Neugewählten auf die Barricaden. Diesem einmüthigen Widerstand mußte von oben nachgegeben werden. — Schade, daß der Kaiser nicht hier ist — sein Erscheinen würde beruhigend gewirkt haben. Heute ist sein Namenstag. Musikbanden, denen Garden und Studenten folgen, durchziehen die Straßen zur Feier. — Ich glaube, daß durch den 26. jede Reaction vernichtet ist. Eine solche einmüthig entschlossene Haltung der Stadt muß den Gegnern begreiflich machen, daß hier an eine Contre-Revolution nicht zu denken ist! Wien hat seine Zähne gezeigt!"

31. Mai. „Die Wogen des Volkszornes legen sich allgemach. Die Straßen sind geebnet, es kommen auch die Hausmeister mit Leitern an die Fenster und nehmen die Pflastersteine herab. Die Maurer streichen die Wände weiß an, an denen die Wachtfeuer hoch emporloderten — kurz tausend fleißige Hände regen und tausend Magen füllen sich mit dem Verdienst, den ihnen der letzte Aufstand gebracht hat. Hie und da eine Trommel, die Schaar bewaffneter Bürger auf die Wacht führend. Zweihundert Juristen mit einer schönen weißatlassenen Fahne, vom Turnlehrer Stefani getragen, beziehen die sehr fein eingerichtete Burgwache, gemeinschaftlich mit den Grenadieren. Da hängt sich der Jurist dem Kameraden Grenadier an den Arm, bietet ihm eine Cigarre an und erkundigt sich nach der Bedeutung des letzten Spectakels in der Kaserne. Ein Hauptmann hatte nämlich, nachdem schon der Stock abgeschafft, einem italienischen Grenadier 25 verordnet. Die italienischen Corporals weigern sich zu prügeln, bis sich endlich zwei

polnische dazu mißbrauchen lassen. Der Geprügelte macht aber einen so gräulichen Lärm, daß die ganze Kaserne zusammenläuft und dem Hauptmann eine gewaltige Katzenmusik bringt! — Auf dem Kärntnerthor steht der dichterische Oberlieutnant Pannasch, jetzt Obercommandant der Garde; durch's Thor herein maschieren Compagnien der Legion, hinter ihnen folgen zwölf Stück Kanonen, — Volkskanonen — sie werden in's bürgerliche Zeughaus gebracht. — — Wien hat das Banner der Freiheit am entschiedensten aufgepflanzt. Es steht hoch über Berlin, es ist jetzt politisch die bedeutendste Stadt Deutschlands. Sollte Wien wirklich durch die Zersplitterung der Monarchie gefährdet werden, was nur dann der Fall wäre, wenn es Böhmen gestattet würde, sich so halb-souverain wie Ungarn zu constituiren, so werden doch die feinhörenden Gegner das Gras auf dem Stephansplatz nicht wachsen hören. Wien wird durch seinen eigenen gesunden Geist gerettet werden und — wenn es keine österreichische Monarchie gäbe, wird es doch stets ein Deutschland, ein deutsches Volk geben, das auf Wien stolz sein wird. — Wien ist vielleicht für Oesterreich nicht ganz das, was Paris für Frankreich, weil Oesterreich wohl einen Staat, aber nicht eine Nation bedeutet und das politische Leben jeder einzelnen Nation sein eigenes Centrum sucht. Wien hat alle Lasten, allen Kampf für die Provinzen zu tragen. Während Wien kämpft und streitet, sehen die Provinzen, einige mit kritischen, andere mit feindselig neidischen, manche allerdings mit theilnehmenden Blicken zu. — Geht's aber daran, die Früchte des von Wien erfoch-

tenen Sieges einzuheimsen, ei wie schnell sind sie da alle bei der Hand, um jedes für sich seinen Theil separat aus dem Füllhorn herauszulesen, das ihnen großmüthig Vindobona bietet. — Wien hat bewiesen, daß es nicht blos im März die Freiheit errungen, sondern auch gegen die Schliche der Aristokraten und Jesuitenfüchse zu vertheidigen versteht. Wien hat es bewirkt, daß der deutsche Name jetzt der der Freiheit ist, daß er Opposition gegen politische und religiöse Verdummung bedeutet. Wien geht muthig voran — die Provinzen werden allmälig schon nachhumpeln! — Von seiner Loyalität hat Wien nichts verloren. Gestern war die Stadt dem Kaiser zu Ehren beleuchtet. Um zwei Uhr Nachts kam noch ein Zug singend vor Pillersdorffs Haus. Er trat hinaus und vom Schein der Fackeln gespenstig beleuchtet, sprach er mit dumpfer hohler Stimme: Bleibet treu Eurem Kaiser, es wird ihn in der Ferne freuen! — Einem zweiten Haufen rief er zu: Bewahret dem Landesfürsten Eure Treue — und ebenso einem dritten dieselbe Aufforderung, als sei die Gefahr der Proclamirung der Republik zu befürchten. Es machte neben diesem Schauerlichen einen komischen Eindruck, als ein Ungar laut dazwischen rief: Pillersdorff, Kerl ehrliches — Eljen! — —

Professor Hye, dem man die Schuld der Schließung der Universität am 26. beimißt, wird von zwei Mann Garde bewacht. Natürlich wird ihm nichts ernsthaftes zu Leid gethan werden, aber sein Ruf ist hin — er ist unmöglich für die Zukunft. Von den Weibern wird ein Blatt ausgeschrieen: Der Professor Hye von der Universität, auch Einer von Denen! — —

Von unseren Blättern geben alle, die noch etwas conservativ zu schillern wagten, seit dem 26. die schwarz-gelbe Farbe auf und schwören zur Schwarz-roth-goldenen. So lenkt die „Wiener Zeitung" von ihrem herben Urtheil über den 15. Mai allmälig ein, damit sie nicht ebenso unmöglich werde, wie ihre Redacteure, besonders der schönschreibende Häußler geworden. Er und Stubenrauch wurden von der sechsten Compagnie der Juristen — einer sehr gemäßigten Compagnie — wegen ihrer Gesinnungslosigkeit ausgeschlossen. — Seit dem 26. ist sogar die „Allgemeine Theaterzeitung" radical und geberdet sich, als wäre Bäuerle von jeher ein frischer und freier deutscher Burschenschafter gewesen. — — '

3. Die Reichstagswahl.

Diese Briefe, welche manches Gerücht, manche Thatsache enthalten, die nachträglich im Lichte der Geschichte einen anderen Ausdruck angenommen haben, sie geben wenigstens ein unmittelbares lebendiges Bild jener wunderbaren wechselvollen Stimmungen, welche die Kreise des Wiener Volkes im Frühling 1848 beherrschten. In der mir 1872 zur Disposition gestellten Mappe meiner Schwägerin findet sich nunmehr eine große Lücke verursacht durch polizeiliche Eingriffe, und erst vom 17. Juni ist wieder ein Brief vorhanden, aber bereits aus Lobenstein in Schlesien datirt. Mit Anfang Juni

wurde ich mehr und mehr krank. Ein Arzt diagnosticirte Lebergeschwulst; Gelbsucht stellte sich ein, und ich wurde bettlägerig und so elend, daß ich befürchtete, sterben zu müssen. Doch hatte ich eine abergläubische Idee, daß die heimatliche Luft allein mich noch retten könne. Wider den Willen meines Arztes ließ ich mich nach Schlesien entführen, in der Absicht, von nun an der activen, aufregenden Theilnahme am politischen Leben ganz zu entsagen, wo möglich wieder meine Gesundheit zu gewinnen, rasch in der Einsamkeit des Landes mich mit meinem Doctorat zu beschäftigen und mich in Troppau in der Kanzlei meines Freundes Dietrich für die advocatische Laufbahn vorzubereiten.

Denn zwischen mir und meinem alten Freunde und Gönner Dr. E., auf dessen Sympathien sich alle meine Zukunftspläne bisher basirten, war eine täglich mehr sich erweiternde Kluft eingetreten. Nur in den Märztagen waren wir derselben Meinung. Schon im April fingen unsere Ansichten an, auseinander zu gehen, die seinen nach rechts und die meinigen nach links. Auf der Aula gehörte ich regelmäßig zu den Gemäßigten, die besonders unter den Juristen stark vertreten, mit Hoffer, Neusser, Habrofski, Unger, Harum u. s. w. bemüht waren, alle zu üppigen Auswüchse der Legion zu verhindern, insbesondere der im „Studenten-Courier" vertretenen Fraction der Unbesonnenen entgegen zu wirken, die zu allen Narrheiten, Katzenmusiken, selbst zur Proclamirung der Republik jeden Tag bereit gewesen wären, deren Anschläge aber niemals weder im Comité noch in den Aulaversammlungen durchdringen konnten. Trotz-

dem muthete mir Vater E. zu, mich von der Legion ganz loszusagen. Unter solchen Umständen, da er natürlich auch den Einfluß, den meine Gesinnung auf seine Kinder, namentlich auf meine Zöglinge ausübte, nur bedauern mußte, war endlich eine gänzliche Trennung von der Familie, in welcher ich durch manches Jahr heimisch geworden war, eine unabänderliche Nothwendigkeit geworden.

Die heimatliche Luft wirkte Wunder. Wie ich erwartet hatte, erholte ich mich sehr rasch. Zwar blieb die gelbe Farbe noch lange, aber die Leber wurde kleiner und kleiner und je mehr sie sich verkleinerte, desto mehr hob sich wieder mein Lebensmuth. Ich war in der schönsten Zeit angekommen; Juni ist für Schlesien, was der Mai für Süddeutschland. In den duftenden Fluren, den balsamischen Wäldern wurde mir bald Heilung für Seele und Leib. Aufregung unangenehmer Art, politischer Aerger trat hier nicht an mich heran: denn alle Menschen waren meiner Ansicht! Auch die liebe Mutter that das ihrige, den mageren Sohn wieder etwas aufzufüttern. Ich gewann wieder an Kraft, konnte wieder kleine Wege machen, und weitere Strecken reiten. Ich fand bald in der Umgegend Freunde und Collegen, gleichgestimmte Geister, wie Dr. Wilhelm Müller, Herold im nahen Braunsdorf, den Collegen Heinrich in Lobenstein selbst, der sich aus der Universitätsstadt Graz ebenfalls in die Einsamkeit geflüchtet hatte, um sich auf die Richteramtsprüfung vorzubereiten. Bald hatten wir unseren politischen Club gegründet, um den Bauern der Umgegend das Evangelium der Frei-

heit zu verkündigen. Mein Name hatte bereits einen guten Klang. Daß ich am 13. März mitgestritten, daß ich dabei gefährlich verwundet worden war, das verbreitete einen wahren Heiligen-Schein um mein jugendliches Haupt. Sobald ich nach dem 13. März wieder meine Hand zum Schreiben gebrauchen konnte, führte ich mit meinem Vater und Bruder einen regelmäßigen Briefwechsel, in denen ich stets das allerneueste mittheilte und erklärte, sowie den Bauern Rath gab über die Wege, die sie selber einzuschlagen hätten. Diese Briefe wirkten mehr als die Zeitungen, die ich mitschickte, sie wanderten von Dorf zu Dorf und wurden „im Gebote“ von dem Richter vorgelesen. Deshalb war ich kein Fremdling, als ich im Juni ankam. Von fernen Dörfern kamen die Männer, um sich bei mir Raths zu erholen. Sie küßten die Narbe meiner Hand! — Fast jeden Abend hielt ich mit jenen Freunden in dem einen oder anderen Dorfe eine Bauernversammlung ab. Wir sprachen über die Vergangenheit und über das, was in der nächsten Zukunft noth thue. —

Die Bauern waren aber auch nicht müßig gewesen. Lobenstein, das Bannerdorf, ging stets voran. In den ersten Tagen des April schon flatterte vom Kirchthurm die deutsche Fahne und bald war jeder Thurm der Umgegend mit diesem Symbol deutscher Freiheit geziert. Am 25. Mai wurde in Lobenstein das erste große Meeting abgehalten. Auf dringende Einladung erschienen an diesem Tage die Vertreter von 104 schlesischen Gemeinden. Sie faßten Beschlüsse wegen Errichtung einer Nationalgarde und wegen Abbestellung der

Robot. Merkwürdig für den zahmen Charakter der Schlesier, daß jene Partei, welche sogleich jede Belastung des Grundes aufgehoben wissen wollte, unterlag gegen eine Majorität, die eine Petition an das Ministerium beschloß, worin gebeten wurde, die vom Kaiser auf den 1. Jänner 1849 bestimmte Entlastung schon am 1. Juli 1848 eintreten zu lassen. Bis dorthin waren diese Bauern noch geneigt zu roboten! — Natürlich erklärte ich sogleich, als ich unter den Bauern erschien, daß rechtlich schon mit 13. März alle Unterthänigkeit und Robot aufgehört habe, und proclamirte jeden für einen ungeheuren Esel, der jetzt noch der Herrschaft Dienste leiste. — Mit der Nationalgarde waren sie rascher vorwärts geschritten. Während die weisen Troppauer erst bei Lazansky um Erlaubniß baten, hatten die Lobensteiner rasch die Namen verzeichnet, in Rotten abgetheilt und meinen Bruder Ignaz zum Commandanten gewählt, wahrscheinlich weil er an seiner Seite einen Dragonersäbel trug, den ich ihm im Mai zum Geschenk gemacht hatte. Dieser Säbel gab noch im Jahre 1849 zu einer kriegsgerichtlichen Untersuchung Veranlassung, da ein diensteifriger Lieutenant die Denunciation angebracht hatte, daß sich im Besitze des Ignaz Kudlich ein echter Dragonersäbel befinde, welcher wahrscheinlich im October 1848 beim Sturm des Wiener Zeughauses von Hans Kudlich geraubt worden sei. Es wäre ja reizend gewesen, wenn man hätte den Beweis liefern können, daß ein Deputirter der Linken sich an der Plünderung des Zeughauses betheiligte! Allein man fand den Beweis dafür nicht — wohl aber stellte sich heraus, daß ich den

Säbel schon im März gekauft und im Mai, durch den heimreisenden Freund Heinrich meinem Bruder übersendet hatte, der ihn auch von dieser Zeit an, an der Spitze der Garde getragen hatte. Diese Untersuchung dauerte aber ganze zwei Jahre! — Von gleichmäßiger Bewaffnung und Uniform war bei der Lobensteiner Garde keine Rede. Jeder nahm den ersten besten Schießprügel — der oft schon dem Großvater hatte Dienste leisten müssen.

Eine Verdollmetschung dessen, was durch die Revolution der Zeitgeist auch ihnen verkündigt, war wohl auch bei den Bauern sehr nothwendig. War schon die Bevölkerung der Städte durch die neue Zeit überrumpelt worden, so war die Landbevölkerung einseitig, nur für eine Sache reif für ihre eigene Emancipation. Für alles andere: Volksvertretung, Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Volksbewaffnung hatte sie sehr wenig Verständniß. Wenn die Masse der Wiener sich für Religionsfreiheit erklärte, aber denn doch noch immer gern eine Ausnahme zu Ungunsten der Juden gemacht hätte, so war es wohl kein Wunder, daß die Bauern die Früchte der Freiheit nur selbst genießen, die Idee der Gleichberechtigung aber nur mit Widerstreben auf ihre Knechte, Taglöhner und Häusler ausdehnen wollten. Es kostete Mühe, sie mit dem Gedanken auszusöhnen, daß die ärmeren Dorfbewohner ebenfalls an der Wahl der Wahlmänner Antheil haben dürften.

Sogar in Bezug auf Abschaffung der Robot und anderer Naturalleistungen fand ich einen Opponenten in der Person eines sogenannten Freihöfers, der selbst robot-

frei war, und mit großer Schlauheit ausrechnete, daß es für die Verpflichteten viel leichter sei, Naturaldienste zu leisten, als hartes Geld dafür zu bezahlen. — Solche kleine Schwierigkeiten waren natürlich nur geeignet, mir und den Freunden das Apostelamt recht interessant zu machen. Unsere Bauern gehörten wohl zu den intelligentesten Oesterreichs. In den slavischen Nachbardörfern herrschte natürlich eine mangelhafte Auffassung der Verhältnisse, welche die neue Zeit geschaffen hatte. — Doch fand ich nirgends die politische Agitation leichter als auf dem Lande. Sobald der Bauer Vertrauen hat, folgt er seinem Führer überall nach. Dies Vertrauen aber wirft er nicht Jedem nach. — Es gehörte eine völlige Vernachlässigung des Bauernstandes durch die liberale Intelligenz der Städte dazu, wenn in Tirol und Oberösterreich Zustände der Entfremdung eintreten konnten, wie ich sie 1872 angetroffen habe.

Wenn man sich nur die Geduld und Mühe giebt, in den Ideengang des Bauern einzudringen, dann wird es nicht schwer werden, ihn dem gesunden Menschenverstand wieder zu gewinnen. Dazu aber genügt es nicht, für ein liberales Blatt geistreiche und wahre Artikel zu schreiben, oder in einer Volksversammlung Reden zu halten, die für einen Advocaten-Verein der Residenz ausgezeichnet passend wären — sondern es ist nöthig, sich mit den Bauern an einen Tisch zu setzen und sie alle erst drauf los reden zu lassen.

Endlich kam die Aufforderung der Regierung, die Wahlen von Wahlmännern zum constituirenden Reichstag vorzunehmen und mit einem Male erhoben auch die

Candidaten ihre Köpfe. Da gab's vor allem eine Unzahl von Studenten, die bereit waren, ihre Mußestunden mit Gesetzverfertigung auszufüllen — da kamen alte und junge k. k. Beamte zum Vorschein, mit der Behauptung, gerade sie besäßen die allerbeste Uebersicht über alles, was dem Lande noth thue — auch Patrimonialbeamte, die ihre Stellen wackeln fühlten, waren gerne bereit, das viele Unrecht, das sie ungern, aber von den Gutsherren gezwungen, den Bauern zugefügt hatten, auf dem Deputirtensessel wieder gut zu machen. Hier und dort wurde sogar ein Bauer selbst vorgeschlagen, besonders solche, welche sich in früheren Streitigkeiten mit der Herrschaft durch Zungenfertigkeit hervorgethan hatten. Auch die Advocaten waren wie immer bereit, sich auf dem Altar des Vaterlandes für billige Diäten opfern zu lassen. Die einzigen, die sich fern hielten, waren Geistliche und Aristokraten. Letztere steckten wohlweislich ihre Köpfe aus ihren Schlössern nicht heraus. Sie waren sehr zufrieden, wenn man von ihnen gar keine Notiz nahm. Nur von Zeit zu Zeit blickten sie sehnsüchtig nach dem Himmel aus, ob er noch keine Sündfluth schicke, um den ekelhaften Spuk der Revolution wegzuwaschen. Ob die Bauern auch Robot und Abgaben, selbst den gebührenden Respect verweigerten, der Herr Graf ohne Kälberzins durch's Leben schreiten, die Frau Gräfin ohne unterthäniges Garn die gräflichen Beinkleider ausbessern mußte — man hörte aus jenen hochgeborenen Kreisen keine Klage. Eben so waren die herrschaftlichen Beamten ganz umgewandelt.

Ignaz erzählte mir, daß die Bauern absichtlich sich derb und sogar grob im Verkehr betrugen, um den Burggraf zu irgend einer beleidigenden Handlungsweise zu reizen, aus welcher sie dann Veranlassung ableiten könnten, sich mit ihm auf den Kriegsfuß zu setzen — vergebens! Der früher auf seine Würde so stolze Beamte war freundlich, nachgiebig und höflich, als sei er in der That über Nacht in einen Anhänger der Lehre der Volkssouverainetät verwandelt worden! — Die Geistlichen aber waren damals fern von der Prätension, den Staat ihrer Kirche unterordnen zu wollen. Ja die Mehrzahl der niederen Geistlichen hoffte, daß auch ihnen — den Leibeigenen der Bischöfe — aus dem Füllhorn der Gaben der Freiheit ein kleines Geschenk, z. B. etwas Unabhängigkeit von den Bischöfen, die Aufhebung des Cölibats, bessere Bezahlung herabfallen werde. —

Die meisten Männer der Gemeinde Lobenstein saßen grübelnd in der Erbrichterei beisammen und ließen die vielen möglichen und unmöglichen Candidaten vor ihrem kritischen Blicke vorbeipassiren. Keiner wollte ihnen gefallen. Jedem, der ihnen vor dem März in übergeordneter Stellung gegenübergetreten war, kamen sie nun mit dem größten Mißtrauen entgegen. Der Erwählte mußte also jedenfalls ein homo novus sein. Nach langem Hin- und Herreden einte man sich in den Schluß: „Ja, wenn dem Kudlich sein Student, der Hannes, nach Wien gehen wollte, da könnten wir woh zufrieden sein, der weiß, wo uns Bauern der Schuh drückt, was wir unter Robot, Einquartierung

und Beamtenhochmuth zu leiden haben, der ist selber hinter dem Pflug gegangen und schämt sich wahrhaftig heute nicht, wenn er ein Fuder Mist auf's Feld hinaus führen und dort abladen soll — der hat auch den gehörigen Muth und wenn er in's Reden hineinkommt, macht er's wirklich besser als der Pfarrer." Mein Vater aber wehrte die Nachbarn entschieden ab: „Seht ihn an, er ist noch krank und würde die heiße ungesunde Wiener Luft nicht ertragen. Er stürzt sich auch leichtsinnig in tolle Unternehmungen und ich bin bange, er kommt nicht mehr lebendig aus Wien zurück." Als der Vater heimkam und der Mutter mittheilte, was die Bauern mit mir beabsichtigten, machte sie sogleich die entschiedenste Opposition, legte ein klares deutliches veto ein, da sie ebenfalls überzeugt war, ich sei noch zu schwach, um schon wieder aus der mütterlichen Pflege entlassen zu werden. Auch die Schwestern brachen sogleich in Weinen aus, als sie erfuhren, man wolle mich schon wieder auf das gefährliche Wiener Pflaster senden, wo alle Tage die Gefahren der Revolution und der Barricaden mir drohten. Sie alle hatten seit meiner Verwundung am 13. März einen heillosen Respect vor Wien. — Ich selbst erklärte entschieden, daß ich mich vor Erringung einer festen Lebensstellung in keine active politische Thätigkeit einlassen wolle, außerdem fühlte ich selbst, daß meine Genesung noch nicht genügend vorgeschritten sei. — Dagegen empfahl ich meinen Freund und Collegen A l o i s H e i n r i ch, ebenfalls absolvirten Juristen, der sich gleich mir in Lobenstein befand, um fern vom Getöse der Revolution sich auf die Prüfungen

vorzubereiten. Er war vom selben guten Kern der Gesinnung wie ich, in vielen Dingen aber praktischer, vorsichtiger und besonnener. Dagegen fehlte ihm der Enthusiasmus und die Energie, die sich vom Ziel nicht abbringen läßt. Während ich in der Verfolgung meines Zieles die Schwierigkeiten, die rechts und links drohten, nicht betrachtete — weil ich sie nicht sah — verlor sein kluges Auge oft das ferne Ziel, indem es vor allen diese Schwierigkeiten studirte. — Ich ging mit den maßgebenden Bauern zu ihm und trug unser Anliegen vor. Heinrich der Finkler nahm gern aus den Händen der Abgesandten des deutschen Volkes die deutsche Königskrone — der absolvirte Jurist Alois Heinrich aber verschmähte die Stelle des Deputirten, welche ihm die Bauern anboten! Er hatte nicht den Muth, einen neuen unbekannten Weg zu wandeln, den vor ihm noch kein Lobensteiner gewandelt hatte.

Die Nachbarn erneuerten nun ihre Angriffe auf mich — ich begriff, daß diese Gelegenheit, in die Geschicke des Vaterlandes einzugreifen, mir wohl nicht mehr wiederkehren würde. War nicht das Amt eines Volksvertreters stets das höchste meiner Ideale? Mit welcher schmerzvollen Entsagung hatte ich die Reden und Verhandlungen der Parlamente Englands und Frankreichs gelesen, wie erregten selbst die Verhandlungen der Landstände in den kleinen deutschen Raubstaaten meinen Neid? Und jetzt reichte mir das Geschick die Möglichkeit, an einer Versammlung mich zu betheiligen, welche jedenfalls berufen war, die Geschicke der Völker Oesterreichs für alle Zukunft zu entscheiden!

Hatten die Nachbarn nicht in der That Recht, wenn sie mißtrauisch und wählerisch unter den Candidaten herumblickten. Wie selten fand sich unter den Männern, die in der alten Zeit herangewachsen waren, Einer oder der Andere, der die neuen Ideen in's Leben einzuführen den Muth hatte. — Ich wurde wankend, fing an zu unterhandeln, beruhigte die Mutter und nahm endlich die Candidatur an.

Das alles arrangirte sich erst kurz vor der Wahl. Deshalb begab ich mich sogleich des andern Tages in eine Versammlung der Lobensteiner, erklärte als Candidat aufzutreten, sprach meine Erwartung aus, daß sie, überzeugt, ich thue es blos ihnen zu Liebe, mich nunmehr auch mit aller Kraft unterstützen müßten. Denn obwohl ich mich lang gesträubt gegen die Zumuthung, das schwere Amt eines Deputirten anzustreben, so würde ich doch nunmehr nicht gern unterliegen im Wahlkampfe. — Als Endziel meiner Bestrebungen im Reichstage stellte ich die Abschaffung der Bauernsklaverei hin. „Es müsse die erste Aufgabe des Reichstages sein, die verkündete Gleichheit Aller vor dem Gesetze auch auf die Landbewohner auszudehnen."

Am andern Tage ging ich, wie wir drüben in America sagen, auf den Stump! In Braunsdorf präsentirte ich mich und meine Ideen einer kleinen Versammlung, bei welcher auch schon ein Mitbewerber aus Troppau, der Buchhändler Traßler, zugegen war. In Herrlitz und Seitendorf sprach ich zu den einflußreichsten Führern der Bauernschaft. In Lichtern und andern westlich gelegenen Dörfern „forteskirten"

mit lobenswerthem Eifer die Lobensteiner für den Mann ihrer Wahl. Ich hatte mich für Bennisch aufzutreten entschieden, weil sonderbarer Weise die Lobensteiner diesem Wahlbezirk zugetheilt worden waren. — In Bennisch selbst suchte mein dort ansässiger Schwager Krommer meinen Weg zu ebnen. — Am Abend vor der Wahl suchte die gute Mntter noch einmal unter Thränen den Sohn vom „leichtsinnigen, selbstmörderischen" Beginnen abzubringen. Vergebens — der Kampf hatte begonnen.

Als ich am Morgen des 24. Juni auf dem großen Marktplatze der frommen Bergstadt Bennisch erschien, standen die Wahlmänner, Bürger und Bauern in Gruppen umher. Sie, die bisher nur gelernt hatten, auf dem Viehmarkt die Vorzüge und Fehler der einzelnen Pferde, Kühe und Kälber zu untersuchen, zu beurtheilen und zu besprechen, sie sollten nun plötzlich von dem souveränen Rechte Gebrauch machen, die einzelnen Reichstagscandidaten zu prüfen und zu kritisiren, zu wählen oder zu verwerfen! — Die Freunde der Candidaten aber gingen von einer Gruppe zur andern und suchten ihren Mann anzupreisen. Die vielen Lobensteiner, Lichtner und Braunsdorfer, die mit mir gekommen waren, standen gerade auch nicht müßig und unterließen nichts, um die Aufmerksamkeit auf den blassen, gelbsüchtigen, jungen Mann hinzulenken, um dessen magere Glieder der Legionsrock nur so herumschlotterte. Auf grauem Kalabreser zeigte in der Mitte eines Gemsbartes der einköpfige Reichsadler sein Glaubensbekenntniß an. Drei Spielhahnfedern sollten andeuten, daß

der schlotterige Geselle auch einem kleinen Krakehl nicht abgeneigt sei. Im Ganzen machte er gerade keinen sehr empfehlenden, vielmehr einen sonderbaren Ausdruck. Die gesunden Männer mochten wohl denken: der soll lieber zu Hause bleiben und sich von seiner Mutter warten und pflegen lassen! — Doch als man hörte, daß in ihm ein leibhaftiger Held des 13. März zu sehen sei, wandten sich die Augen respectvoll nochmals ihm zu und viele kamen auch zu ihm, drückten die Hand und baten um die Erlaubniß, die Narbe des 13. März zu sehen.

Wiener Legionäre commandirten überall den ersten Preis, und meine Aussichten schienen nicht so übel. — Ich ging in den Saal des Rathhauses um mich bei dem die Wahl leitenden Commissär als Bewerber einschreiben zu lassen. Ich durchflog die Liste meiner Concurrenten und fand darunter einen Studenten aus Bennisch, einen Studenten aus Olmütz mit tschechischem Namen, einen k. k. Officier, endlich haftete mein Auge an dem Namen meines lieben Freundes Dr. Dietrich aus Troppau. Hätte ich gewußt, daß dieser Gesinnungsgenosse sich für den Bennischer Wahlbezirk bewerben werde, so hätte ich wohl nicht daran gedacht zu candidiren. Denn einen besseren Vertreter als Dietrich konnte ich den Bauern wohl nicht empfehlen. Ich hatte geglaubt, er würde sich in Troppau bewerben, um dort die Wahl des als aristokratisch und durchaus unzuverlässig bekannten Dr. Hein zu verhindern, der sich selbst und der guten Stadt Troppau in den Tagen des Katzenjammers nach dem 15. Mai dadurch eine arge Blöße

gegeben hatte, daß er den Wienern ein drohendes quos ego zurief und seine Begeisterung für die geschenkte Verfassung vom 25. April zu erkennen gab. — Für mich gab's, Angesichts meiner Bauern, keinen Rücktritt mehr. Man würde Feigheit darin vermuthet haben. Doch war meine Siegeszuversicht bedeutend vermindert, als ich wieder auf den Platz heraustrat, um Dietrich aufzusuchen.

Da fiel mir eine Gruppe von Bürgern und Bauern auf, in deren Mitte ein junger studentenmäßig aussehender Mann laut und heftig sprach, und zwar bald in deutscher, bald in slavischer Sprache. Das war also der Student von Olmütz, der ebenfalls candidirte und insofern Aussicht hatte, als auch aus der Nähe von Troppau slavische Dörfer durch Wahlmänner vertreten waren. Dieselben waren fest geeint in der Hand eines slavischen Bauers Mitschka aus Slatnig, eines klugen, energischen Mannes, der sich schon seit Jahren einer bedeutenden Autorität in jener Gegend erfreute. Die Stimmen der Slaven betrugen nahe ein Drittel von allen, die für denselben Candidaten zu stimmen bereit waren. Der Student aus Olmütz enthüllte sich als eifriger Agent der böhmischen Krone, schilderte den Hörern die alte Herrlichkeit des Wenzelreiches, die Vorzüge der Unabhängigkeit von Wien, log ihnen vor, daß das deutsche System, vor allem die Verbindung mit Deutschland, der Fluch Oesterreichs gewesen sei und suchte das republikanische Treiben des Frankfurter Parlamentes mit recht grellen Farben zu schildern. — Ich war in den Kreis getreten, hörte aufmerksam zu, ließ

ihn bis in die entferntesten Sackgassen seiner slavischen Idee sich verrennen. Unterdessen wurde ich warm, meine Kampflust erwachte, es galt einen Punkt, der uns alle so tief berührte, so zu sagen mein Lieblingsthema: Ich trat in den Kreis der Zuhörer und bat, mich anzuhören. In der Form und Anordnung des Sprechens meinem sich überstürzenden Gegner weit überlegen, machte ich nun alles geltend, was Geschichte, Staatsweisheit und nationaler Instinct für die Verbindung mit Deutschland und gegen die Wiederbelebung eines phantastischen, niemals existirenden böhmischen Kronrechtes mir an die Hand gab. — Ich zermalmte meinen Gegner. Er zog sich zurück, nicht blos aus dieser Volksversammlung — ich sprach absichtlich so laut, daß zuletzt das ganze Publicum des Marktplatzes um uns sich versammelte — sondern auch von der Candidatur. — Zurücktretend aber vollführte er einen klugen Streich. Er empfahl seinen Sprachgenossen den Bauer Mitschka als den besten Vertreter, zu dessen Gunsten er in der Ueberzeugung zurücktrat, daß es ein Unsinn sei, wenn die Bauern für einen anderen als für einen Bauern stimmen. — Es war zu erwarten, daß sich die deutschen Stimmen zwischen mir und Dietrich zersplittern, die Slaven aber wie ein Mann für Mitschka stimmen würden.

Zur bestimmten Stunde traten Wahlmänner, Candidaten und die Honoratioren der Stadt und Umgegend in den Rathhaussaal. Das souveräne neugierige Volk durfte durch die geöffnete Thüre herein sehen und durch die offenen Fenster an simplen lautern Sätzen der

Rede sich ergötzen. — Der präsidirende Commissär des Kreisamtes eröffnete die Verhandlung mit einer Ansprache und verlas die Rolle der Bewerber. Es waren: Dietrich, Mitschka, ein jugendlicher Candidat der Rechte, Sigert aus Bennisch, ein alter pensionirter Beamter und ein Hauptmann der Armee. — Der Beamte sprach zuerst, empfahl sich und seine Geschäftskenntniß, seine Ehrlichkeit, volksthümliche Gesinnung mit wenigen Worten und schloß mit einem Hoch auf Ferdinand, den gütigsten aller Monarchen. — Der Officier verschmähte es, persönlich zu erscheinen, da er vorsichtiger Weise noch auf 2—3 anderen Plätzen als Candidat auftrat, dafür würdigte er uns mit einem Schreiben, das ich laut vorlas, worin er den Wahlmännern die Nothwendigkeit der Vertretung der Armee im Reichstage klar zu machen suchte. — Der Sohn der Stadt Bennisch, Sigert, trat auf den Tisch und declamirte mit allem Feuer eines Schauspielers einen sehr poetischen Aufsatz, worin er die Herrlichkeiten Schlesiens, die Tugenden seiner Bevölkerung, die für einen Deputirten nothwendigen Eigenschaften und endlich seine eigene Freude schilderte, die er empfand, da er gerade in sich selbst all' diese Eigenschaften in schönster Harmonie vereinigt vorfinde. Mitschka hielt natürlich keine eigentliche Rede. Allein er war stets bereit, die anderen Candidaten zu unterbrechen und am Ende ihrer Rede durch irgend eine wegwerfende Bemerkung zu schädigen. So rief er laut, nachdem Sigert geendigt: „Zu jung, zu jung — muß der sich noch langes Jahr in Schule gehn.“ Zu Dietrich's Rede fügte er hinzu: „Brauche mir keine Advocate, Bauer

ist jetzt selber Advocat." — Als der Officier gemeldet wurde: „Was soll Officier in Reichstag? Giebt's da keine Franzose und keine Preuß." Als ich geendet, rief er: „Alles sehr schön, wenn nur wahr ist!" — Dafür ermahnte ihn der Präsident stets zur Ordnung, ohne allen Erfolg.

Dietrich hielt hierauf in seiner ruhigen Weise einen gediegenen abgerundeten Vortrag und lieferte ein Glaubensbekenntniß, an welchem nichts auszusetzen war. Hätte die Mehrzahl der Wahlmänner aus Bürgern und nicht aus Bauern bestanden, so hätte ich wohl meine Fahne herabnehmen müssen. — Allein das Duell mit dem Tschechen hatte meinen Geist in eine gehobene Stimmung versetzt, in jenen Schwung, der nothwendig im Redner vorhanden sein muß, wenn er den Hörer fassen und mit sich fortreißen soll. Dietrich hielt einen gediegenen Vortrag — ich hielt eine Rede — nicht gediegen und formgerundet — aber sie schlug doch in die Herzen wirkungsvoll ein. Und dies hatte seine Schwierigkeiten. Diese Bauern sind nicht so leicht fortzureißen. Mit Ruhe und Phlegma wehren sie sich hartnäckig gegen die Attaken des Redners. Sie sind das so gewohnt von den Predigten ihrer Geistlichen. Man muß also ihnen gegenüber einen Ton einschlagen, der von dem des Pfarrers so verschieden als möglich klingt.

Um zu zeigen, was damals wirkte, gebe ich den Wortlaut meiner Wahlrede:

„Meine Herren!"

„Wenn ich als junger Mann es wage, vor den Wahlmännern des Bennischer Wahlbezirkes zu erscheinen

und Ihr Vertrauen in Anspruch zu nehmen, so bedarf dies wohl einer Entschuldigung, einer Erklärung. Daß ich hier als Candidat für das ehrenvollste Amt stehe, das ich kenne, ist nicht so sehr die Folge meiner eigenen Wünsche, sondern vielmehr das Resultat der Bemühungen meiner Nachbarn und Freunde — derer, die mich von Kindesbeinen auf gekannt haben.

Es bleibt stets ehrend für uns, das Vertrauen derjenigen zu besitzen, die am besten in der Lage sind uns zu kennen.

Vor mehreren Wochen kam ich von Wien, um in der Ruhe meiner schlesischen Heimat meine angegriffene Gesundheit zu kräftigen. Ich wußte, daß ich in Wien nicht ruhig, nicht theilnahmslos bleiben könnte — ich konnte nicht ruhig hinter den Büchern sitzen, wenn ich den Sturm der Revolution durch die Straßen brausen hörte.

Hier suchte ich Ruhe — aber hier ist mir keine Ruhe geworden! Freilich werden Eure Thäler von keiner Revolution durchtobt, es werden keine Barricaden hier gebaut, keine bewaffnete Sturmpetition bewegt sich aus Euren friedlichen strohgedeckten Hütten hinauf zu den Palästen und glänzenden Schlössern der Herrschaften. Eure Metterniche werden nicht verjagt, in alt gewohntem Gehorsam küßt Ihr heute noch die Hand, die Euch gestern geschlagen, in christlicher Demuth wäret Ihr im Stande, dem Feind die andere Backe hinzureichen.

Diese Ruhe, diese wahrhaft *schlesische Geduld*, hat mich mehr aufgeregt, hat mein Blut mehr in Wallung gebracht, — als all' der Tyrannen hassende zornige

Lärm der unter Trommelwirbel und dem Geknatter der Gewehre einherschreitenden Revolution, das siegreiche Aufjauchzen der Wiener.

Sollte denn diese Revolution, die Metternich und Sedlnitzky vertrieb, die den leider zu schnell Feuer commandirenden Erzherzog, die den aristokratischen Windischgrätz zur Abreise trieb — die noch gar manchen Anderen zu vertreiben bestimmt sein dürfte — sollte sie nur für Wien, nur für die Städte, nur für die höheren Schichten der Gesellschaft gemacht worden sein?

Am 13. März ergriff des Vaterlandes Elend, Schmach und Schande die Herzen der studirenden Jugend der Wiener Universität. Die jungen Männer — und es waren nicht allein Wiener Kinder, sondern ganz Oesterreich, auch Schlesien war bei ihnen vertreten, — sie warfen sich muthig den Bajonnetten entgegen, obwohl sie wußten, daß sie damals dem Tode, dem Galgen und dem Spielberg näher standen als der Bürgerkrone — sie opferten sich für Oesterreich, für Euch, für ganz Deutschland! Oder glaubt Einer unter Euch, die Vertreter der deutschen Nation dürften in Frankfurt ruhig tagen, wenn Metternich noch in der Staatskanzlei in Wien im Stande wäre, die Blitze der österreichischen Monarchie zu schleudern gegen alles Freisinnige, das sich in Europa zu regen wagt? Ja, in ganz Europa! Ganz Europa seufzte damals unter dem Drucke der von Metternich in Scene gesetzten harten Despotie. Ja, wer jubelt heute nicht in der Gewißheit auf: dies System Metternich's ist gebrochen. Jauchzend erhebt das Volk seine befreiten Hände gegen Himmel

und singt: Halleluja! Auch Eure Banden sind gebrochen, auch Ihr dürft einstimmen in den Jubel. Blut ist geflossen, ich darf mit Stolz sagen auch das Meine, auch gutes, edles Bauernblut hat sich mit dem rothen Strome gemischt, der gegen Himmel rauchte und den Zorn des Allerhöchsten erregte, so daß er endlich seine Blitze schleuderte und die Widersacher unseres Strebens mit Blindheit und mit Feigheit schlug. — Aus diesem Blut erwuchs der Baum der Freiheit mit glänzenden, schmackhaften und nahrhaften Früchten. Kühn haben die Bewohner der Hauptstadt zugegriffen, haben sich von den schönen Dingen herabgeholt, was ihnen gefiel: Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der Gerichte, Anschluß an Deutschland und endlich eine Constitution! Ein constituirender, d. h. Verfassung machender Reichstag soll diese Constitution so machen, daß alle die verschiedenen Völker der Monarchie damit zufriedengestellt werden.

Ihr sollt nun auch zugreifen, sollt von den Früchten genießen. — Was zaudert Ihr? Hat die tausendjährige Knechtschaft Euer Denken, Eure Hände gelähmt? Greift hinauf zu Gottes ewigen Sternen und holt die göttlichen Rechte herab, welche zu rauben die Mächtigen dieser Erde, die Despoten aller Zeiten niemals gezaudert haben. — Holt Euch herab Eure Menschenrechte, holt Euch die Rechte des freien Besitzes!

Aber nicht zu strenge wollen wir mit unseren Feinden in's Gericht gehen. Wir wollen nicht Entschädigung verlangen für all' das Elend, den Jammer, die Noth, Armuth, Entbehrung und Entehrung, die sie

über uns — die ihre Verwalter über unsere Vorväter gebracht haben. Wir wollen nicht den Spieß umkehren und jene zu Sclaven machen und für uns roboten lassen, die bisher unsere grausamen, unerbittlichen Herren gewesen sind. Den Besiegten gegenüber wollen wir Menschen sein. Allein wer seit dem 13. März noch einen Tag robotet, noch einen Groschen Zins zahlt, der begeht eine schlechte Handlung, der versündigt sich an der Freiheit!

Die Aufgabe des Reichstages und zwar seine erste Aufgabe wird es sein, das Unterthanenwesen, diesen letzter Rest der Leibeigenschaft zu regeln, die Gleichheit Aller durchzuführen.

Ja, wie im Unterthanenwesen, so auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Die, welche sich die Herrscher nannten, haben alle Gesetze so ausgelegt, daß ihre Privilegien wie ein rother Faden durch alle Gesetzesparagraphe hindurchzogen.

Blicket wohin Ihr wollt — Ihr seht den Sohn des Bürgers, des Bauern nur den Platz des Arbeiters einnehmen. Die Ehren, das Commando, die gute Besoldung erhält der Sohn des Adeligen, des Grafen, der junge Baron, kurz der höhere Stand.

Den unteren Ständen dagegen werden die kräftigsten, gesundesten Söhne weggenommen, weggerissen aus dem Arme der Mutter, der Braut, um im Kasernenleben den vom Vater angeerbten Fleiß, den Segen der Arbeit zu vergessen oder auf dem Schlachtfelde zu verbluten.

Seht den Beamtenstand: Wo von früh Morgens

bis spät Abends gearbeitet wird. Dort sitzen junge befähigte Männer und werden oft sehr alt, bis sie eine Bezahlung erhalten, die sie ernährt. — Die Kinder der Protection jedoch werden über die Köpfe der anderen rasch hinübergeschnellt und sie fallen auf diejenigen Sessel, die am besten gepolstert sind.

Und selbst in der Kirche — man sollte glauben, daß wenigstens hier christliche Gleichheit herrsche — daß nach dem Willen Christi die Armen eher den — Vorzug haben sollten? Schöne Bescheerung! Hat ein Hochstehender einen entsprechend gearteten Sohn, so schickt er ihn in's Seminar, dort kommt der heilige Geist über ihn, die beste Pfarre wird für ihn offen gehalten, und zuletzt darf er sich von den Strapazen seiner theologischen Studien als wohlbestallter Domherr ausruhen.

Von nun an giebt aber das ganze Volk Gesetze, nicht nach den willkürlichen Dictaten einer despotischen Gewalt, sondern nach den in des Menschen Kopf und Herz eingeschriebenen Gesetzen der Vernunft, die Gott selbst uns gab, damit wir unser Verhalten darnach einrichten. Diese göttlichen Gesetze der Vernunft müssen und werden sich auch in den Bestimmungen der neuen Verfassung äußern, deren Grundzüge ich Euch jetzt bieten werde:

1. Die Verfassung bestimmt genau die Vorrechte des Kaisers. Er soll, wie Kaiser Joseph, der erste Beamte des Staates sein, der Wächter der Verfassung und der Gesetze. — Seit dem 13. März hat die Willkür keinen Boden mehr. Des Kaisers Rechte und Pflichten müssen ebenso genau begrenzt und

bestimmt sein, wie die eines Bürgermeisters der guten Stadt Bennisch, damit keine Streitigkeiten zwischen Kaiser und Reichstag eintreten können. Ferdinand ist ehrlich und gütig. Aber Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß jeder seiner Nachfolger ebenso gut und ehrlich sein müsse. In 500 Jahren giebt's vielleicht wieder einen Ferdinand, der lieber seiner unbeschränkten Macht entsagt, als daß er auf sein Volk schießen läßt. Ein Kaiser Joseph kommt sobald nicht wieder. Dagegen denkt an Kaiser Leopold und Franz, die alles zerstörten, was Joseph gebaut hatte. Wer kennt die Eigenschaften dessen, der auf Ferdinand folgen wird.

2. Die eigentliche Souveränetät, die oberste Gewalt, die bisher der Kaiser ganz allein in Anspruch nahm, geht vom Volke aus und wird vom Reichstag ausgeübt. Der Kaiser hat aber das Recht des Veto, das heißt, er kann durch sein Gebot einen Beschluß des Reichstages für eine gewisse Zeit aufhalten. — Der Reichstag hat aber kein Recht, diese Volkssouveränetät hinwegzudecretiren.

3. Provinzialstände haben die Angelegenheiten der Provinzen zu besorgen. Ihnen gehören: Straßen, Eisenbahnen, Schulen, Wohlthätigkeits-Anstalten.

4. Den Genannten muß möglichste Selbstständigkeit überlassen werden zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten.

5. Da die Güter der Kirche, der Bischöfe und Klöster den Geistlichen zur Erreichung des ewigen Seelenheiles sehr hinderlich sind, weil bekanntlich nur

Arme in's Himmelreich Zutritt haben und Jesus selbst nichts von den Gütern dieser Welt besaß, so sollen sie eingezogen und zur Tilgung der Staatsschuld, zu Unterrichtszwecken und für die Armen verwendet werden.

6. Adel und Adelsprivilegien dürfen in dem neugebornen Staate nicht geduldet werden.

7. Die Staatsausgaben, namentlich für's Militär, müssen eingeschränkt werden. Kein Deficit darf vorkommen. Es muß jedes Jahr eine Summe der Staatsschuld getilgt werden.

8. Die Militärdienstzeit soll verkürzt und ein dem preußischen ähnliches System eingeführt werden.

9. Das Steuerwesen muß regulirt werden. Ich werde die Einführung einer Einkommensteuer empfehlen.

Ueber das *Verhältniß zu Deutschland* wird der Wiener Reichstag keine entscheidende Stimme haben. Dadurch, daß Ihr schon einen Vertreter nach Frankfurt gesendet habt, seid Ihr auch verpflichtet, die Beschlüsse des Frankfurter Reichstages anzuerkennen. Unsere Verbindung mit Deutschland ist tausend Jahre alt. Unsere Vorfahren kamen alle aus Deutschland. Erst aus Deutschland hat sich unser Oesterreich herausgebildet. In dem hochgebildeten deutschen Volke würden wir passendere Genossen finden, als in Nationen, die uns so fremd stehen wie die Galizier, Magyaren, Kroaten und Zigeuner.

Mit der *böhmischen Krone* wollen wir Schlesier nichts zu schaffen haben. Haben wir nicht genug Sorge mit der österreichischen Kaiserkrone? Auch sind wir uns selbst gescheidt genug und bedürfen nicht des Rathes

des weisen Palatzky. — Die Bannerträger unserer Freiheit sind die Bürger und Studenten von Wien, der Fahne, die sie uns vorantragen, laßt uns folgen! Ihr Bürger und Bauern seid von nun an die Inhaber von Macht und von Ehren. Kennt Ihr die Fabel vom Fuchs und vom Raben? Der Rabe saß auf dem Baume und hatte ein schmackhaftes Stück Fleisch im Schnabel. Dem Fuchs aber gelüstete darnach. Was anfangen? Er begann mit dem Raben ein Gespräch und sagte ihm Schmeicheleien: „Was hat doch dieser herrliche Vogel für ein wunderschönes Gefieder! Welche stolze Haltung! Ich möchte wohl wissen, ob er auch schön singen kann! Gewiß hat er eine herrliche Simme!" Der Rabe, der in seinem ganzen Leben nichts ähnliches gehört hatte, ließ sich bethören, öffnete den Schnabel um zu singen, der Fuchs schnappte nach dem Fleisch und — eilte davon!

So geht's Euch! Von allen Seiten eilen sie herbei die Beamten, Officiere, Advocaten, sogar Geistliche und Adelige. Sie, die Euch früher über die Schultern ansahen, sagen Euch die schönsten Dinge. Aber seht Euch vor!

Und traut auch nicht etwa denen, welche sagen: „Seid mäßig, Bauern — werdet nicht übermüthig, Ihr habt jetzt genug Freiheit, seid bescheiden, wie es dem Schlesier geziemt." — Ich aber sage Euch: Ihr sollt den Becher der Freiheit bis auf die Neige austrinken!

Der Kampf hat ausgetobt. Die Opfer sind gefallen. Wir, die glücklichen Ueberlebenden werden die Früchte genießen. Eine neue große schöne Zeit erhebt

sich vor unseren Augen aus den Ruinen der Alten. Was jeder schweißdurchnäßte Robotbauer seit Jahrhunderten verfluchte, die tausendjährige Knechtschaft ist vorüber. — Was unserer Väter kühnste Phantasie kaum zu träumen wagte, es liegt greifbar vor uns. — Eine frische Luft weht über die freien Aecker, über eine befreite Menschheit geht die Sonne auf — und die Freiheit ist wie die Sonne, sie leuchtet für Gerechte und Ungerechte und ein Jeder darf im freien Wettstreit nach ihren Früchten die Hände ausstrecken!"

Diese Rede fand Beifall, namentlich bei den Bauern, für welche sie bestimmt war. Doch hatte der schrankenlose Radicalismus auch viele Gegner gefunden. Der Pfarrer von Bennisch, der zugegen war, wurde kirschroth vor Zorn, als ich von der Kirche sprach, und ging endlich demonstrativ zum Saale hinaus. Einige Wochen später machte er auch auf der Kanzel seinem Ingrimm Luft, indem er ein Hagelwetter, das der Gemeinde Schaden zugefügt hatte, mit dem Zorn Gottes über jene unglückselige Wahl in Verbindung brachte. — Die Predigt machte Sensation und namentlich die Bennischer Garde glaubte ihre Thätigkeit mit gar nichts besserem einweihen zu können, als dadurch, daß sie dem Hochwürdigen Herrn eine Katzenmusik brachte mit obligater Fensterzertrümmerung! — Die anwesenden Beamten und selbst der Vorsitzende schüttelten die weisen Häupter — es war auch schrecklich, solches Zeug anhören zu müssen, ohne dreinschlagen zu dürfen! — Ich entfernte mich mit Dietrich in ein nahes Gasthaus, wo wir scherzend der Entscheidung harrten. Ich war auf eine Niederlage

gefaßt. Meine Jugend stand mir in der Meinung der praktischen Männer entgegen. Ich hatte wohl herausgefunden, daß meine Worte, wenn auch die Bauern mehr als alle früher gesprochenen, beeinflußt hatten, mir dennoch bei den Bürgern manche Stimme entzogen. Bald brachte uns ein Bote das Resultat der ersten Abstimmung: Es war keine absolute Majorität vorhanden. Zwischen Dietrich, Mitschka und mir hatten sich die Stimmen zersplittert. Doch hatte Dietrich die meisten Stimmen. Es kam der zweite Wahlgang mit dem ganz unerwarteten Resultat meiner Wahl! Die Anhänger Mitschka's gaben mir zuletzt ihre Stimmen.

Die folgende Scene war feierlich. Nachdem der Wahlcommissär das Resultat verkündigt hatte und das Vivatrufen meiner Wähler verstummt war, sprach ich vor Allem meinen Dank aus für das mir geschenkte Vertrauen und gelobte feierlich, dies Vertrauen nicht zu täuschen. Ich war zu Thränen gerührt und viele der Männer wischten sich die Thränen aus den Augen. Der Bauer Mitschka sprach in böhmischer Sprache, legte seine Hände auf mein Haupt und rief Gottes Segen auf mich herab. Der Bürgermeister von Bennisch redete feierlich zu mir, bat mich, nicht zu vergessen, daß nicht nur Bauern, sondern auch Bürger, Handwerker, Gewerbe und Industrie, vielfach verschlungene Interessen meiner Obhut anvertraut seien — von denen viele, namentlich die vielen Leinwandweber des Städtchens in ärgerer Noth verkümmerten, als ich jemals bei den Bauern finden würde. — Eine Deputation der im Bezirke wohnenden Juden nahm mich zur Seite und baten

mich, für ihre Emancipation zu wirken, wenn sie auch wüßten, daß gerade unter meinen Wählern sehr viele dagegen sein würden. — Die Schullehrer erschienen und machten mich mit dem traurigen Stand der Volksschule bekannt und theilten mir ihre Ansichten mit, wie abgeholfen werden könnte. Eine bessere Besoldung und Unabhängigkeit von der Geistlichkeit waren wohl die Hauptpunkte ihrer Wünsche. — Gebirgsbauern forderten mich auf, dafür Sorge zu tragen, daß der Ausfuhrzoll auf Bauholz ganz wegfalle. Andere wünschten, ich möchte dafür streben, daß der Modus für ärarische Lieferungen verbessert werde. — Die Besitzer der Actien der Bennischer Silberbergwerke baten mich, ihnen ein Stündchen zu widmen, damit sie mich über den Stand hrer Angelegenheit vollständig instruiren könnten. Sie wünschten, daß ich das Ministerium veranlasse, diese Bergwerke für den Staat anzukaufen. — Die Vertreter eines Dorfes, das mit der Herrschaft wegen Reparatur der Kirche im Proceß war, baten mich, darüber mit dem Justizminister zu reden. Ebenso wünschte eine andere Gemeinde, daß ich ihnen ihren Gemeindewald wieder verschaffe, der ihnen von ihrem Grafen vor 100 Jahren widerrechtlich entzogen worden war. Ein Landmann verlangte ein Gesetz über Schaf-Hutweide. — Die Gemeinde Lomnitz hatte sich von einer Gräfin Blücher, die in den Zeitereignissen besser bewandert war als ihre Bauern, bereden lassen, ihre Robot für einen sehr hohen Betrag abzulösen — und nun fing dieser Löwenvertrag an sie zu gereuen — — kurz, ich wurde von einer solchen Menge von Aufträgen beladen, daß

ich endlich sehr froh war, als es meinem Vater gelang, mich in das Haus der Schwester in der tiefen Au zu entführen. Mit den Worten: Schwester, die Mutter hat Recht — ich habe einen leichtsinnigen Streich gethan und die Strafe fängt schon an, theilte ich Theresen meine Wahl mit!

Ich schlief spät ein, nach diesem aufregenden Tage. Die Zukunft lag auf mir wie ein Alp. Ich hatte ein schweres Amt übernommen. War ich stark genug es zu tragen? An gutem, ehrlichem Wollen fehlte es nicht — allein die geistige Ausdauer und sogar die körperliche Kraft — werden sie mich nicht verlassen? Früher, noch vor einem Jahre an Gesundheit einem jungen Bär zu vergleichen, fühlte ich jetzt, daß körperliche Schwäche auch den Geist beeinflußte. Ich war reizbar nervöser als früher, es fehlte die alte Kühnheit und ausdauernde Zähigkeit.

Die gute Mutter war wohl im ganzen Wahlbezirke diejenige, die meine Wahl am meisten bedauerte. Ich glaube kaum, daß einer meiner unterliegenden Concurrenten meine Niederlage mit mehr Freude begrüßt hätte, als die Mutter. Sie konnte sich trüber Ahnungen nicht erwehren. Die Lobensteiner aber waren nicht wenig stolz, daß nicht nur der Frankfurter, sondern auch der Wiener Reichstagsabgeordnete aus ihrer Gemeinde herausgeholt worden war!

Kudlich, Hans,

Rückblicke und Erinnerungen

Bd.: 1

Wien [u.a.] 1873